

**Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

**Aus dem Oldenburger Lande**

**Bucholtz, Franz**

**Oldenburg, 1889**

**urn:nbn:de:gbv:45:1-7913**



12:



MB

Buchholz,  
Aus dem  
Oldenburger  
Bande.

MB

4712:

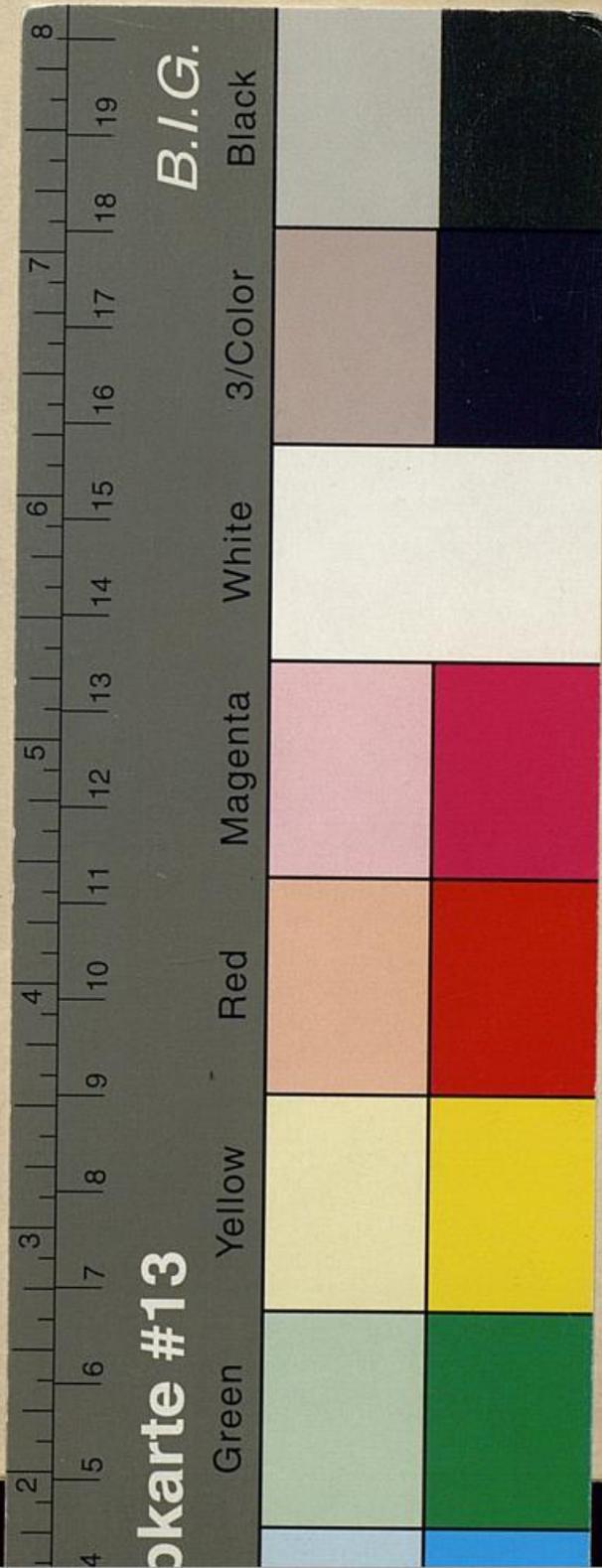
D. 333.

ccc. G

IX. A. 429a.

19/MB 4712
LANDESP. BL. OLD. N. URG
Abt.
Nr.



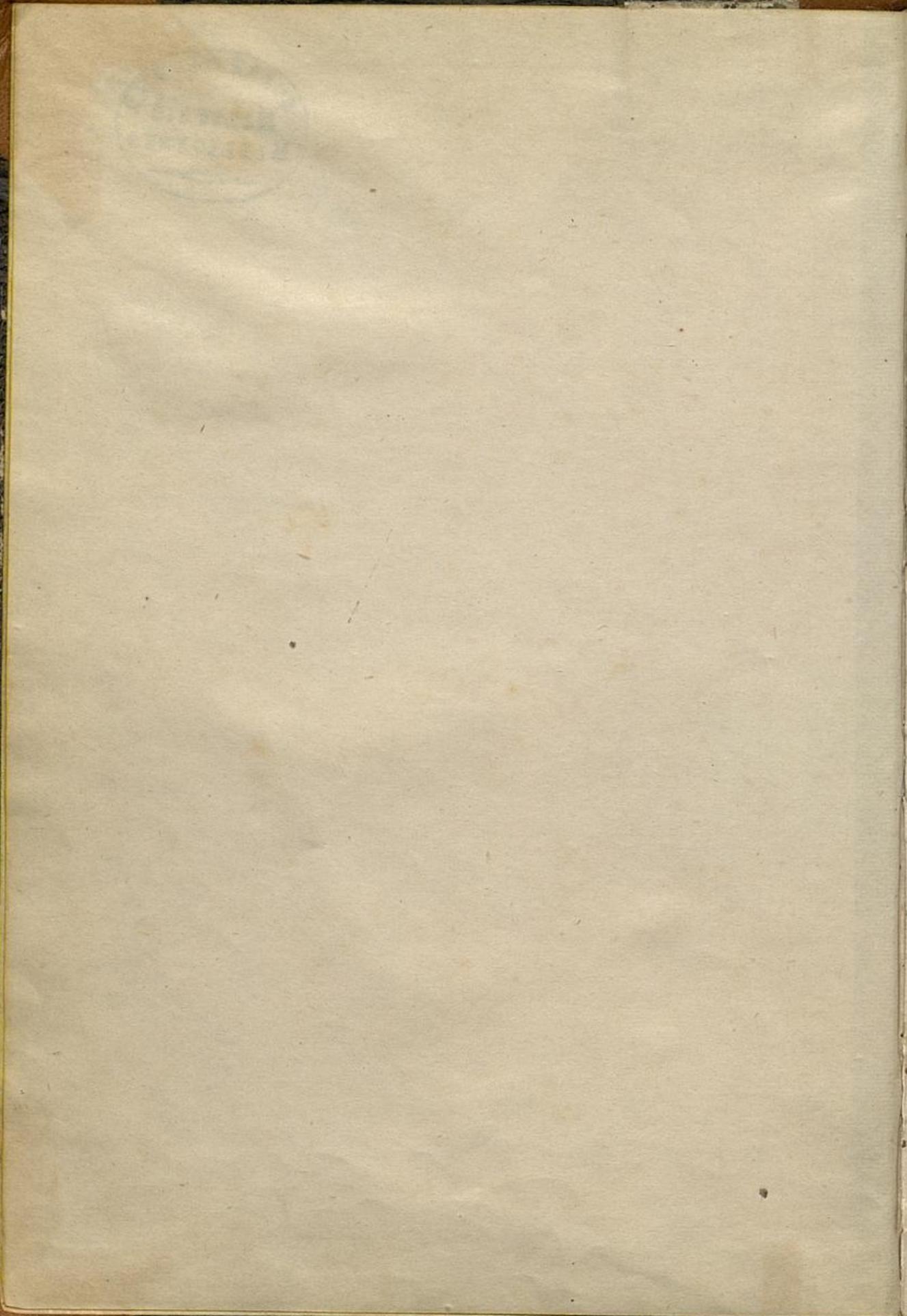


B.I.G.

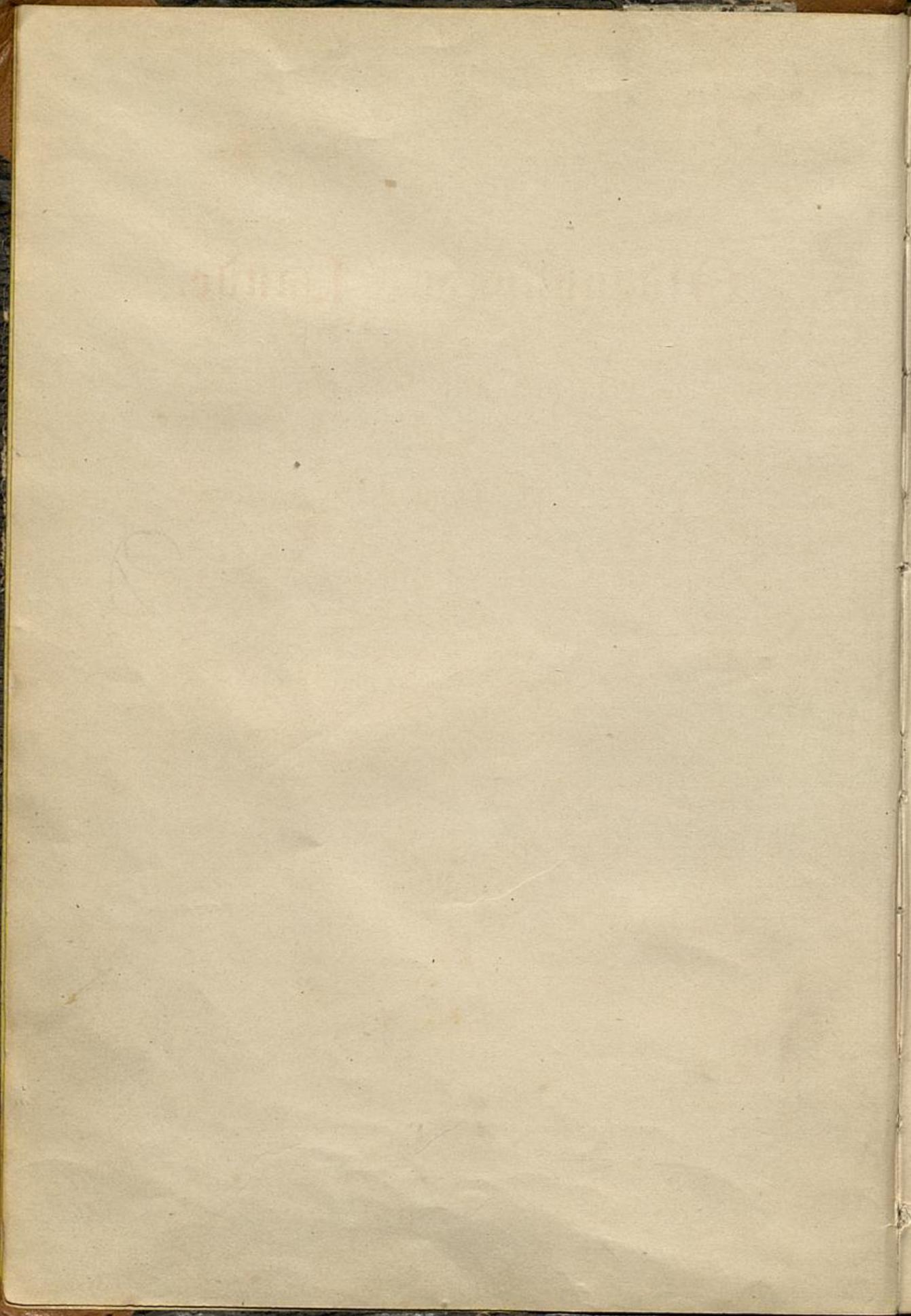
okarte #13

Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black









Aus dem  
**Oldenburger Lande.**

Bilder und Skizzen

von

H. Buchholz.

— 183 —

**Eine Heftgabe**

zum 23. October 1889, dem Tage der vor 100 Jahren in  
Oldenburg erfolgten Gründung der Gerhard Stalling'schen  
Verlagsbuchhandlung und Buchdruckerei.



Oldenburg.

Druck und Verlag von Gerhard Stalling.

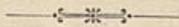
LANDES-  
BIBLIOTHEK  
OLDENBURG

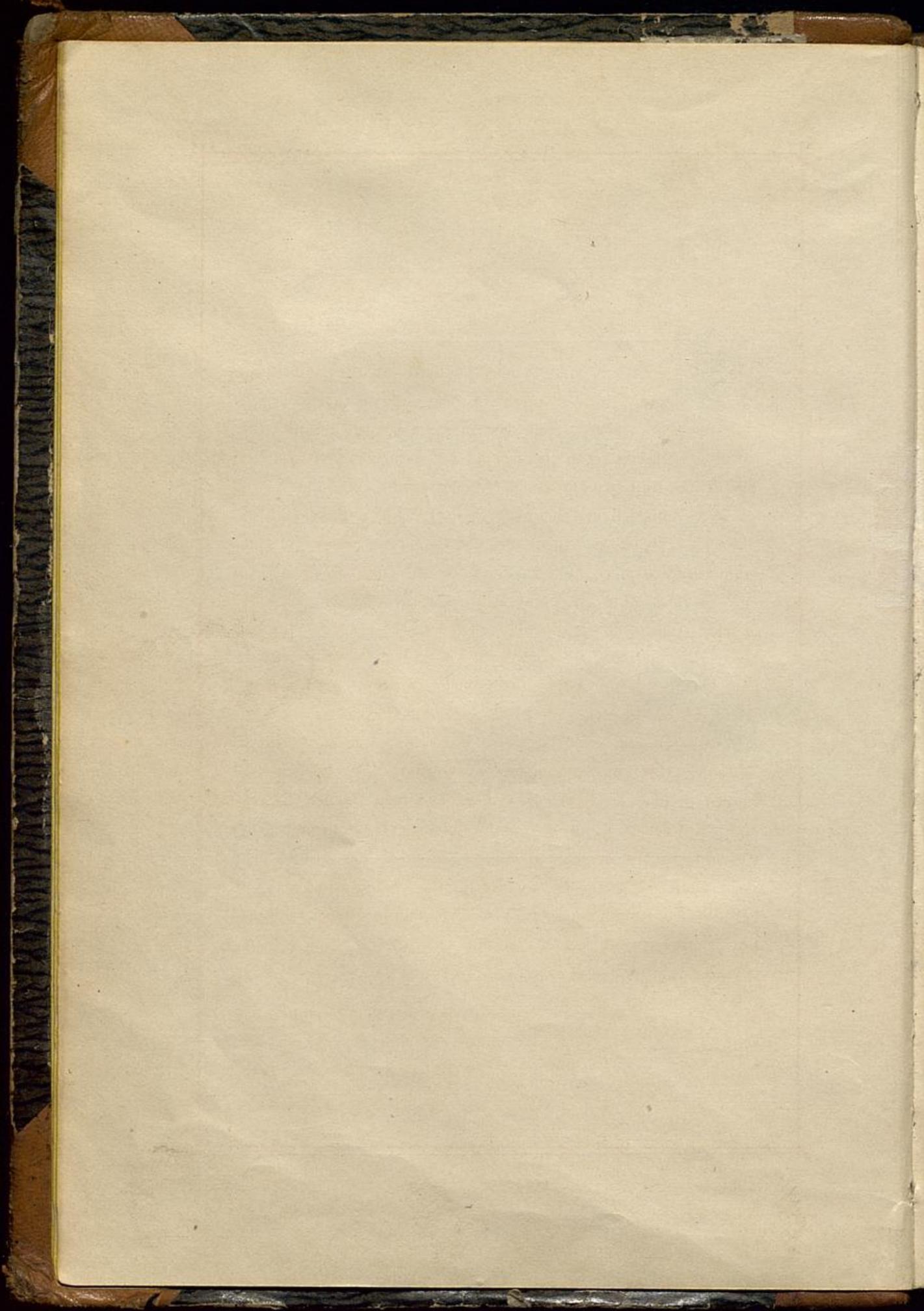




## Inhalts-Verzeichniß:

	Seite
Zur Geschichte einer kleinen Stadt . . . . .	5
Vom Kloster Rastede . . . . .	71
Das Zwischenahner Meer . . . . .	111
Die Weser entlang . . . . .	159
Am Jadebusen . . . . .	207
In die Oldenburgische Schweiz . . . . .	255
Anmerkungen . . . . .	307







Die in den nachfolgenden Blättern enthaltenen Beiträge zur Kenntniß unseres Landes sind theilweise bereits an anderer Stelle veröffentlicht gewesen und jetzt, mannichfach überarbeitet und erweitert, mit anderen Aufsätzen zu einem kleinen Buche verbunden, dem die seltene Jubelfeier der Stalling'schen Officin zu einer, der Harmlosigkeit seines Inhalts kaum entsprechenden äußeren Ausstattung verholfen hat.

Es kann nicht die Absicht sein, auf dem so reichlich bearbeiteten Felde der Lokalggeschichte und Landeskunde durchweg Neues zu bieten. Der Zweck dieser Aufsätze würde erreicht sein, wenn sie auch Bekanntes in neuer Form und Beleuchtung zeigen, in die so wenig augenfällige Landschaft etwas Stimmung bringen oder aus der Enge der Verhältnisse zuweilen den Blick in einen größeren Zusammenhang eröffnen. In den Anmerkungen ist über die in der Hauptsache benutzten Quellen Rechenschaft gegeben und mögen einige weitere Ausführungen zur Orientirung für denjenigen dienen, welcher über den einen oder anderen Punkt, der im Texte nur eine durch den Plan des Ganzen geforderte beschränkte Behandlung erfahren konnte, sich genauer zu unterrichten wünscht.

Oldenburg, 23. October 1889.

Der Verfasser.

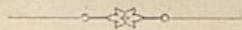
LANDES-  
BIBLIOTHEK  
OLDENBURG





Zur

Geschichte einer kleinen Stadt.





## Inhalt:

Die Anfänge Oldenburgs. — Der Graf Egilmar und die Iburger Mönche. — Der Brückenkopf an der Hunte und die Ansiedelung der Fischer und Bauern. — Das Marktrecht und die rechtlichen Verhältnisse der Bewohner. — Der Freiheitsbrief vom Jahre 1345. — Erweiterung der Stadt. — Wehrkraft. — Bürgerliche Verfassung. — Streit mit dem Grafen. — Untergang der Autonomie. — Zustände zur Zeit der letzten Grafen. — Die dänische Zeit. — Der Brand von 1676 und sonstiges Unglück. — Die Bannmeilen. — Verfassungsumwandlungen. — Verfall der Wehrkraft. — Die Stadtsoldaten. — Eintritt der Gottorper in die Regierung. — Aufhebung der Festung und Uebergang zur modernen Residenz. — Neubauten. — Die Stadtverfassung von 1853.





**W**er auf unseren Jahrmärkten in schön geräucherter Waare auf zahlreichen Tischen die Nale feil gehalten sieht, wird kaum daran denken, in welchem Zusammenhange dieser für Jung und Alt so volksthümliche Leckerbissen mit der Geschichte unserer städtischen Gemeinde steht. Aus dem Dunkel des frühen Mittelalters taucht die Burg eines Grafen auf. Weder über das Jahr ihrer Erbauung noch über die Herkunft des Geschlechtes, welches sie bewohnt, sind genauere Daten bekannt. Nur der Fisch, der in den zahlreichen Flußläufen und Tümpeln der Gegend sein Wesen trieb, durchbricht mit einem Schlage das Geheimniß, indem er der Anlaß wird, daß der Name des Ortes zum ersten Male schriftlich in einer Urkunde fixirt uns entgegen tritt.

Das zwölfte Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung war angebrochen, und wenn die junge Kolbrut vom Meere aufstieg und landeinwärts die Weser hinaufstrebte, so mußte sie damals um niedrige Marschinseln herum einen vielfach zertheilten Weg suchen, der sie endlich zwischen

den Inseln der Stedinger bei Elsfleth in die Hunte führte. Aber so wenig wie die Weser war auch diese schon in ein festes Bett eingezwängt, sondern verbreitete sich über eine sumpfige Niederung, welche jede hohe Fluth unter Wasser setzte, bis zum Moore hin, wo bereits einzelne Wohnungen der Menschen standen, welche die vor ihren Füßen im Entstehen begriffene Marsch allmählich mit festen Deichen zu sichern suchten.

Und jetzt endlich erschien dem wandernden Fische das hohe Land, die Berge bei Donnerschwee, die mit den gegenüber liegenden Anhöhen eine Einbuchtung umschlossen. Hier durchbrach die Hunte den Geestrücken und an ihrem Ufer hatte der Wind den mitgeführten losen Sand zu Dünen aufgehäuft, die, bald zu Gruppen vereint, bald einzeln aus der Niederung aufragend, den Lauf des Flusses abwärts begleiteten. Hier führte von Westen die Haaren das Wasser aus dem Hochmoore herbei und schloß sich der Hunte an, um gemeinsam mit derselben in die Einbuchtung einzutreten. Hier, wo das Geestwasser in seinem Falle zurückstaute und noch die Fluth vom nahen Wattenmeere aufzusteigen kam, gab es fruchtbare Wiesen an beiden Seiten des Stromes, die im Winter von seinem Wasser überfluthet wurden und im Sommer reichlichen Graswuchs gewährten. Hier war auch die beste Gelegenheit zum Fischfang und zur Jagd auf das kunstverständige Volk der Biber, welches seine seltsamen Colonien mitten im Schilfe und unter den herabgesunkenen Bäumen des Ufers erbaut hatte.

Ohne Zweifel waren seit uralter Zeit auf dem Rande der Geest und auf den Dünen am Flusse schon Ansiedelungen

vorhanden, die auf der sicheren Höhe das Korn bauten und ihr Vieh zur Weide in das Huntehal trieben, oder von Jagd und Fischfang ein bescheidenes Dasein fristeten. Auch hatte zu der Zeit, von der wir reden, die Organisation des Frankenreiches das Land bereits an sich gezogen, ein Graf wird genannt, welcher die königliche Gewalt im Gaue übte, den Heerbann führte und das Recht über das Volk sprach. Mit seinem Aufkommen beginnt die selbstständige Geschichte der oldenburgischen Grafschaften, deren Gebiet bis dahin einen Theil der Markgrafschaft Stade oder des bremischen Erzbischofthums gebildet hatte. Das Geschlecht des Grafen war alt eingewohnt im Lande und wenn von seinen Vorfahren wenig oder nichts berichtet ist, so wird der Grund darin zu suchen sein, daß die neue Religion des Christenthums, welche zuerst im Norden eine zuverlässige Geschichtsschreibung hervorrief, diese verlassene Gegend an der Grenze der Sachsen und Friesen noch nicht völlig in den Bereich ihrer Culturgemeinschaft gezogen hatte.

Der damalige Graf aber hieß Egilmar oder Elimar, sein Weib Richenza und seine Kinder waren Christian, Egilmar und Gertrud. Nach einer alten Ueberlieferung wohnte er in einem Hause am Zwischenahner Meere, aber sonst ist wenig von seinen Thaten bekannt. Als gottesfürchtiger Mann sorgte er redlich für die Priester und Mönche, die sich unter dem Volk ansässig gemacht hatten, um die eben erst im Christenthum Gewonnenen in dem neuen Glauben zu stärken und zu befestigen. Diese Beziehung ist es auch, welche dazu beitrug, seine Existenz historisch zu sichern. Nach dem Inhalte einer Urkunde

vom Jahre 1108 verpflichtet er sich auf Zureden seiner Gemahlin, zum Heile seiner und der Seinigen Seelen für das Kloster Iburg bei Osnabrück zu ewigen Tagen jährlich zu Mariä Geburt 90 Bund Male in Oldenburg bereit zu halten, wo sie der Abt durch einen Abgesandten in Empfang nehmen will. Der Abt und die Brüder sollen dafür fleißig für den Grafen und seine Nachkommen beten. Zur Bestätigung eines so löblichen Werkes schenkte der Graf dem Kloster ferner zum Schmuck seiner Wände eine vorzüglich schöne neue Decke, damit bei deren Anblick die Patres an die Male denken und desto eifriger für ihn beten möchten. Was war es Wunder, daß die Beschenkten hocheifrig jeden männiglich ermahnten, sich ein Exempel an einem so freigebigen Herrn zu nehmen, weil er dann aller Sünden ledig und ewig mit Christus herrschen würde.

Die Urkunde ist das älteste Dokument, in welchem der Name der jetzigen Stadt vorkommt. Das Bedürfniß fremder Mönche nach einer leckeren Fischart, welche sie in ihren Gebirgsbächen vielleicht nicht fanden, hat ihre ersten Spuren verewigen helfen. Die Menge des fließenden Wassers, welche sich hier am Abfalle der Geest sammelte, mußte aber auch in anderer Weise das Augenmerk der Gewalthaber der Landschaft auf sich ziehen. Hier kreuzten sich die großen Heerstraßen, die von Süden nach Friesland und von der Ems zur Weser führten, und um einen wehrbaren Brückenkopf an einem so wichtigen Uebergange zu schaffen, hatte die damalige Befestigungskunst der Ebene nicht viel mehr nöthig, als das Wasser in neuen Gräben um Thurm und Mauer zu leiten. Vielleicht

wird Graf Christian, der Enkel jenes Climars, ein tapferer Kriegsmann, als er Heinrich den Löwen auf einem Zuge gegen die Friesen begleitete, seinen Lehnsherrn auf diese Beschaffenheit des Terrains aufmerksam gemacht haben. Hier war die Stelle, einen Waffenplatz zu gründen, der geeignet war, dem obersten Herrn des Bezirkes Schutz gegen die Ueberfälle seiner streitlustigen Nachbarn und zugleich einen Ausgangspunkt für die Erweiterung seiner Herrschaft über die noch ununterworfenen fruchtbaren Marsch zu gewähren.

So erhob sich am Zusammenflusse der Hunte und Haaren die „Oldenburg“, kein stattliches Schloß, nur ein niedriges Haus, aber wohl verwahrt mit 2 Thürmen, einem rundlichen und einem viereckigen, unter einander verbunden durch einen großen Bogen, im Innern die Kapelle des heiligen Nicolaus, unter dessen Schutz der Graf sein Werk gestellt hatte.

Am Fuße der Burg lag die alte Ansiedelung der leibeigenen Fischer und Bauern, welche die Fastenspeise auf die Burg lieferten, Wall und Graben in wehrbarem Zustande erhielten und auf den gräßlichen Vorwerken Einsaat und Ernte beschafften. Ihre Zahl vermehrte sich durch fortwährenden Zulauf aus den Nachbarstädten und vom platten Lande. Allerlei Volk zog in den Schutz der neuen Feste, um in dieser Zeit feudaler Bedrückung und fortwährender Fehden Sicherheit für Leben und Gut zu finden. Im Jahre 1270 wird die erste größere Kirche gebaut, dem heiligen Lambertus zu Ehren, der im 7. Jahrhundert Bischof gewesen war und mit dem Tode sein unerschrockenes Auftreten gegen den fränkischen Pipin gebüßt

hatte. Neben ihr befand sich das Kloster der Augustiner und bald darauf soll auch die St. Nicolaikirche gebaut sein, während die Kapelle zum Heiligen Geist mit dem Hause für die einheimischen Armen erst später nach Erweiterung der Stadt an der neuen Mauer errichtet wurde.

Die Lage an einem Kreuzungspunkte der Heerstraße und an der schiffbaren Hunte mußte ferner darauf hinwirken, daß Handel und Gewerbe an Bedeutung gewannen und sich vom Ackerbaue, dem bisher nahezu einzigen Erwerbszweige, zu trennen anfangen. Schon treffen wir auf zwei Märkte, zu St. Viti im Sommer und St. Galli im Herbst, welche die Höhepunkte des Lebens auf der Burg und in dem Orte bezeichneten, weil der Zusammenfluß fremder Gäste ihnen die Neuigkeiten aus dem Reiche und der Nachbarschaft zuführte, die sich im gewöhnlichen Laufe der Dinge wohl selten bis zu diesem verlassenem Winkel verirrtten. Dann zog auf der Landstraße das fahrende Volk der Gaukler und Possenreißer einher und von dem nahen Bremen führte der Kaufmann auf leinwandbedeckten Karren oder flachem Rahne das Kramgut herbei, für welches er reichen Absatz unter den Bauern und Ortsinsassen erwartete. Da ein Markt ohne sicheres Geleit für die Reisenden und ohne freien Aufenthalt am Markttorte nicht möglich war, so hatte der Graf Johann X. der Stadt Bremen im Jahre 1261 die bündigsten Zusicherungen seines Schutzes ertheilt und auf dem Marktplatz bei der Kirche handhabte sein Vogt mit bewaffneten Leuten den Frieden, damit nicht Jemand mit unrecht Maß oder Gewicht betrüge oder heimlichen Mord oder sonstige Unthat begehe.

Vielleicht gehen schon in diese Zeit die Anfänge der Zünfte zurück, zu denen die Handwerker sich vereinigten, um die Interessen ihres Standes kräftiger geltend zu machen. Die neuen Ansiedler waren nicht immer Hörige, sondern oft auch freie Leute, die sich gerne an einem mit dem Marktrechte begnadigten Orte niederließen. So kam es, daß die Bevölkerung bei ihrem Anwachsen sich aus verschiedenen Elementen zusammensetzte, von denen jeder Theil nach der mittelalterlichen Rechtsverfassung das durch die Geburt erworbene Recht seines Standes behielt. Die in nächster Umgebung der Burg ansässigen Lehnsträger des Grafen lebten nach dem Lehnrechte, der freie Kaufmann stand unter dem gemeinen Landrechte, die Unfreien und Hörigen wurden nach Hofrecht gerichtet. Aber das nachbarliche Wohnen auf einem engen Plage und die Forderung eines ungehemmten Verkehrs drängten dazu, ein gemeinsames Recht für alle Bestandtheile als ein Bedürfniß empfinden zu lassen. Der Graf konnte seine Unfreien und Hörigen nicht im Hofverbande halten, ihnen nicht den Besuch der offenen Märkte verbieten oder Rechtsgeschäfte mit den Freien hindern. Er selbst hatte ein großes Interesse daran, daß der kaufmännische Erwerb sich mehrte und das Handwerk reichliche Nahrung fand, weil eine wohlhabende Bevölkerung günstig auf den Absatz der Produkte im Lande wirkte. Dies war nur möglich, wenn der Verkehr nicht an die Schranken gebunden blieb, welche die persönliche Unfreiheit der freien Bewegung der Contractanten setzte. Er mußte wünschen, daß der Besuch der bei seiner Burg eingerichteten Märkte sich mehrte, weil er einen reichlichen Zoll von allen dorthin gebrachten Waaren

als Entgelt dafür erhob, daß er Person und Habe des Zahlenden in seine Obhut nahm. Aber auch hier konnte Handel und Wandel nicht entstehen, wenn in den Personen der Käufer und Verkäufer nicht stets die Garantie der vollen Rechtsfähigkeit vorhanden war.

Dieser gesteigerte Verkehr wurde jetzt der Grund zu einem neuen Rechte für das um die Burg entstandene größere Dorf, und wenn in Wirklichkeit das Bedürfnis des Lebens über die rechtlichen Erschwerungen bereits hinaus gedrängt hatte, so kam es doch darauf an, dem Verlaufe der Dinge jetzt einen formellen Abschluß zu geben. Der Zeitpunkt, wo dies geschah, fällt ungefähr zusammen mit der ersten Kodification des Stadtrechtes in der Nachbarstadt Bremen, welche von 16 kundigen Leuten im Jahre 1303 nach dem Muster der Statuten von Hamburg, Lübeck, Stade und Riga beschafft war. Hier fand sich ein von dem alten Hof- und Landrechte ganz verschiedenes neues Recht, das Recht des freien Kaufmannes, wirksam nicht nur in der Gestaltung der Verträge, sondern auch in den Beziehungen der Familie und des Erbganges. Bei dem Uebergewicht des Bremischen Handels mußte ein solches Recht von selbst auch für die Nachbarschaft Autorität erlangen.

Wenn in dem Grafendorfe an der Hunte die gewerbliche Entwicklung die in dem bisherigen Rechte liegenden Bande bereits gesprengt hatte, so war in dem neuen Rechte nunmehr ein Vorbild gewonnen, das nach der mittelalterlichen Weise jetzt als Ganzes dorthin übertragen werden konnte. Dies ist die Bedeutung des Freiheitsbriefes, welchen Conrad I. in Verbindung mit seinen

Söhnen Conrad, Gerhard und Christian und seinen Brüdern, den Suntern Johann, Otto, Christian und Wilhelm im Jahre 1345 der Stadt Oldenburg ertheilte. Er datirt vom Heiligen zu Zwölften, dem Feste der heiligen drei Könige, dem zwölften Tage nach Weihnachten, weil man damals das Kirchenjahr von diesem Feste zu zählen anfang, oder dem sechsten Januar nach heutiger Zeitrechnung. Der Graf entließ die Stadt aus seiner grundherrlichen Gewalt, so daß sie ewiglich und immerfort frei bleiben sollte, und bestimmte, daß sie ihr Recht fortan in allen Stücken nach der Stadt Bremen zu halten habe.

Die ehemaligen Fischer und Landbauern, die eingezogenen Krämer und Handwerker treten aus der Hörigkeit heraus und erlangen alle Rechte der persönlichen Freiheit. Sie brauchen nicht mehr die Zustimmung des Grundherrn zur Verhehlung und können frei unter Lebenden und auf dem Todesfall über ihr Vermögen verfügen, ohne das Besthaupt oder einen sonstigen Erbtheil an die Burg zu entrichten. Sie haben das Recht der Freizügigkeit und können ungehindert ihren Geburtsort verlassen, ohne befürchten zu müssen, daß der Graf sie als flüchtig gewordene Hörige einfangen und zurückbringen läßt. Sie haben die Buße und das Wehrgeld der freien Leute und können selbstständig vor Gericht erscheinen, ohne der Vertretung durch den Leihherrn zu bedürfen. Und das jedem angeborne persönliche Recht verschwindet jetzt vor dem gemeinsamen Stadtrecht, die Hörigen und Freien werden auf gleichem Fuße behandelt, der im Orte ansässige Fremde kann sich nicht mehr auf sein nationales Recht berufen,

sondern erhält nach dem Rechte der herrschenden Gemeinde sein Urtheil.

Mit dem eigenen Stadtrechte ist deshalb der Begriff des Bürgerthums gegeben, und die leblose Masse der hörigen Leute erhält jetzt zum ersten Male jene Organisation, die trotz allem Wechsel der Form bis heute die Grundlage der communalen Freiheit geblieben ist. Nicht die Niederlassung einiger Fischer- und Bauernfamilien an dem Orte, wo Graf Egilmar einen Halsfang hatte, nicht die Aufführung einer Burg, wo ein hochfahrender Herr mit seinen Reifigen hauste, sondern das Geschenk des Freiheitsbriefes bezeichnet in Wahrheit den Zeitpunkt, von dem wir das selbstständige Bürgerwesen der Stadt datiren.

Wenig von der altfächsischen Gemeindefreiheit hatte sich durch den Druck der fränkischen Zeit hindurch gerettet, vielleicht nur einige Selbstverwaltung in der Markengemeinde, in welcher die Grundbesitzer für ihre Angelegenheiten sorgten und Weg und Steg in der Gemarkung unterhielten, vielleicht einige Selbstständigkeit in der Wahl der Vorsteher, welche Graben und Wall in Stand setzten und die Dienste der Pflichtigen für die Landesherrschaft leiteten. Die neue Stadtgemeinde umfaßt jetzt alle Lebensverhältnisse der Bürger und tritt an Stelle aller besonderen Interessentenschaften. An die Spitze ihrer Verwaltung treten nach bremischem Muster 18 Rathsmänner, die in dem Rathe bleiben sollen der Zeit, daß sie leben. Und wenn Einer von ihnen stirbt, so sollen die 17 einen anderen Biedermann an seine Stelle wählen, welcher der Stadt nütze und recht ist, und geschieht es, daß das städ-

tische Wesen sich hebt und ausdehnt, so mögen sie noch 6 andere wählen, die hiernach dem Herrn und der Stadt Gelübde und Schwur thun, wie es diese 18 gethan haben.

Gegenüber der neuen Gemeinde fixirt aber auch der Graf die Rechte, welche er sich und seinen Nachkommen reservirt. Er behält die Mühlen, den Strom, den Zoll, die Zehnten und die Münze, die Hausstellen innerhalb der Mauer, die er den Bürgern zur Heuer zu geben versprochen hat. Zweimal in der Woche, Mittwochs und Sonnabends, soll sein Vogt in der Stadt Gericht halten und die dort erkannte Brüche ihm allein zufallen. Seine Burg, welche die ganze Fläche zwischen Haaren und Hunte, die Mühlen, die Mühlenstraße und den Jordan mitbegriff, bildete eine Immunität innerhalb der Stadt mit einer eigenen Verfassung. Falls einer aus der Stadt den dort wohnhaften Mannen Schuld giebt, so soll er ihn vor dem Grafen verklagen, und erst wenn dieser nicht binnen 6 Wochen zu Rechte helfen kann, soll es darum gehen, wie es Stadtrecht ist. Dagegen aber nimmt der Graf den Verkehr des Ortes in seinen Schutz. Er will freimachen und sichern helfen die Hunte von der Stadt bis zu dem Weißen Orte, der nördlichen Ecke des Stedingerlandes am Ausflusse der Hunte, wo vielleicht ein Kreuz errichtet war, und alle Wege, die der Kaufmann wandern mag zu und von der Stadt. Das war nicht unwesentlich in einer Zeit, wo so oft verwegene Gefellen auf der Heerstraße lauerten und gierig nach dem Bürger spähten, der mit bewaffneten Knechten sorgenvoll seine Waaren über Land brachte. Auch die Juden will er schützen, die von den canonischen Zinsverböten befreit waren und das

so wichtige Geldwechselgeschäft inne hatten. Doch sollen dieselben sich von keiner Kaufmannschaft nähren, sondern hier den Wucher nehmen, wie in der Stadt Bremen. Für alle diese Wohlthaten aber soll die Stadt sich nicht verbinden weder brieflich noch eidlich mit keinen Niederlanden, den freien Landschaften Frieslands, noch mit keinem anderen Landesherrn oder Städten, sondern dem Grafen seine Herrschaft wahren helfen gegen alle Niederlande bis zu den Wursthiesen im Lande Wursten mit aller Macht, nur daß die Stadt selber stets mit genügendem Volke bewahrt bleibt.

Diese Stücke hat der Graf der Stadt in Treuen gelobt und heilig geschworen und die Stadt Bremen, welche neben dem Codex ihrer Statuten auch das hamburgische Schiffsrecht mitgetheilt hatte, leistete in einem besonderen Briefe die Gewähr, daß die der Stadt Oldenburg geschworene Freiheit ewiglich gehalten werden solle, auch blieb sie für die Rechtsprechung der Oberhof der Stadt. Denn Nichts war natürlicher, als daß man sein Recht an demjenigen Orte, woher man es bezogen hatte, auch ergänzen und in streitigen Fällen entscheiden ließ.

Der Aufschwung der Stadt zu Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts, welcher ihr zu dem Gnadengeschenke des Freibriefes verholfen hatte, führte gleichzeitig zu einer Erweiterung des Stadtgebietes.

Die älteste Ansiedelung lag auf dem schmalen Raume, der im Süden von der alten Haaren, der sogenannten Hausbäke, im Norden von der jetzigen Gast-, Schütting- und Staustraße umschlossen wurde und in dem die an Zahl und Wohlhabenheit wachsende Einwohnerschaft jetzt

kein Unterkommen mehr fand. Er war bereits mit Wall und Mauer umgeben und neben derselben verstärkte ein anderer Arm der Haaren den kriegerischen Schutz, der durch das sumpfige Terrain der Boggenburg die jetzige Haarenstraße entlang floß und am Stau sich mit dem Hauptarme vereinigte. Während im Süden durch die Niederung der Hunte nur ein schmaler Damm führte, der durch die gräßliche Burg gedeckt war, mußten an dieser nördlichen Stelle die Festungswerke naturgemäß am höchsten sein, weil von Donnerstwee her ein Geestvorsprung eine leichte Zuwegung bis zum Flusse hinab gewährte. Nördlich dieses Raumes dehnten sich die Gärten, Ackerländereien und Wiesen der Eingeseffenen aus, zwischen denen sich in sanften Windungen ein Weg hindurchzog, die große Verkehrsader der jetzigen Langenstraße. Vielleicht waren hier außerhalb des Bereiches der Festung schon Häuser entstanden, die dem Feinde eine Stütze für den Angriff darbieten konnten und in Brand gesetzt werden mußten, damit das stürmende Fußvolk sich nicht dort einniste. Wenn die sich mehrende Bevölkerung größeren Raum zum Anbaue und Sicherung gegen feindlichen Ueberzug verlangte, so war das neue Terrain gleichzeitig dem Festungsringe anzuschließen, und so sehen wir zur Zeit der Ertheilung des Freiheitsbriefes oder bald nachher auch die Bollwerke der Stadt sich bis an die Grenzen vorschieben, die noch jetzt durch die Wallanlagen markirt werden. Der Arm der Haaren, der die erste Befestigung der Stadt umfloß, wurde nördlich um den neuen Wall geleitet, wo er noch heute den Stadtgraben bildet. Der bisherige Arm wurde zugeschüttet, der alte Wall abgetra-

gen und das gewonnene Terrain der jetzigen Haaren-, Schütting- und Staufstraße zwischen dem Grafen und den Bürgern getheilt. Damit es den Letzteren an dem nothwendigen Backsteinmateriale für die Neubauten nicht fehle, schenkte der Graf ihnen sein Ziegelhaus vor der Stadt, ungefähr an der Stelle des jetzigen Ziegelhofes. Um einem feindlichen Angreifer nicht Gelegenheit zu geben, auf dem Glacis des Walles sich festzusetzen, behielt der Graf sich vor, daß man der Stadt mit Scheuern oder Raten nicht näher bauen dürfe, als bis zur Haarenmühle oder dem Siechenhause bei der Gertrudiskapelle, wo man fern von der Bewohnerschaft die armen Pestkranken oder die an Aussatz leidenden Fremden verpflegte.

\* \* \*

Um die Stadt gruppirt sich jetzt das neue Staatsgebilde, welches die unablässige Thätigkeit der Grafen aus den Bruchstücken der alten Gaue zusammentrug, nachdem der tragische Ausgang Heinrichs des Löwen sein großes Stammherzogthum zersplittert und dem in dem fränkischen Beamtenadel emporgekommenen Geschlechte die Reichsunmittelbarkeit verschafft hatte. Zunächst um die Burg umschlossen die Gemeinden der Hausvogtei den Kern des Landes, von wo aus die Vorstöße zur gelegentlichen Abrundung des Besitzes gemacht wurden. Während das mit den Wittkindischen Erinnerungen verknüpfte Wildeshausen im 13. Jahrhundert verloren ging und um Delmenhorst zeitweilig mit Bremen gekämpft wurde, blieb am rechten Weserufer das schöne Heirathsgut Landwülden seit dieser Zeit für immer Oldenburgisch. Die Eroberung

Stedingens gestattete den Grafen, zum ersten Male in der Marsch festeren Fuß zu fassen und von da aus ihre kriegerische Tendenz auf die friesischen Seelande zu richten, wobei sie der Eifersucht der um die Sicherung des Weserstromes besorgten Hansestadt begegneten. Aus allen diesen Fehden, welche in trockener Aufzählung die einheimischen Chroniken füllen, aus den fortwährenden Erbstreitigkeiten, welche der üppig aufwuchernde Stammbaum des Hauses unter dem Nachwuchse erzeugte, ragt als wichtiges Ereigniß, dessen Bedeutung späterhin hervortrat, die Wahl des Sohnes Diedrichs des Glückseligen, Christian, zum Könige von Dänemark im Jahre 1448 hervor, welche den kleinen ammersehen Grafen zum ersten Male die freie Bahn auf einem größeren Schauplatze eröffnete.

Mit der Erlösung aus dem grundherrlichen Banne hatte die Stadt eine neue Anziehungskraft für die Umgegend gewonnen. Ihre Einwohnerschaft mehrte sich allmählig und der Raum zwischen dem alten Burgring und den neuen Befestigungswällen begann sich mit Straßen und Neubauten zu füllen. Die Stadt nahm ein Wappen an, eine rothe Mauer mit 3 Thürmen, aus deren aufgeschlagenem Thore ein Bischof tritt, wahrscheinlich der heilige Lambertus, in der linken den Stab, die rechte Hand segnend emporgehoben und vor sich das Wappen der gräflichen Familie.

Seit der Befestigung der Stadt war die Hauptbestimmung ihrer Bürger die Bewachung und Vertheidigung des Stadtwalles. Sie ersetzten deshalb die stehenden Garnisonen der späteren Zeit. Jeder Wehrpflichtige mußte für seine Ausrüstung selbst sorgen und nur für den Armen

trat die Gemeinde ein. Zu dieser Zeit ging an Sonn- und Feiertagen kein Bürger aus, ohne von seinem kriegerischen Schmucke wenigstens das Schwert anzulegen, und wenn die Wache an den Thoren abzulösen war oder bei ausgebrochener Fehde der Glockenschlag ertönte, so eilte Jeder auf den Sammelplatz seines Quartieres, auf dem Kopfe die eiserne Haube, einen leichten Blech- oder Drahtpanzer um den stark gefütterten Leibrock, die Hellebarde oder die Armbrust in der durch den eisernen Handschuh geschützten Hand. Für die Schlagfertigkeit des gräflichen Heeres besaßen die Bürger einen um so größeren Werth, als sie an Leichtigkeit der Bewegung die schweren Lehnsreiter, an angelehneter Waffentüchtigkeit die zuchtlosen Bauernhaufen übertrafen. Und wie tapfer hatten sie sich geschlagen, als in dem Hin- und Herwogen des langen Krieges die Stedinger einmal die Stadt zu überrumpeln gedachten, aber auf die wachsamten Einwohner stießen, welche sie unter Führung der mit dem Grafen verbündeten Ritter von Eversen mit blutigen Köpfen heimjandten! Welchen Ruhm hatte später die Bürgerschaft geerntet, als es auf der Tugelermarsch zwischen dem Grafen und dem kecken Robert von Westerholte zur Schlacht kam, in welcher der erstere einen glänzenden Sieg davon trug und die aufrührerischen Edelleute gefangen nahm, die auf dem Thurme zu Oldenburg ein trauriges Loos erwartete! Damals führte Oltmann von Beverbeke das Fußvolk, der im Norden der Stadt auf seiner Burg am Biberbache ansässig war.

Der Schwerpunkt der bürgerlichen Verwaltung lag in dem Collegium der Rathsmannen, welche für den

Vorsitz und die Handhabung der laufenden Geschäfte einigen älteren Mitgliedern Auftrag ertheilten, aus denen die späteren Bürgermeister hervorgingen. Die Lebenslänglichkeit des Amtes und die Selbstergänzung des Rathes durch die bisherigen Insassen mußte auch hier die Gefahr einer Geschlechterwirthschaft wachrufen, zumal noch kein Gesetz den gleichzeitigen Eintritt von Blutsfreunden in den Rath ausschloß. Doch bei der Beschränktheit aller Verhältnisse hat der anderswo für die städtische Verfassung so verhängnißvoll gewordene Ansturm der Demokratie hier einen großen Umfang sicherlich nicht angenommen. Die Zünfte, die seit dem 14. Jahrhundert für alle wichtigeren Gewerke aufgekomen waren, wurden später mit dem Stadtrregimente in Verbindung gesetzt, indem man jedem Amte nach bremischem Muster Rathsherren zu Vorstehern gab, die sogenannten Morgensprachsherren, deren wachsamere Thätigkeit es gelungen sein wird, auch die tumultuarisch angelegten Köpfe unter den Innungsgeoffen im Zaume zu halten. Für den entscheidenden Punkt des städtischen Haushaltes, die jährliche Rechnungsablage des Kämmereers, suchte man die Gunst der Deffentlichkeit zu gewinnen, indem man sie am Tage der Ertheilung des Freiheitsbriefes in feierlicher Handlung auf dem Rathhause vor versammelter Gemeinde stattfinden ließ. In wie weit im Uebrigen der Gemeinde ein Antheil an der städtischen Verwaltung eingeräumt war, läßt sich bei dem Dunkel der Ueberlieferung nicht genau nachweisen. Doch war es ohne Zweifel von jeher üblich, daß bei wichtigeren Anlässen die stimmfähige Bürgerschaft auf das Rathhaus beschieden wurde, um ihre Meinung erkennen zu geben. By Borgemester, Rath-

manne und Meenheit to Oldenborg — beginnen deshalb die alten Urkunden, um die Gesamtheit der städtischen Interessentkreise zu bezeichnen.

Viel bedeutender für das innere städtische Leben fiel aber das Verhältniß zum Grafen ins Gewicht.

Die Abgrenzung der gegenseitigen Rechte war nicht so genau vorgenommen, als daß nicht noch ein zweifelhaftes Gebiet in der Mitte übrig blieb. Der zur modernen Landeshoheit sich entwickelnden gräflichen Gewalt stellte sich das Expansionsbestreben der anwachsenden Gemeinde gegenüber, und es gab manchen Punkt in dem erweiterten Umfange der staatlichen und communalen Thätigkeit, wo diese beiden Kreise sich feindlich treffen mußten. Der schließliche Ausgang derartiger Differenzen konnte allerdings, wenn er allein auf die Frage der Macht gestellt war, nicht zweifelhaft sein. Das Handwerk und die kleine Kaufmannschaft waren von der guten Meinung des Grafen und dem Verbrauche seiner Hofhaltung zu sehr abhängig, als daß ein dauernder Conflict sie nicht an der empfindlichen Stelle der bürgerlichen Nahrung getroffen hätte. Die mit einer inneren Befestigung umgebene Burg, deren Besatzung seit dem 16. Jahrhundert durch angeworbene Soldtruppen verstärkt war, lag drohend vor dem Haufen der Bürgerhäuser und mußte zur Vorsicht mahnen, wenn man sich einfallen lassen wollte, dem Machthaber des Landes mit Trotz zu begegnen.

Das 16. Jahrhundert ist die Zeit, wo Graf und Stadt oft drohend mit einander rangen und aus einer Reihe fortwährender Krisen ein neuer Rechtszustand hervorging.

Der Streit begann unter Graf Johann XIV. Dieser gab den Bürgern Schuld, daß sie einen Knecht seines Bruders todtgeschlagen und andere herrschaftliche Diener mit Wehr und Waffen bis ans Schloß verfolgt hätten, daß sie in dem Kriege wider die Friesen auf ergangenen Glockenschlag nicht gefolgt seien, obgleich der Feind bereits bei Edewecht gestanden. Der lang hingehaltene Groll kam 1501 zum Ausbruche, als Johann auch die Ursache der ihm bei Golzwarden von den Butjadingern beigebrachten Niederlage den Bürgern zuschob. Erst im Jahre 1510 gelang es, einen Vergleich zu schließen, welcher die Rechte des Grafen und die Freiheit der Stadt bestätigte und die Bedeutung eines Grundgesetzes gewann, weshalb er jedesmal am 12. bei Gelegenheit des Rathswechsels öffentlich verlesen werden sollte.

Doch das Feuer glimmte unter der Asche und flammte unter Johann XVI. noch einmal empor. Im Jahre 1580 protestirte der Rath, daß man von ihm an den Grafen appellire. Die Sache gelangte an den Kaiser zur Entscheidung, der dem Grafen Recht gab und den Rath in Strafe nahm. Später versuchte die Stadt dem Grafen die Befugnisse zu bestreiten, Strafen auf Unzucht und Ehebruch zu legen. Doch die Juristenfacultät zu Leipzig sprach sich abermals für den Grafen aus. 1587 entstand Streit wegen der Bürgerwehren, welche der Graf bei den damaligen gefährlichen Zeitläuften durch seine Hauptleute mit visitiren lassen wollte, woraus der Aufstand des jungen Rathsherrn Braun Stöhr hervorging. 1590 waren wiederum Irrungen vorhanden über die Ausdehnung der Gerichtsbarkeit, Bewachung der Stadt, Korn-

gelder, Accise zc. Der Rath schloß mit dem Grafen einen Vergleich ab, gegen welchen die gemeine Bürgerschaft Aufruhr erregte, so daß der Graf unterm 11. Januar 1592 schließlich einen Machtspruch erließ, durch welchen Alle, die jenes Vertrages in Unehren gedenken oder ihn mit allerlei Muthwillen, hämischen Schreien, Thür- und Fensterstürmen anfechten sollten, mit schweren Strafen bedroht wurden.

Die Wehrhaftigkeit der Stadt mag allerdings damals viel zu wünschen übrig gelassen haben. Denn der energische Graf erließ in demselben Jahre noch viele andere die öffentliche Sicherheit betreffende Bestimmungen. Die Harnisch- und Wehrbeschauung sollte zweimal im Jahre stattfinden. Bei einer solchen im Jahre 1581 hatte die Stadt 440 Bewaffnete in 44 Rotten gestellt, die auf eine Einwohnerzahl von ca. 4000 Seelen schließen lassen.

Das Resultat des jahrhundertlangen Kampfes war das vollständige Uebergewicht des Grafen. Die mit dem Studium des römischen Rechtes emporgekommenen neuen Staatsmänner betrachteten die Städte als Minderjährige und den Landesherrn als ihren Obervormund. Die stehenden Soldtruppen machten ihn unabhängig von der Bürgermiliz und sicherten ihm die militärische Beherrschung der Stadt. In ihrem Gefolge kam das Erforderniß neuer Steuern und eine der drückendsten Lasten, die Einquartierungslast, die man bis dahin nicht gekannt hatte. Die alte städtische Freiheit sank dahin, alle Verordnungen in Angelegenheiten der Commüne gingen von dem Grafen aus und selbst das eigenste Recht jeder Genossenschaft, die Wahl ihrer Vertreter, gerieth in Abhängigkeit von dem Landesherrn und bald ganz in seine Hände.

Am Schlusse der gräflichen Zeit hat sich der neue Zustand allmählig fixirt. Die Stadt nennt sich nunmehr eine gräfliche Erb- und Landstadt. Die Bürgermeister, drei an der Zahl, werden vom Grafen ernannt, die Rathseleute aber von ihm auf Vorschlag auserlesen und gewöhnlich aus den Stadtbaumeistern genommen, welche für Unterhaltung der Mauern und Wälle sorgten und die erste Stufe für den Dienst in der Gemeindeverwaltung bilden. Jedem Bürgermeister stehen fünf Rathsfreunde zur Seite, von denen einer Kämmerer ist und des Rathes Kasse unter Händen hat. Dieses Collegium nannte man einen Schof. Alle 3 Jahre wechseln die Bürgermeister mit ihrem Anhange. Sie erledigen mit ihrem Schofe die geringfügigen Angelegenheiten selbstständig und nur wenn wichtigere Sachen oder Prozesse vorkommen, soll der ganze Rath bei seinem Eide gefordert werden. Vereinzelt treten von den Meistern der Handwerker auch die Geschworenen und Werkmeister hinzu. Von einem Antheile der ganzen Gemeinde an der Stadtverwaltung ist nicht mehr die Rede.

\* \* \*

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts erreichte die gräfliche Dynastie ihren Höhepunkt in den Grafen Johann XVI. und seinem noch größeren Sohne Anton Günther, welcher den einheimischen Mannesstamm des Geschlechtes endigt und dessen mild-patriarchalische Erscheinung noch lange in der dankbaren Erinnerung seiner Unterthanen fortlebte. Bezungen sahen sich nach zähem Kampfe die Bauernrepubliken des Butjadingerlandes, der Besitz der Friesischen

Weede war siegreich gegen den neidischen Nachbar behauptet, die reiche Erbschaft der Bapinga's umschloß auf der anderen Seite die Einbuchtung der Jade. Delmenhorst blieb auf immer mit Oldenburg vereinigt, seitdem durch die Einführung des Erstgeburtsrechtes den verderblichen Folgen der Erbtheilungen vorgebeugt war. Reich geworden durch die Einziehung der Kirchengüter und die weiten Strecken des dem Meere abgerungenen Landes verschmähten sie den falschen Schimmer kriegerischen Ruhmes, dem in jenen Zeitläuften so viele Fürsten zum Ruine ihrer Länder nachjagten, sondern setzten in weiser Selbstbeschränkung die Fülle ihrer Kraft zur Hebung der ererbten Grafschaft ein, die wie eine glückliche Insel aus der See der Verwüstungen hervorragte, welche in dem Jahrhundert der Religionskriege über den Boden Deutschlands zerstörend dahinvogte.

Nicht jeder Reisende, der auf der Heerstraße von Bremen über Ostfriesland nach den Niederlanden unsere Stadt passiren mußte, wird den Aufenthalt damals so wenig behaglich gefunden haben, wie der reizbare Justus Lipsius, der im Jahre 1586 hier einige Tage zurückgehalten wurde, weil auseinandergelaufenes Kriegsvolk die Wege unsicher machten. Die armen Oldenburger mußten die schlechte Laune des Leydener Gelehrten über diese nothgedrungene Verzögerung entgelten. In den an seine Freunde in der Heimath gerichteten Briefen, die später von denselben ohne sein Wissen veröffentlicht wurden, schildert Lipsius mit Witz, aber sicherlich nicht ohne Uebertreibung das Ungemach, welches die schwere Kost, der Speck und der braune Kohl, das Schwarzbrod und der

stinkende Käse seinem Professorenmagen bereiteten. Aber den böswillig Angegriffenen entstand ein Rächer in dem streitbaren Hamelmann, der ebenso grimmig, wie er die calvinistischen Rezereien bedräute, auch die Feder für seinen Brodherrn zu führen wußte. Oldenburg ein Nest? es ist wohl eine ordentliche Stadt und so wohlfeil darin zu leben, daß man sich mit einem Groten satt essen und trinken kann. Weiß der Schreiber denn nicht, daß die Grafen von Wittekind abstammen und Dänemark und Holstein Fürsten gegeben haben? Hat er nichts von Oldenburgs fetten Ochsen und schönen Pferden gehört? Einige Oldenburger haben sogar Lateinisch gelernt. Die Mädchen sind hübsch und gehen zu aller Fremden Wohlgefallen in simpler sittsamer Tracht einher. Der Briefsteller muß in eine Bauern-Herberge gerathen sein, denn sonst hat man hier fürtreffliche Wirthshäuser, worin man Bier und Wein und Alles, was das Herz begehrt, bekommen kann. So geht der Fehdebrief noch Seiten lang fort. Das von der Vertheidigung ins Feld geführte schwere Rüstzeug entsprach kaum der Bedeutung der Sache. Die Verwünschungen, welche dabei Hamelmann nach frommer Theologen Art auf das Haupt seines Gegners häufte, mochten indessen Lipsius selbst nicht angenehm berühren; denn er meinte gutmüthig, daß er der Tugend der braven Westphälinger nicht im Mindesten nahe getreten sei und nur im Scherze von ihrer äußeren Art zu leben geredet habe und daß diese elegant sei, dürften sie wohl selbst nicht behaupten.

Aus diesem literarischen Gezänke werden wir uns ein lebendiges Bild von der Erscheinung der Stadt und

ihrer Bewohner am Schlusse der gräflichen Zeit kaum machen können. Ohne Zweifel wird aber der Reisende, der damals von der Osternburg her auf dem durch die Hüneniederung führenden Damme über vorgeschobene Festungswerke und vielfach verleitete Flußarme sich seinem Ziele näherte, nach dem Maßstabe der Zeit kaum einen weniger freundlichen Eindruck von unserm Orte empfangen haben, als ihn jetzt seine grüne Umgebung gewährt, wenn auch die Vororte noch fehlten und die niedern Wälle unmittelbar aus Gärten und Wiesen emporragten.

Nachdem er durch die Dammforte beim jetzigen Schloßgarten eingelassen war, traf der Ankommende auf den weiten Complex der zur gräflichen Burg gehörigen Baulichkeiten. Verschwunden waren seit dem 16. Jahrhundert die beiden alten Thürme, die den Haupttheil der ersten Befestigung gebildet hatten, und an Stelle des niedrigen Hauses erhob sich der prächtige Barockbau Anton Günthers, der auf seinen Reisen die Kunst der Italiener schätzen gelernt hatte und nun auf seiner einsamen Grafschaft hoch im Norden sich einen Palast nach ihrer Stylweise errichten ließ. Seltsam genug mag sich die stolze Front von Quadersteinen unter den alten Häusern von Fachwerk oder Backsteinen ausgenommen haben, die den inneren Ring des Hofes besetzt hielten, welchen der breite Schloßgraben bespülte. Wünschte der Fremde zu sehen, was die Residenz an Merkwürdigkeiten bot, so wurde ihm vom Hausgeräthmeister wohl meistens der große Saal gezeigt, der wegen seiner allegorischen Darstellungen als ein Gegenstand vielfacher Bewunderung galt. War der Fremde ein vornehmer Herr, der dem Grafen seine Auf-

wartung machen wollte, so wurde ihm ein Willkommens-  
trunk in dem güldenen Horne gereicht, welches die Fa-  
milie als kostbarstes Kleinod bewahrte. Es war ein Werk  
der Kölner Goldschmiedekunst des Mittelalters und so reich  
mit wunderbaren Figuren, Bildern und Wappen geschmückt,  
daß man es nicht für Menschenwerk halten mochte und  
seine Herkunft mit der anmuthigen Sage von dem Grafen  
Otto umgab, dem es auf der Jagd in den Osenbergen  
von einer plötzlich hervortretenden Jungfrau überreicht  
war, als er verirrt vom Wege und müde im Sattel lehnte.  
Und noch immer verrieth das Wunderhorn seine geheim-  
nißvolle Herkunft in dem stark irdenen Geruche, welcher  
ihm nicht zu benehmen war, und als nachgehends ein  
Fuß davon zerbrach, fand man, daß kein Metall kein  
Feuer annehme, weshalb auch kein Künstler den Schaden  
zu repariren vermochte.

Nach der Stadtseite führte eine Zugbrücke auf den  
Baumhof, der als Lustgarten eingerichtet war und der  
gräßlichen Jugend zum Spiel und zur Erholung diente.  
Zu demselben Zwecke hatte Anton Günther nördlich davon  
an der Haaren, wo seit 1817 das Regierungsgebäude  
steht, ein Ballhaus errichtet, die Mauern ohne Fenster,  
mit hohem Dache, durch welches das Licht von oben fiel,  
wie es nöthig war, um den gehörigen Raum für die  
Pflege dieser hochgeachteten Leibesübung zu gewinnen.  
Dann kamen östlich davon die weitläufigen Stallungen,  
die Reitbahn mit ablaufenden Gallerien, der Schloßküchen-  
garten und das Vorwerk mit seinen Dependenzen, wie sie  
eine große Deconomie erforderte, die von den Meierhöfen  
die Abgaben an Korn und Schlachtvieh sammelte, um sie

für den vielfachen Bedarf einer starken Hofhaltung gewärtig zu haben. Zwischen dem Vorwerke und der Hunte lag das Zeughaus mit seinem Zimmerplatze und dem Materialhofe. Hier wurden die eisernen Geschütze und Mörser, die Kugel- und Pulver-Vorräthe aufbewahrt, die zur Reserve für die Festungen des Landes: Oldenburg, Delmenhorst, Ovelgönne, Apen und die Schanzen zu Ellenferdamd dienten. Darunter befanden sich kunstvoll gegossene Exemplare, Geschenke fürstlicher Persönlichkeiten mit Verzierungen und schönen Sprüchen und als eine besondere Seltenheit wurde die Kanone des Königs von Dänemark angestaunt, auf deren Lauf der ganze Stamm- baum der Grafen seit Wittekind eingegraben war. Einem vielberühmten Mordinstrumente der Neuzeit glich die Orgelpiipe mit ihren 76 Musketenläufen, die auf einer Lafette lagen und mit einem einzigen Lauffeuer angezündet wurden. Da waren endlich in langen Reihen auf den Böden zusammengestellt oder über einander geschichtet die kurzen und langen Röhren, die Sturmhüte, Hellebarden und Schwerter, die man zur besseren Bewaffnung der Landfolge bereit hielt, die noch immer zu bestimmten Zeiten sich versammelte, um unter Leitung des gräflichen Vogtes und der als Anführer gewählten Eingeseffenen im kriegerischen Handwerk sich zu üben.

Der Haarenfluß schied die gräfliche Residenz von der Stadt und nur ein einziger Zugang führte zu derselben. Auf dem Platze der jetzigen Ministerialgebäude lag die alte Canzlei und das Haus des Kanzlers, welches letztere ursprünglich ein Besizthum der Osnabrücker Terminarier vom Augustiner-Orden gewesen war. Aber nicht mehr

ein ritterbürtiger Herr vom einheimischen Adel, sondern ein aus der Fremde herbeigeholter Doctor der Rechte mit latinisirtem Namen führte zu dieser Zeit die Geschäfte, welche immer mehr die schreibseligen Formen der neueren Bureaucratie anzunehmen begonnen hatten. Und dann kam die Stadtkirche, das Heiligthum des Merovingischen Bischofs, ein gothischer Bau mit vielen Querdächern und einem Glockenthurme an der Seite, seit 1516 vergrößert und von Quadersteinen neu aufgeführt. Seitdem hatte man die Heiligen-Geistkirche eingehen lassen und behielt daneben nur die 1647 von Anton Günther neu restaurirte Nicolaikirche, welche vielleicht die Kapelle dieses Heiligen auf der Burg ersetzen sollte. Der rigorose Sinn der Reformation war über das Innere der Kirchen dahingefahren. Verschwunden waren die Altäre mit ihren Geräthen und Schildereien, die Baldachine, Banner und Fahnen, welche einst dem Gottesdienste ein so festliches Gepränge verliehen hatten, und selbst in der Lambertikirche sah man kaum einen anderen Schmuck, als das mehr prächtige als geschmackvolle Epitaphium, welches Graf Anton Günther sich und seiner Gemahlin aus Marmor und Mabaister hatte bauen lassen und das leider beim Umbau der Kirche 100 Jahre später zu Grunde ging.

Der Kirchhof mit dem Glockenthurme nahmen damals über die Hälfte des jetzigen Marktplatzes ein, so daß zu bezweifeln ist, ob das 1635 neuerbaute Rathhaus recht zur Geltung gekommen sein wird. Mehr als heute war zu jener Zeit, als sich der Ort auf den Raum innerhalb der Festungswälle begrenzte, hier der Brennpunkt des städtischen Lebens, wo sich nach der Kirche Bürger und

Gesellen im Festtagskleide versammelten, um Neuigkeiten zu besprechen und Geschäfte zu bereden. Hier hatten ehemals schon die Dorfvorsteher unter freiem Himmel getagt und demnächst die aus Hörigen zu freien Bürgern Gewordenen sich ein schmuckloses Haus für die Zusammenkunft ihrer Rathsmannen erbaut, das dem Kunstsinne der Gegenwart nicht mehr genügte. Hier hatten seit Alters her zur Marktzeit der Krämer aus Bremen und der wandernde Spielmann gewetteifert, um mit Geschrei und buntem Flitter die Fischer und Bauern in ihre Zelte zu locken. Aus dem Dorfe war eine Stadt geworden, die Zahl der Märkte hatte sich vermehrt und ihre Concurrrenz wurde von dem einheimischen Gewerbe nicht mehr so harmlos betrachtet. In unmittelbarer Nähe dieses Marktverkehrs befand sich der Rathskeller, ein wesentliches Stück im öffentlichen Leben. Unter der Rose, wie man sagte, wurde das Gericht gehalten und hier versammelten sich beim Biere die Rathsherren, wenn die Geschäfte der Stadt zu sehr ihre Gemüther bedrückten. Der ehrsame Bürger schloß sich ihnen gerne an, um auch sein Urtheil über die Angelegenheiten des Gemeinwesens an den Mann zu bringen, das ihm in anderer Form geltend zu machen nicht mehr vergönnt war. Ein zweiter Hauptversammlungsort war der Schütting, das Haus der Kaufleute und Gildegenossen. Für die reisenden Leute waren eigene Herbergen mit Zuschuß der Landesherrschaft eingerichtet. Wenn aber der gräfliche Gebieter seinen treuen Unterthanen eine Freude bereiten oder der Rath die Pflicht der Repräsentation auszuüben gehalten war, wie an den Tagen des jährlichen Rathwechsels, so fand im Raths-

keller eine freie Zehrung statt und männiglich drängten sich die Bürgerleute um die Tonne, aus denen das schäumende Maß in ihre durstigen Kehlen floß.

Die seit dem 14. Jahrhundert nach Norden hin erweiterte Stadt umfaßte ursprünglich Gärten, Höfe und geräumige Plätze. Wie alle Städte, hatte sie 4 Hauptstraßen mit 4 Hauptausgängen nach den einzelnen Himmelsrichtungen, und wenn wir uns die vom Damme zum Heiligengeistthore führende Längestraße und die längs der ersten Umwallung die Haaren entlang laufende Haaren-Schütting- und Staustraße vergegenwärtigen, so haben wir in dem dadurch gebildeten Kreuze das Schema der ersten Stadtanlage. Mit der zunehmenden Bevölkerung war der Werth des Arealles innerhalb der Stadtmauer gestiegen. Neue Querstraßen waren durchgelegt und durch das Zusammendrängen der Wohnungen in dem durch die Befestigungen beschränkten Raume bekam die innere Stadt allmählig jenes unregelmäßige Aussehen, zumal der Aufbau vor den Thoren aus Sicherheitsgründen noch lange Zeit beschränkt blieb. Im 17. Jahrhundert erfuhr die Stadt eine abermalige Zunahme ihrer Bevölkerung dadurch, daß sie der Zufluchtsort vieler Bedrängten wurde, welche bei den andauernden Religionswirren Schutz in den ruhigeren Oldenburger Landen suchten.

Ursprünglich war der Ort, wie alle mittelalterlichen Städte, nicht gepflastert und seine Straßen sahen nicht anders aus, wie noch heute diejenigen in den Dörfern, bei nassem Wetter undurchdringlicher Koth und bei trockenem tiefer Staub. Nur, wenn der Graf oder ein fürstlicher Gast einen Umzug halten oder von der Kirche aus eine

große Prozession sich durch die Hauptstraßen bewegen sollte, wurde der schlimmste Dreck entfernt oder durch Aufstreuen von Schutt die schlechteste Stelle wegsam gemacht. Wer einen trockenen Zugang zu seinem Hause haben oder das bei Regen plötzlich anströmende Wasser fernhalten wollte, half sich so gut er konnte, indem er Bretter oder Balken vor die Hausthüre legte. Im 17. Jahrhundert wird man auch in Oldenburg, wenigstens in den Hauptstraßen, schon zu einem Pflaster gekommen sein, indem jeder Anlieger ein Pfand nach der Breite seiner Besizung zu unterhalten bekam. Aber das Pflaster war schlecht. Auch kannte man noch nicht Trottoire. Die Gasse lief in der Mitte der Straße und war der Sammelplatz von allem Unrath, der von den Misthaufen und den Schweineföven vor den Häusern durchsickerte oder aus den Häufingen und den heimlichen Gemächern hierher geleitet wurde. Wer unbequeme Sachen, Was von Hunden und Katzen zu beseitigen hatte, warf es auf die Straße und bitter ward damals geklagt, daß namentlich der Markt, die Kirchhofsmauer oder die nahe vorbeisließende Haaren der allzubeliebte Ablagerungsplatz derartiger Gegenstände sei, so daß kein Einheimischer oder Fremder an der Sauberkeit der Stadt sein Vergnügen haben könne. Nur ausnahmsweise wurde bei besonderen Gelegenheiten, bei einem vornehmen Besuche oder hohen Festen durch den Rath mittelst öffentlichen Ausrufes eine allgemeine Reinigung der Straßenzüge angeordnet. Zeitweilig kamen Regenschauer der mangelnden Straßenpolizei zu Hülfe. Dann stürzte von den Dächern vermittelst der Wasserspeier alles Wasser auf die Straße und bildete Uberschwemmungen,

da das Gefälle zu schlecht war, um einen raschen Abzug zu ermöglichen. Solche Zustände waren nicht sehr gesundheitsfördernd und nicht zum mindesten der Grund der vielen Verheerungen durch ansteckende Krankheiten, von denen uns die Chroniken berichten. Erst allmählig bahnt sich die Erkenntniß von dem Werthe einer reinlichen Straße an. Die erstarkende Polizei wird regsamer in dem Erlasse allerlei Verordnungen, welche die größten Auswüchse nach und nach beseitigen. Zu Anfang des nächsten Jahrhunderts beginnt man, den Anliegern eine Reinigung der Straße an jedem Sonnabende zur Pflicht zu machen, und am Montage darauf gehen des Richters Knechte herum, um erforderlichenfalls durch sofortige Pfandung den Saumseligen anzuhalten, den Unflath vor seinem Hause oder dem Schweinestalle zu entfernen. Doch wurde erst 1817 eine allgemeine Straßencasse errichtet, zu welcher jeder Grundeigenthümer zu contribuiren hatte und die auch staatliche Zuschüsse zur Förderung der vielen noch erforderlichen Neupflasterungen erhielt.

Der Verkehr auf den Straßen war gering. Man sah selten einen Wagen, außer, wenn ein Bauer Korn zu einer gräflichen Mühle brachte oder ein Bürger Dünger zum Acker hinausfuhr. Deshalb wurde es auch als Uebelstand nicht so sehr empfunden, daß Vorbauten aller Art die Passage beengten. Die Keller hatten Eingänge von außen und, wo nur irgend Platz war, hatte man zur Seite der Hausthüre gemauerte Bänke, die man Beischläge nannte. Sehr häufig waren Bäume vor die Häuser gepflanzt, namentlich kurzgeschorene Linden, welche die Woh-

nungen kühl hielten. Auch das Handwerk nahm jeden freien Platz für seine Verrichtungen in Beschlag. Der Gerber ließ seine Häute zum Trocknen auf die Straße hängen, und der Tischler, Böttcher und Zimmermann seine Sägeböcke und Holzstapel vor der Thüre stehen. Gänse und Hühner liefen überall ihrer Nahrung nach und flohen erschreckt davon, wenn vereinzelt eine außergewöhnliche Erscheinung, eine gräßliche Equipage oder eine Schaar berittener Söldner sich durch den Ort bewegte. Am unangenehmsten empfand es der Passant, wenn er von den Schweinen auf der Straße angelaufen wurde. Im Jahre 1592 erließ der Graf eine grimmige Verordnung, um die zudringlichen Thiere wenigstens von den Wällen fernzuhalten, doch zierten ihre hölzernen Koven noch lange die kleinen strohgedeckten Wohnungen in den ärmeren Stadttheilen.

Die Häuser führten noch keine Nummern, sondern erhielten ihren Namen von der Belegenheit, von einem Thiere oder von einem sonstigen Ereignisse, z. B. „Drei Sterne“, „König von Dänemark“, „Zum Anker“, „Zum Bremer Schlüssel“. Diese Namen und Embleme waren auf eisernen Aushängeschildern draußen kenntlich gemacht, die, wenn der Wind durch die Straßen ging, ein unheimliches Getöse verursachten, auch mitunter herunter fielen und die Straßengänger beschädigten. Erst die staatliche Brandcasse am Schlusse des 18. Jahrhunderts hat eine Numerirung der Häuser durchgeführt und blieb seitdem die alte Bezeichnungsweise nur noch für Wirthshauschilder üblich.

Auf den Ackerbau, den jeder Bürger neben seinem Geschäfte betrieb, wurde auch in der Einrichtung der

Wohnungen der Hauptwerth gelegt. Daher die mächtige Einfahrtsthüre, die geräumige Hausflur und die Menge Bodenraum, während man sich für das Unterkommen der Bewohner so viel als möglich behalf. Eine mäßig große Wohnstube unten an der Diele oder hoch aufgetrepppt über dem Keller, eine dunkle, der frischen Luft wenig zugängliche Kammer dahinter, kleine Schiebefenster, deren untere Hälfte aufgeschoben wurde, wenn man mit krummem Rücken den Kopf ins Freie stecken wollte, im Hintergrunde der Diele das Heerdfeuer, wo man nicht zur Seite bereits einen Küchenraum abgekleidet hatte, in welchem das Geräth von blankem Zinn erglänzte, welches auch bei den Vornehmen die Stelle von Silber und Porzellan vertrat — so war im Allgemeinen das Haus des wohlhabenden Stadtbürgers beschaffen. Seine Grundzüge haben sich bis in das jetzige Jahrhundert überliefert. Wenig Schmuck befand sich im Innern und nur der hohe Giebel an der Straßenseite pflegte mit Schnitzwerk geziert zu sein. Noch gab es keine großen Läden und Schaufenster, weil überhaupt wenig fremde Waare herein kam und das städtische Handwerk allen Bedürfnissen genügte. Krämer und Ellenhändler hatten auf der Diele einen hölzernen Verschlag und draußen als Zeichen ihres Handels einen hölzernen Käse oder eine Trommel mit einem Streifen bunten Tuches bezogen. Außer Häring und isländischem Fisch (Stockfisch) war kaum einige fremde Gwaare im Gebrauch. Die feineren Spezereien und spanischen Weine, welche den erst Mitte vergangenen Jahrhunderts durch die Hansestädte eingeführten Bordeaux ersetzten, wurden in den Apotheken feilgehalten, Caffee und Thee hatten noch nicht

die hergebrachten Suppen von Bier oder Grüße verdrängt. Nachdem verschiedene Brände und namentlich das verderbliche Feuer am Schlusse des 17. Jahrhunderts die alte Stadt fast vollständig zerstört haben, würden wir uns von ihrer äußern Physiognomie kaum eine zutreffende Vorstellung machen können, wenn nicht der heutigen Generation noch das Bild des alten Mengers'schen Hauses an der Langenstraße erinnerlich oder das Degode'sche Haus gegenwärtig wäre, das mit seinen malerisch vorspringenden Giebeln wie eine verlorene Erinnerung aus jener Zeit in die kahle Flucht der modernen Straße hineinragt.

In dieser Umgebung lebte der damalige Bürger bescheiden von dem Ertrage seines Handwerkes, seines Acker's oder kaufmännischen Geschäftes. Der Handel mit Holz oder Korn und das Bierbrauen waren die wichtigsten Gewerbe. Große Sorgfalt wurde von Seiten des Grafen darauf verwandt, daß jederzeit ein genügender Vorrath an Roggen und Korn bei den Bürgern auf Lager war, sowohl aus militairischen Rücksichten, als um den Theuerungen vorzubeugen, die bei den mangelhaften Verkehrsverbindungen damals so leicht entstanden. Das fremde Bier war zum Besten der städtischen Casse und zum Schutze des einheimischen Gewerbes mit einer hohen Steuer belegt. Das Hamburger und Lübecker zahlte 4 Grote, die damals besten Sorten aber, die Braunschweiger Mumme und das Einbecker Bier, 12 Grote per Tonne. Das Bier hatte damals allgemeinere Bedeutung als jetzt, weil es zu gleicher Zeit den Caffee oder Thee und den Branntwein ersetzte, welcher letztere nur als Medicament galt.

Auch einige Schifffahrt war vorhanden. Denn 1587 rühmt sich der Graf, daß er, um die Stadt in bessere Nahrung zu setzen, ihre seefahrenden Bürger und Kaufleute gegen die Anmaßungen der Bremer beschützt und bei des Königs Majestät zu Dannemarken die Begnadigung mit der Schifffahrt in Island erlangt habe, welche aber thatsächlich wohl kaum wird ausgenutzt sein.

Eigene Landwirthschaft war für jeden Haushalt unentbehrlich. Die reicheren Bürger hielten sich Pferde und Kühe und hatten Aecker und Weiden, während die kleineren Handwerker wenigstens einen Garten besaßen und jährlich ein oder zwei Schweine fett machen konnten. Das Hauptackerland der Stadt lag auf dem Esche vor dem jetzigen Pferdemarktsplatze bis zu den Lehmkuhlen, während westlich sich die große Gemeinweide, das Stadtfeld, erstreckte. Ein bewegtes Leben muß es damals gewesen sein, wenn im Sommer Frühmorgens der Hirte blasend durch die Straßen ging, und Jeder, der nicht eigene Wiesen besaß, seine Kuh herausließ, damit sie sich dem gemeinsamen Zuge auf die Weide anschließen konnte. Jedes Thier kannte genau seinen Weg und fand sich, wenn der Zug gegen Abend brüllend heimkehrte, richtig vor seinem Stalle wieder ein. Dann kamen auch die Milchmädchen der Reicheren mit ihren blanken messingbeschlagenen Eimern von den Weiden zurück. Sie pflegten sich unter dem Gewölbe des Heiligengeistthores zu versammeln und gemeinsam unter heiteren Scherzen zur Stadt aufzubrechen. 1763 wurden mit der Landesherrschaft die streitig gewesenen Grenzen des Stadtfeldes regulirt, wobei die Stadt die Freiheit erhielt, innerhalb ihres Antheiles Ansiedler

auszusetzen und Büsche zu pflanzen. Vollständig verschwand die gemeinsame Benutzung der Weide aber erst im Laufe des jetzigen Jahrhunderts, als die neueste Entwicklung des städtischen Handwerks die Landwirthschaft in den Hintergrund gedrängt hatte.

Schärfer als jetzt, wo das strahlende Gaslicht gestattet, das Treiben der Gasse bis in die Nacht zu verlängern, setzte zu jener Zeit das Scheiden der Sonne und der Einbruch der Dunkelheit der Tagesarbeit ein Ende. Dann schlossen sich die Thore der Festung, der Stadtwachtmeister nahm die Revision ab und trug dem präsidirenden Bürgermeister die Schlüssel ins Haus. Wer sich draußen verspätet hatte und nach der Sperre Eintritt begehrte, mußte einen Pfort-Schilling erlegen, es sei denn, daß gefährliche Zeiten vorhanden waren, in denen überhaupt zur Nachtzeit die Thore nicht mehr geöffnet wurden. Der fleißige Handwerker, der sich mit den Hühnern zu Bett legte, um sich Frühmorgens mit ihnen zu erheben, verschloß jetzt ebenfalls sein Haus, nachdem er sich vorsorglich überzeugt hatte, ob auch Feuer und Licht wohl verwahrt und eine nachlässige Magd die Asche nicht im glühenden Zustande ausgebracht hatte. Denn schrecklich war in jenen Tagen die Geißel einer Feuersbrunst, und wenig half es, daß der Graf in seinem Zeughause auf Schlitten ruhende Sprüzen, Leiter und Haken bereit hielt, die der Burggraf mit seiner Mannschaft ungesäumt zur Stelle zu bringen hatte, und daß jeder Rotte Brandmeister vorgeetzt waren, welche die noch sehr einfachen Löscheräthschaften und die auf Rufen stehenden stets gefüllten Wassertonnen zu beaufsichtigen hatten. Wenn plötzlich

in der Stille der Nacht der unheimliche Ruf ertönte und bald die langsamen Schläge der Kirchenglocken und der aufsteigende rothe Schein die Bewohner aus dem Schlummer schreckten, so war gewöhnlich darauf zu rechnen, daß in nicht langer Zeit ganze Reihen der leichten, aus Bindwerk und mit Stroh gedeckten Häuser von der wüthenden Flamme niedergelegt waren.

Unterdessen aber waren auf der menschenleeren Gasse die dunklen Gestalten der städtischen Wächter aufgetaucht, angethan mit Laterne, Spieß und Horn, um Leben und Gut der Bewohner vor dem schadenbringenden Elemente zu bewahren. So ganz anders war damals die Zeiteintheilung, daß im Winter schon um 4 Uhr Nachmittags der Thorschluß stattfand und die Hornwacht, wie man die Nachtwächter nannte, schon um 8 Uhr ihren Rundgang begann. Von da an ertönte alle Stunde ihr langgezogener Ruf und der hergebrachte fromme Gesang, zum Trost für den, der noch in Sorgen wachte, zur Warnung Jedem, der auf dunklen Wegen Böses sann.

Aber nicht immer war der Dienst dieser Wächter ein leichter und bequemer. Oft genug galt es, den trunkenen Gesellen zu wehren, die spät Abends aus der Amtsstube heimkehrten und in der pechschwarzen Finsterniß so gerne zu allem Schabernack aufgelegt waren. Oftmals zeigte sich fremdes Gesindel in der Stadt, namentlich entlassene Kriegsknechte, die räuberisch ihre Existenz auf Kosten des Landes fristeten, das sie durchzogen, bis ein anderer Kriegsherr die Heimathlosen in seine Dienste nahm. Dann kamen von der Burg oder den Thorwachen bewaffnete Abtheilungen den städtischen Beamten zu Hülfe.

Nicht selten störten Waffengeklirr und heftiger Wortwechsel die nächtliche Ruhe. Wer nach Sonnenuntergang die Straße passiren und sich sichern wollte, nicht über einen Holzhaufen des Zimmermanns den Hals zu brechen oder heimlich umherschleichenden Gaunern in die Hände zu fallen, mußte sich den Weg zu seinen Füßen selbst erleuchten. Jeder, der des Nachts ohne Laterne betroffen wurde oder den Wächtern auf Anruf keine Antwort gab, riskirte, ohne Weiteres verhaftet zu werden. Erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurde eine Beleuchtungscasse errichtet und auf der Straße hin und wieder ein Pfahl eingeschlagen mit blechernem Kasten, aus dessen zwei runden Glasscheiben das spärliche Licht einer Thranlampe hervorschien.

Der ruhige Bürger vermied derartige Gänge und empfand es als eine der lästigsten Pflichten, wenn er nach der vorgeschriebenen Reihe die Wache an einem Bürgerthore, dem Haaren-, Heiligengeist- oder Stau-Thore, beziehen mußte. Freilich wird man das Wachhalten nicht allzu buchstäblich genommen haben. Die längste Zeit konnte sich der tapfere Krieger ohne Zweifel einem erquickenden Schlummer überlassen, weshalb man auch diese Art des Dienstes das Schlafen auf den Thoren zu nennen pflegte. Die strengen Vorschriften der gräflichen Wachordnungen beweisen, wie sehr man mit den Unarten und gelegentlichen Widerseßlichkeiten einer ungern aufgebotenen Mannschaft zu kämpfen hatte.

Und wie viel gemüthlicher saß es sich daheim bei Weib und Kind um das Heerdfeuer oder in der Kellerstube, dem einzig heizbaren Gemache, welches das Talg-

licht oder die Thranlampe mit sanftem Qualm erfüllte! Lang war der Winterabend und, während die Frau geschäftig die Nadel rührte und das Gesinde spann, berichtete der Hausherr von den Neuigkeiten des Tages, die in das Dasein des kleinen Ortes Abwechslung und Zerstreuung brachten. Da hatte am Morgen auf dem Markte ein Bauer sich bei betrügerischen Praktiken ertappen lassen, am Abend vorher waren im Rathskeller die vom Biere erhitzten Gäste mit den gräßlichen Söldnern aneinander gerathen oder die beim Schloßbau beschäftigten italienischen Steinmetzen hatten einmal wieder die Arbeit verlaufen, weil ihnen das schwarze Brod und die ungewohnte Kost nicht behagte. Einen nachhaltigeren Gegenstand der Unterhaltung gab es, wenn ein interessanter Criminalfall endlich in dem langwierigen und heimlichen Verfahren des Blutgerichtes seinen Abschluß gefunden hatte und nun alles zur Urtheilsvollstreckung vorbereitet wurde. Auf dem Markte stand der Pranger, der Schandpfahl oder Raak, an dem die kleinen Diebe, die Fälscher und liederlichen Dirnen angeschlossen wurden, während der Pöbel und die liebe Jugend sich damit vergnügte, sie mit Schimpfworten, faulen Eiern oder gar mit Steinen zu tractiren. Auf der Osternburg am Wege nach Kreyenbrück lag der herrschaftliche Richtplatz, wo die schwereren Verbrecher dem Nachrichter übergeben wurden, oft erst, nachdem sie alle die raffinirten Qualen erduldet hatten, mit denen ein härter denkendes Geschlecht den Arm der Gerechtigkeit auszustatten liebte. Rascher drang jetzt auch die Kunde von den großen Bewegungen im Reiche bis in die nördlichen Grenzmarken und lebhafter wurde mitempfunden,

was sie an neuen Ideen und geistigen Anregungen in weite Kreise hinein austreuten. Noch standen alle Religionsfragen im Vordergrunde des Interesses, und wenn auch der als leibhaftiger Antichrist angesehene Papst aus dem Gesichtskreise des sich seiner evangelischen Gesinnung stolz bewußten Oldenburger verschwunden war, so blieben doch im eigenen Lager die Täuferbewegung und die endlosen Zänkereien der Reformirten und Lutheraner, die namentlich von Bremen her mannigfachen Zündstoff in die Grafschaften hineintrugen.

Streng wurde auf äußere Kirchlichkeit gehalten, und der Graf, der die bischöfliche Gewalt in seiner neugegründeten Landeskirche ausübte, ließ es sich angelegen sein, durch eine sorgfältige Ordnung dem Neubaue eine feste Unterlage zu verleihen. Namentlich die Sonntagsruhe war mit allem polizeilichen Schutze umgeben und an den von dem Grafen eingeführten Fast- und Bußtagen blieben sogar die Mittagsmahlzeiten untersagt. Nach eingeläuteter Mittelpredigt mußte alles Fahren auf der Straße aufhören. Selbst die Barbierere sollten das Bartputzen gänzlich unterlassen und alle Frauens-Bisiten und alle Besuche der Kindbetterinnen wie auch bei Leichen eingestellt bleiben. Aus der lateinischen Schule zogen die Lehrer mit ihren Schülern paarweise zur Kirche und ordneten sich auf der hohen Brichel um ihren Cantor. Kein Hausvater würde es für erlaubt gehalten haben, zu fehlen, wo am Sonntage das lautere Gotteswort von der Kanzel verkündigt wurde, und alle Jahre wenigstens einmal kam auf der vorgeschriebenen Visitationstour der Prediger zu ihm ins Haus, um sämtliche Hausgenossen

zu erforschen, wie weit sie in der Erkenntniß der nothwendigen Glaubenslehren und Lebenspflichten gekommen seien, insonderheit aber die ärgerlichen Sünder zu ermahnen, die er in seinem schwarzen Register nach Ordnung der heiligen zehn Gebote verzeichnet hatte.

Wer so am Vormittage seinen Pflichten als Christ genügt hatte, durfte am Nachmittage auch der Erholung nachgehen. Oeffentliche Tanzbelustigungen gab es noch nicht und das junge Volk mußte sich das Vergnügen aufsparen, bis in der Nachbarschaft eine Hochzeit gefeiert wurde und dann zum Schlusse Alt und Jung auf der großen Hausflur sich im Reihen schwang. Aber ein Spaziergang vor den Thoren hatte auch schon damals seine Reize. Der Eine sah von den hohen Wällen die Sonne untergehen, deren Glanz noch kein Moorrauch trübte, oder blickte auf die grünen Wiesen an der Hunte, die von Weidevieh dicht besetzt waren. Der Andere ging weiter zu den Krügen in den nahen Dörfern, nach Nordhorst, das man später Nadorst nannte, oder zu den gräßlichen Gärten vor den Thoren, wo er die Verirkünste der springenden Wasser bewunderte oder an den zierlich verchnörkelten Beeten, an dem zahmen Wild oder seltenen Federvieh sich ergötzte.

Prächtiger, als der mancher anderer Fürsten war, war der Hofstaat Anton Günthers eingerichtet und im Widerscheine dieses Glanzes konnte sich auch die Bürgerschaft seiner Residenz. Eine Oberhofmeisterin, vier Hofdamen und zehn andere adelige Fräulein machten den engeren Hofstaat der Gräfin aus, ein Oberhofmeister, Hoffstallmeister, Oberkammerherr, Oberjägermeister, Kammer-

herren und Hofjunker bildeten die Umgebung des Grafen, ungerechnet die Menge der Pagen, Trabanten, Trompeter und Pauker, der Lakaien, Jäger und Stallbedienten, welche auf der Burg und den Jagdschlössern zum täglichen Dienste bereit waren. Man möchte sich gerechten Zweifeln hingeben, wie es möglich war, aus dem kleinen Lande die Mittel für den täglichen Unterhalt eines solchen Hofstaates und Trosses zu ziehen, wenn man nicht die geltende Steuerzahlung durch Naturalien und die reichen Einkünfte der Meiergüter berücksichtigt. Es konnte nicht fehlen, daß an einem so stattlichen Hofe die Besuche von fremden Fürsten und angesehenen Persönlichkeiten sich mehrten, welche der Ruf der gräflichen Gastfreundschaft anlockte, manchmal auch der Nebengedanke leitete, dem gütigen Herrn des Hauses und glücklichen Inhaber einer stets gefüllten Truhe ein Darlehn abzuschmeicheln.

An solchen Tagen wurde nichts verabsäumt, um jeden Gast seinem Stande gemäß zu ehren. Für seine Bauern, die in der Eigenschaft als hauptsächlichste Steuerzahler sich einer besonderen Fürsorge erfreuten, hatte zwar der Graf soeben eine Verordnung verkündigen lassen, die genau vorschrieb, wie viel Gäste der Fürnehme, Mittlere oder Geringe bei Hochzeiten, Kindel- und Tröstelbieren einladen, wie viel Tonnen Bier und Essen er reichen, wie viel Spielleute ohne Trummel und Trommeten er zur Erhöhung der Festesfreude zuziehen durfte. Die Städter aber waren im Ganzen von dieser peinlichen Aufsicht entbunden. Entweder vertraute man ihrer eigenen Einsicht und klugem Maßhalten, oder man glaubte die Härte eines auferlegten Zwanges nicht durch die un-

gebundene Freiheit des Hofes vergrößern zu dürfen, welcher bei derartigen festlichen Gelegenheiten allen Pomp entfaltete, der allerdings mehr als einmal durch hervorragende Zwecke der Staatsraison erfordert war.

Dann wurden dem Gaste zum Willkomm die sämtlichen Geschütze auf den Wällen dreimal nacheinander abgefeuert, daß es wie ein Gewitter über die Stadt hinzog, oder von der Eisbastion sandte am Abend ein Feuerwerk seine leuchtenden Garben in die Luft, daß die hinter der Schloßpforte versammelte Jugend vor Staunen laut aufschrie. Dann zeigte der Marstall des ersten Pferdekenners im Reiche die Reihe seiner Vierer- und Sechser-Züge, alle prächtig aufgezümt mit bunten Kopffedern und durchflochtenem Schweif und Mähnen, alle gleich von Farbe oder seltenen Abzeichen, worauf die damalige Zucht einen Hauptwerth legte. Da gab es außer braunen Pferden hermelinfarbene, gelbe mit schwarzen Mähnen und Schweifen, orangefarbene mit weißen Behängen, tiger- und apfelgraue, wie der berühmte Kranich war, den der Graf bei der Einholung seiner blutjungen Braut ritt. Wenn es gerade angänglich war, wurde zur Lust der fremden Herrschaften auch wohl ein Bär auf dem Schloßhose gehezt, und für das edle Waidvergnügen, das der Graf unendlich liebte, hatte er sich in seiner Grafschaft ein Terrain geschaffen, wie es anderwärts kaum zu finden war. Die Umgebung der Stadt wimmelte von Fasanen und das ganze Land war ein Thiergarten. Wollte man mit dem Falken auf Reiher und Wildente beizen, so fand man bei Drielake ein Gehege. Wenn über Felder und Haiden die Hasen getrieben oder Reh- und Rothwild im Walde gepürscht

werden sollte, brach die Jägerei nach Raftede, Welsburg oder Burgforde auf. Von einem Herrn, der so vielseitig auf das Wohlbefinden seiner Gäste Bedacht nahm, war natürlich des Ruhmens kein Ende, und der ihm durch eine Prinzessin aus seiner großen Verwandtschaft beigelegte Titel: eines heiligen römischen Reichs Stallmeister, Jägermeister und Wirth entsprach so sehr dem seltenen Umfange dieser Freigebigkeit, daß er bald als allgemein anerkannt in allen Landen galt.

Aber auch andere Gäste drängten sich an den Hof heran, oft von etwas zweifelhafterem Character. Da waren Goldmacher und sonstige Abentheurer, die von der Gebelaune des unternehmungslustigen Herrn zu profitiren gedachten, indem sie ihn mit den Ausgeburten ihrer Einbildungskraft unterhielten. Da kamen fremde Astrologen, die ihm sein Schicksal aus dem Lauf der Gestirne weis-sagen wollten, und nicht alle waren so ehrlich, wie jener junge Mediciner aus der Stadt, der sich die Mühe nicht hatte verdrießen lassen, dem Grafen nach schwierigen Berechnungen die Nativität zu stellen und jeden Tag als glücklich, unglücklich oder mittelmäßig im Voraus zu bezeichnen. Dann erschienen auch umherziehende Schauspieler oder Musikanten, die im Schloßhofs oder auf dem Markte ihre lustige Bühne aufschlugen und geistliche Comödien oder derbe Fastnachtscherze zum Besten gaben, mit denen Nürnberg, zu jener Zeit der Sitz des Carnivals, das Reich versorgte. Auch die Schüler an der lateinischen Schule erfreuten bei besonderen Gelegenheiten ihre Gönner durch wohleinstudirte Aufführungen, die aber wegen der fremden Sprache dem einfachen Bürger, der

seinen Sohn unter den Mitwirkenden sah, unverständlich blieben.

Nicht immer aber herrschte Friedenszuversicht und oft genug drang von außen her die Unruhe in das Stillleben des Bürgers und in die Festfreude des Hofes hinein, sobald in dem Auf- und Abwogen des langen Krieges sich die Gefahr auch unserer Stadt zu nähern drohte. In Ostfriesland hauste der wilde Mansfelder und als er endlich aus dem unglücklichen, von inneren Partheiungen zerrissenen Lande abzog, ließ er eine Wüste hinter sich. Zu seiner Verfolgung war Tilly vorgerückt und schon bis Wardenburg gekommen, bis es schließlich der Geschicklichkeit des Grafen gelang, ihn zur Umkehr zu bewegen. Aber noch immer zogen ungeachtet des für die Grafschaften ausgewirkten Schutzbriefes zerstreute Regimenter hin und her, die nach fetten Winterquartieren verlangten und von Seiten des über seine Peiniger erbitterten Landvolkes nicht selten handgreiflichen Widerstand fanden.

Die Befestigungen der Stadt vermochten wohl gegen einen plötzlichen Handstreich, nicht gegen eine regelrechte Belagerung zu schützen. Sie bestanden aus einem um den Platz gezogenen nassen Graben und einem aus der gewonnenen Erde dahinter aufgeworfenen Walle, an dessen Scheitelpunkten runde Bollwerke, Rondeele genannt, zur Flankirung der langen Fronten angebracht waren. An einigen Stellen hatte man auch einen zweiten Graben gezogen und dann, noch eine Brustwehr zur Vertheidigung errichtet. Die Rondeele waren in Mauerwerk aufgeführt und gewöhnlich so hoch, daß sie 2 Stagen bildeten, so daß sowohl von der Plattform als aus den Casematten

gefeuert werden konnte. Durch einen am Haarenthore angebrachten steinernen Bären vermochte man das zwischen der Hunte und Haaren belegene niedrige Terrain unter Wasser zu setzen, so daß eine feindliche Annäherung an dieser Seite am meisten erschwert war.

Um besser gegen alle kriegerischen Eventualitäten gerüstet zu sein, hatte der Graf die Zahl seiner geworbenen Reiter und Fußknechte, die sog. Soldateska, auf ungefähr 1000 vermehrt, die in den besetzten Orten des Landes in Baracken oder Bürgerquartieren untergebracht waren. Hierzu kamen zeitweise Dänische Hülfsstruppen und Dänische Kriegsschiffe, welche die Weser bewachten. In der Zeit der Gefahr wurde die sehr wichtige Heiligengeistpforte mehrfach verstärkt und von den gräflichen Söldnern mit besetzt, während extra aufgebotene Mannschaften von Bürgern die Runde machen mußten. Besser als alle diese Anstalten bewirkten aber die Unermüdblichkeit der gräflichen Unterhändler, die Geschenke von schönen Pferden und kleine Tonnen blanken Goldes, daß die Grafschaften aus allen Gräueln dieser langen Kriegszeit verhältnißmäßig unversehrt hervorgingen.

\* \* \*

Nach dem Ableben des letzten Grafen im Jahre 1667 verlor die Stadt den Hof und ein fremder Statthalter residirte jetzt auf dem still gewordenen Schlosse, gewöhnlich ein vornehmer Herr, den nicht immer der eigene Wille aus dem fröhlichen Treiben der Dänischen Hauptstadt hierher in die Verbannung geführt hatte und den keine ererbten persönlichen Beziehungen mit der Bevölkerung verknüpften.

Unglück auf Unglück begleiteten überdies den für die Stadt so verhängnißvollen Wechsel. Denn bald nach des

Grafen Tode verbreitete sich die Pest von Ostfriesland her, zerstreute die vielen Fremden, die das feierliche Leichenbegängniß des Grafen versammelt hatte und griff verderbenbringend in der Einwohnerschaft um sich. Am 27. Juli 1676 Abends zwischen 5 und 6 Uhr brach sodann jener große Brand aus, wahrscheinlich an mehreren Orten durch ein Gewitter entzündet. In kurzer Zeit sah man die ganze Stadt in Flammen stehen. Innerhalb 15 Stunden lagen 700 Feuerstätten nebst dem Thore zum heiligen Geist in Asche. Außer dem Schlosse, den Kirchen, dem Rathhause und den Schulen blieben nur wenige Gebäude verschont. Das Elend spottete aller Beschreibung. Lange Zeit lagen ganze Wohnplätze in der Stadt unbebaut, sei es, daß sie zu Gärten umgewandelt wurden, sei es, daß sie der Jugend zum willkommenen Spielplatz dienten. Und zu dem verheerenden Elemente gesellte sich das kriegerische Bedrängniß. Dänische Völker nahmen dauernde Einquartierung in der Stadt, was sie aber 1679 nicht vor einer Brandschatzung durch französische Truppen bewahrte, welche von Minden her in die Grafschaften eingefallen waren und bereits auf der Osternburg sich gelagert hatten.

Die Einwohnerzahl der Stadt minderte sich, ihr Wohlstand ging zurück, so sehr sich auch die Dänische Regierung angelegen sein ließ, sie durch Begünstigungen allerlei Art wieder aufzuhelfen. Weil man das kaufmännische Gewerbe als das natürliche Privilegium der Städte betrachtete, so suchte man die wachsende Konkurrenz, welche der vermehrte Anbau auf dem platten Lande hervorrief, zu Gunsten der städtischen Nahrung möglichst

einzudämmen. Nach mannigfachen Versuchen trat endlich 1705 das berühmte Institut der Bannmeilen ins Leben, das bis in das gegenwärtige Jahrhundert gedauert hat. Auf einem weiten Umkreise in der Runde, 3 Meilen nach der Geest und 2 Meilen nach der Marsch zu, durfte es keine Handwerker außer Grobschmieden, Rademachern, Böttchern, Bauernschustern und Schneidern, keine Krämer, Brauer und Brauntweinbrenner geben, damit die Landleute gezwungen wären, ihre Bedürfnisse aus der Stadt zu holen. Auch wichtige Umwandlungen der städtischen Verfassung sind auf jene Zeit zurückzuführen.

Da die Stadt trotz aller Fürsorge noch lange nach dem Brande öde da lag, wurde die Zahl der Bürgermeister auf 2 und die der Rathsmannen auf 8 vermindert. Zugleich aber wurde das alte gräfliche Niedergericht, das seit Jahrhunderten jeden Mittwoch und Sonnabend getagt hatte, aufgehoben und die Gerichtsbarkeit erster Instanz dem Rathe überwiesen, der jetzt auch die Forensen und die ehemaligen Grafenleute auf der Mühlenstraße und dem Damme unterstellt wurden. Weil die übrigen Einwohner außer den in ihren Kellern vereinigten Handwerkern, also insbesondere die Kaufleute, bisher keinerlei Vertretung hatten, ordnete ein königlicher Erlaß von 1706 an, daß aus diesem Theile der Bürgerschaft ein Collegium von sieben Kellernleuten anzustellen sei, um neben den Geschworenen der Handwerker das allgemeine Beste der Stadt, namentlich die Beförderung der Nahrung und des Commerzes wahrzunehmen und, was es für nöthig erachtete, dem Magistrate, oder falls es dort kein Gehör finden sollte, der Regierung vorzustellen. Kellernleute und Ge-

schworene bilden von da an das bürgerliche Collegium. Eine Wahl der Gemeindebeamten im heutigen Sinne existirte aber noch nicht. Die Bürgermeister und Rathsmänner werden von dem Magistrate, die Aelternleute von dem Collegium derselben der Regierung in Vorschlag gebracht, welche auf Grund dieser Präsentation die Betreffenden berief.

Seitdem mit der Entwicklung der modernen Landeshoheit die bürgerliche Freiheit allmählig untergegangen war und die eigene Verwaltung sich auf den Vollzug der Befehle der oberen Behörden beschränkte, hatte auch die Theilnahme der Bürger an den Angelegenheiten der Gemeinde sich verringert.

Der jährliche Wechsel von Bürgermeister und Rath war früher an jedem 7. Januar, als am Tage nach der Verkündigung des Freiheitsbriefes, in feierlicher Oeffentlichkeit vor sich gegangen. Der präsidirende Bürgermeister hatte seinem Nachfolger im Amte die Schlüssel der Stadt übergeben, der ganze Rath war auf die Balustrade vor dem Sitzungszimmer getreten und der Stadtschreiber hatte den im Vorhause versammelten Bürgern die geschehene Veränderung verkündigt. Im Jahre 1756 jedoch wurde beschlossen, die Rathsveränderung, weil sich seit einigen Jahren dazu kein Publikum mehr eingefunden hatte, in der Stille abzumachen und nach übergebenem Stadtschlüssel und geschעהener Wechselung des Präsidiums dem Stadtwachtmeister noch eine desfällige Notification zu seiner und der Uebrigen von der Stadtwache Nachachtung zugehen zu lassen. Alles Interesse an diesem Rathswechsel verlor sich, als 1773 angeordnet wurde, daß der studirte

Bürgermeister fortan das alleinige Präsidium, der zweite Bürgermeister aber die Besorgung der Polizeianstalten haben sollte. Da knüpfte sich die Theilnahme der Stadt nur noch an die Rathszehrung im Rathskeller, den Glanzpunkt des Jahres, der aber mit der französischen Occupation gleichfalls erlosch.

Und wo war die persönliche Wehrhaftigkeit geblieben, welche ehemals der Bürger als sein stolzes Vorrecht betrachtet hatte, weil sie die Freiheit und Selbstständigkeit seiner Stadt inmitten der allgemeinen Unfreiheit garantierte?

Um das in der langen Friedenszeit verkommene Heerwesen wieder in Gang zu bringen, hatte die Dänische Regierung 1704 die Landmiliz errichtet und zwar auf einem Fuße, daß dadurch das Land nicht sonderlich beschwert, noch des Landmanns Ackerbau und Ernte veräußert wurde. Regelmäßig sollten an Sonn- und Festtagen nach dem Gottesdienste die Uebungen der einrollirten Mannschaften stattfinden und auf jedem Exercierplatze stand eine Scheibe, nach welcher geschossen wurde, ein Pfahl und ein hölzernes Pferd, auf welchem Diejenigen stehen oder reiten mußten, welche sich nicht gebühlich und nüchtern einfanden oder vor der Uebung nicht die Kirche besucht hatten. Populär ist das Institut nie geworden. Die Landbewohner beklagten sich über die Behandlung seitens der Dänischen Offiziere, die bisher nur mit ihren Soldtruppen umzugehen gewohnt waren. Die Reichen suchten den Dienst abzukaufen. Wie im dreißigjährigen Kriege, so blieben jetzt auch im siebenjährigen die Grafschaften neutral und waren im Stande, sich in Folge der

Preissteigerung aller Landesproducte ansehnlich zu bereichern, während alle kriegerische Tradition erlosch.

In der Stadt Oldenburg hatte die Dänische Regierung 1672 einige neue Außenbollwerke errichten lassen, wobei namentlich vor dem Heiligengeist-Thore die Befestigungen bis zum jetzigen Pferdemarktsplatze vorgehoben wurden. In den Baracken lag eine Garnison königlichen Militärs, geworbene Leute, die sich nicht immer durch Disciplin und Anhänglichkeit an ihre Fahne auszeichneten. Daneben waren die Bürger selbst in 5 Compagnien eingetheilt, die gewöhnlich nach der Straße ihrer Herkunft, Haarenstraßener-, Achternstraßener- u. Compagnie genannt wurden und deren jede sich auf dem für sie bestimmten Rendezvous-Platze, dem Markte, dem Haarenbollwerke, dem Heiligengeistrondeel, der Eiskellerbastion oder bei dem Stauthore versammelte. Noch standen ihre selbstgewählten Offiziere in hohem Ansehen, und wenn der Handwerker es auch nur bis zum Adjutanten bringen konnte, so galten doch die Capitaine nach den Rathsverwandten als die vornehmsten Personen, vor denen nicht nur die Bürgerwachen, sondern auch das königliche Militair präsentirte. Noch beorderte der vorsitzende Bürgermeister von Zeit zu Zeit sämtliche Mannschaften zu Musterungen, wo dann das Gewehr wohlgereinigt und Jedermann mit Kugeln, Pulver und Flintsteinen versehen sein mußte.

Allein der Kost der Zeit hatte sich allmählig auch hier auf das Institut gelegt. Das bürgerliche Gewerbe mit seinen täglichen Anforderungen übervog das Interesse an dem hergebrachten Waffendienste, der überdies in den Augen der Pflichtigen längst keine Bedeutung mehr besaß,

seitdem die Autonomie der Stadt durch das Landesregiment in Fesseln gehalten wurde und der Schutz der Grafschaften nicht mehr in ihrer eigenen Stärke, sondern in der Europäischen Stellung des Dänischen Königreiches beruhte.

Zuerst wurden die Wachtcommandanten ständige Personen und die Stadtkorporale genannt. An sie zahlten die zur Wache bezeichneten Bürger, statt selbst den Dienst wahrzunehmen, zur Mitte des vorigen Jahrhunderts 9 Grote. Einen Groten behielt der Corporal für sich und für 8 Grote warb er einen Knecht als Stellvertreter des Wachtspflichtigen. Nicht lange hernach wurde die gesammte Wachtmannschaft ständig und 3 Corporale mit 12 Mann und 2 Reservemännern genügten für die Sicherheit der Stadt. Der Fremde, der von Norden her durch die zwischen den Außenverschanzungen sich hinschlängelnde Straße das Heiligengeistthor erreichte, sah über dem Gewölbe, das mit seinen schweren Fallgittern, seinen Schießscharten und eingemauerten Kugeln sich imponirend genug ausnahm, noch die zuversichtliche Inschrift prangen: *In tempore pacis cogitandum de bello*. Allein hinter dem Gitter bemerkte er, schwerlich in sauberer Montur, einen Wachtposten schlendern und in dem Wachthause die drei übrigen Stadtsoldaten, wie sie friedlich inmitten ihrer Familie mannigfachen Haushaltungsgeschäften nachgingen.

Gegen das Ende des Jahrhunderts wurde das königliche Militair ganz zurückgezogen und auf dem Lande verschwand die Nationalmiliz. Erst die nachhaltige Einwirkung der französischen Zeit und der Freiheitskriege

führten das neue Herzogthum in die Reihe der modernen Wehrstaaten wieder ein.

\* \* \*

Reichlich hundert Jahre hatte die Dänische Herrschaft gedauert, als die entlegene Provinz das Ausgleichungsobject zur Beendigung der endlosen Erbwirren zwischen der königlich Dänischen und der herzoglich Gottorpiſchen Linie werden ſollte.

Es war bekannt, daß nach dem Tractate von Zarſkoje-Selo (1767) der damalige Chef des Hauſes Gottorp, Großfürſt Paul von Rußland, nach erlangter Großjährigkeit ſeine Holſteinischen Beſitzungen an Dänemark cediren und dafür die Deutſchen Graffſchaften übernehmen ſollte. Zur Ausfühung dieſer Verabredung erſchienen am 10. December 1773 Dänische und Ruſſiſche Bevollmächtigte in Oldenburg. Auf dem alten Schloſſe Anton Günthers vollzog ſich in würdevoller Weiſe der hiſtoriſche Act. Der Geheimrath von Reventlow als Dänischer Commiſſar entließ die Beamten und Unterthanen ihrer Pflichten und übertrug Land und Leute an den Abgeſandten des Großfürſten, Geheimrath von Saldern. Vor ihm lagen auf ſilbernen Tellern die Symbole der Uebertragung, ein Raſenſtück, die Schlüſſel der Stadt und mehrere kleine Eichbäumchen. Am 12. December Nachmittags hielt der Fürſtbischof Friedrich Auguſt von Lübeck durch das Damthor ſeinen Einzug in die Stadt, eingeholt von berittenen Landleuten und blaſenden Poſtillons, am Schloſſe empfangen durch die Bürgergarde in ihren grünen mit Gold

befetzten Rößen. Noch ahnte man nicht, in welchem Zusammenhange sein Erscheinen mit dem eben stattgehabten Ereigniffe stand und glaubte nicht anders, als daß jetzt der Bischof als Russischer Gouverneur an Stelle des Dänischen Oberlanddrosten treten werde. Um so freudiger war die Ueberraschung, als am 14. December 1773 in einem gleich feierlichen Acte der großfürstliche Bevollmächtigte das Patent verlas, in welchem sein Auftragegeber als Chef der älteren Gottorpiſchen Linie die von Dänemark erhaltenen Graffschaften an seinen Vetter von der jüngeren Linie cedirte, und der Fürstbischof gleich darauf die Huldigung der versammelten Staatsdienerschaft entgegennahm.

Das uralte Erbgut der Ammerschen Grafen war wieder aus der Abhängigkeit von dem fremden Inselreiche erlöst und als neugeschaffenes Herzogthum unter einem eigenen Fürsten zu staatlicher Selbstständigkeit berufen. Von hier waren sie ausgezogen die Herren, die sich rühmten, aus Wittkind's Samen zu sein, um an den Ufern des Baltischen Meeres sich üppig zu verbreiten und den dortigen Thronen Herzöge, Könige und Kaiser zu geben. Der Fürstbischof, der vor nunmehr über 100 Jahren in das Stammland des Hauses zurückkehrte, war auch ein Abkömmling jenes Grafen, der für sein Seelenheil sorgte, indem er in der Hunte Male fing und sie nebst einer wollenen Decke den Mönchen schenkte, damit sie für ihn beten möchten.

Der Herzog hatte sein Holsteinisches Fürstenthum, das ehemalige Tafelgut der Lübischen Bischöfe, dem neuen Staatswesen zugebracht und wenn er daran dachte,

in dem größeren Landestheile demnächst seinen dauernden Aufenthalt zu nehmen, so war ohne Zweifel noch Vieles zu thun, um die Burg seiner Ahnen wieder wohnlicher nach den Bedürfnissen der Zeit auszubauen. Vor der Auffahrt, wo jetzt die Hauptwache steht, fand sich eine Schließerei und nebenan das Zuchthaus, durch dessen vergitterte Fenster die Sträflinge blickten. Am Fuße des Walles, der sich von der hohen Brücke bis zum alten Damsthore am jetzigen Eingange des Schloßgartens hinzog, stand noch das alte Zeughaus mit seinen großen Böden, welches Graf Johann 1576 erbaut hatte. Eine hohe Mauer trennte den Schloßplatz von dem inneren Damm und nur der Schloßthurm ragte über Alles hervor mit seinem Engel auf der Spitze, der unablässig in seine Posaune blies, bis ihn ein Sturmwind herunter warf und eine Krone an die Stelle kam. Jetzt wurden die Wälle abgetragen, die überflüssigen Gebäude abgebrochen, die alten Schloßgräben zugefüllt. Es entstanden die neuen und damals als prächtig bewunderten Straßen des mittleren Dammes und der alten Huntestraße, während an das Schloß ein Flügel angebaut und durch die neuen Gebäude des Marstalles das Zuchthaus den Augen der Schloßbewohner entzogen wurde.

Aber auch in der Stadt begann man sich zu regen. Der siebenjährige Krieg hatte die Entbehrlichkeit der kleinen Winkelfestungen dargethan. Es wurde deshalb die Demolirung der 1730 erst neu verstärkten Festungswerke beschlossen. Die Thorgewölbe und die Thorhäuser, die zu Gefängnissen dienten, wurden abgebrochen, die Ländereien der Außenwerke zu immerwährender Nutzung ausgegeben.

Noch aber lief um die Stadt der hohe Wall, mit welchem einst die vom Grafen freigelassenen Bürger ihr Anwesen umschantzt hatten, um es gegen feindlichen Ueberlauf zu sichern und eine Zufluchtsstätte für die Bedrückten des platten Landes zu bilden.

Anders waren jetzt die Zeiten geworden und auch außerhalb der Festungsmauern konnte man in Ruhe leben, ohne für Hab und Gut zu bangen. Auf dem Stadtwalle standen hohe Eichenbäume, in deren Schatten sich der Spaziergänger behaglich erging und die aufgepflanzten eisernen Kanonen dienten keinem anderen Zwecke, als um am Geburtstage des Herzogs und bei sonstigen feierlichen Anlässen durch Freundschüsse die Loyalität einer treuen Bewohnerschaft kund zu geben. Mit der gestiegenen Einwohnerzahl der Stadt, die kurz vor der französischen Occupation wieder 4800 Seelen betrug, fing die Baulust an, sich der wüsten Baupläze im Innern zu bemächtigen und sodann nach außen zu drängen, um Licht und Luft für behagliche Wohnräume zu gewinnen. Die Fesseln, welche die Wallanlagen um die Stadt geschlungen hatten, waren nicht mehr zu halten. Man begann sie zu entfernen. Die ganze Arbeit hat indessen einige Zeit in Anspruch genommen. Nachdem man 1790 mit der Abtragung der Strecke zwischen dem Haaren- und Heiligengeistthore angefangen hatte, wurde sie erst in den vierziger Jahren des nächsten Jahrhunderts mit der Planirung der Wallreste am mittleren Damm bis zur Gaststraße und von der Huntestraße bis zur Staubrücke beendigt.

Die französische Occupation unterbricht auf eine Reihe von Jahren den Umwandelungsprozeß. Die Conti-

mentalsperre rief einen nicht unbedeutenden Handelsverkehr mit den von Helgoland eingeschmuggelten Waaren hervor, der vielen Familien zu Reichthümern verhalf, aber auf zu ungesunden Grundlagen beruhte, als daß sein Eingehen bedauerlich gewesen wäre. Als der Landesherr nach Beseitigung der Fremdherrschaft in die Mitte seiner Unterthanen zurückgekehrt war, begann die jüngste Epoche der städtischen Entwicklung wiederum einzusetzen. Um das Schloß wurden die neuen Anlagen vollendet und aus den am Wege nach dem Eversten belegenen Privatgärten und sumpfigen Wiesen wuchs die Zierde unserer Stadt, der Schloßgarten, zusammen. Wo zur gräflichen Zeit das Ballhaus und am anderen Ufer der Haaren die Kanzlei und das Haus des Kanzlers gestanden hatten, erhoben sich jetzt die neuen Gebäude für die Centralbehörden des vergrößerten Landes. Die alte Lambertikirche war 1791 bis auf die beiden äußeren Mauern abgebrochen, worauf man das Innere zu einem von griechischen Säulen getragenen Kuppelbau umgestaltete, der seiner Zeit als ein Meisterstück der Baukunst geschätzt wurde. Der Marktplatz war schon früher von einer Wache und Fleischhalle befreit und durch das Terrain des ehemaligen Kirchhofes vergrößert, nachdem der St. Gertruden-Kirchhof vor dem Heiligengeistthore eine bessere Gestalt und Erweiterung erfahren hatte. 1807 brach man den alten Glockenthurm gegenüber der Rathsbude ab, um dem nach der Besetzung des Landes durch die Holländer zurückkehrenden Herzoge eine Ueberraschung zu bereiten, und brachte die Glocken in den Thurm der ehemaligen Heiligengeistkirche.

Nach außen begann der Anbau sich strahlenförmig nach allen Seiten hin auszubreiten. Ueber verebnete Schanzen und zugefüllte Festungsgräben, durch die Gärten und Eschländereien der Bürger führen neue Straßenzüge und kleine hellgetünchte Häuser mit freundlichen Gärten vereinigen sich zu Vorörtern vor den ehemaligen Thoren. Die Stadt beginnt ihr jetziges Ansehen zu erhalten; aus dem armfeligen Orte, der sich ängstlich an den Fuß der Grafenburg klammerte, aus dem heruntergekommenen Landstädtchen, das in engen Festungswällen verkümmerte, entpuppt sich in immer würdigerer Entfaltung die moderne Residenz.

Und damit sind wir an dem Wendepunkte angelangt, wo zu dem Schmuck des äußeren Kleides auch die innere Verfassung unserer Stadtgemeinde, ihre Stellung innerhalb des Staatsorganismus und das Maß der Selbstthätigkeit ihrer Bürger, kurz das, was wir mit einem neueren Worte als Selbstverwaltung bezeichnen, eine bedeutsame Umwandlung erfahren sollte.

Noch stand an der Spitze der Stadt der Magistrat, bestehend aus zwei Bürgermeistern, einem Syndikus und sechs Rathsherrn, von denen ein Theil rechtsgelehrt sein mußte, weil sie auch die Jurisdiction über die Einwohner, mit Ausnahme der Staatsbeamten, ausübten. Daneben fungirte in bescheidener Wirksamkeit die Vertretung der Kaufleute und Handwerker, das Collegium der Aelternleute und Geschworenen. Stets geschäftig und rührig in unmittelbarer Fürsorge für das städtische Wohl schwebte über dem Ganzen die Hand der oberen Landesbehörde.

Unterdessen hatte sich aber draußen die Welt verändert. Eine neue glänzende Staatsidee war aufgegangen aus dem Streite der Rechtsgelehrten und Philosophen, aus den Wogen des Zeitalters der Revolution: das Staatsbürgerthum, die Herrschaft des Volkswillens, der Liberalismus. Sie entwickelt jetzt den Grundsatz der Gleichberechtigung sämmtlicher Staatsbürger und baut Schranken gegen das Uebergewicht der vollziehenden Gewalt. Sie erstrebt eine Theilnahme der Staatsbürger an der Bildung des gesetzgeberischen Willens und schafft die maßgebende Verfassungsform des 19. Jahrhunderts, die constitutionelle Monarchie. Sie fordert ein freies Gemeinwesen als erste Stufe der politischen Gemeinschaft und erblickt in der selbstständigen Besorgung der örtlichen Interessen durch die Gemeindeangehörigen die Schule des Staatsbürgerthums. Als geschichtliches Vorbild gilt der neuen Doctrin das Britische Inselreich, welches den stolzen Aufbau seiner Parlamentsverfassung auf der festen Unterlage selbstständiger Körper für Gericht und Polizei gegründet hatte. Erst spät hat die Macht dieser Strömung auch den einheimischen Staat in seine Wellenkreise hineingezogen. Preußen hatte bereits seine Städteordnung von 1808 gehabt, die meisten Mittel- und Kleinstaaten waren in den Besitz von Gemeindeordnungen und Verfassungen gelangt, als zunächst ein weiterer Impuls durch die französische Julirevolution erfolgen mußte, ehe auch im Herzogthume die Frucht zur Reife zeitigte.

Die Verordnung über die Verfassung und Verwaltung der Landgemeinden vom 28. December 1831 hat auf dem Lande die altgewohnten, aber durch die bureau-

kratischen Tendenzen der früheren Jahrhunderte zurückgedrängten Elemente der Selbstverwaltung neu belebt, und für die Städte folgten die Stadtordnungen, welche ihre Verwaltung zeitgemäß und ihrer wachsenden Bedeutung entsprechend umgestalteten.

Die landesherrliche Verordnung vom 12. August 1833 publicirte die Stadtordnung für die Residenz. Der Magistrat soll fortan aus dem Stadtdirector, dem Stadtsyndikus und 4 Rathsherrn bestehen. Die von ihm bisher geübte Rechtsprechung geht auf das staatliche Landgericht über und er behält nur das Vormundschaftsweisen und die Bagatelljustiz. Die vorhandene Trennung zwischen den Bürgern und den sogenannten Freien oder exempten Personen und die Befreiung der letzteren von den städtischen Lasten wird aufgehoben und alle Einwohner und Grundstücke des Bezirkes werden dem Gemeindeverbande und der Jurisdiction des Magistrates unterworfen. Als Repräsentation der Bürgerschaft tritt der Stadtrath dem Magistrate berathend, controlirend und beschließend zur Seite. Er ist aus 12 Personen zusammengesetzt, die von der Bürgerschaft gewählt werden. Außer den Kaufleuten und Handwerkern erhält jetzt auch die in den Gemeindegewerben aufgenommene Hof- und Staatsdienerschaft als besondere Klasse ein Drittel der Mitglieder zugewiesen. Die Staatsbehörde wird im Wesentlichen auf die Befugnisse einer bloßen Aufsichtsinanz beschränkt und innerhalb der Gemeinde rückt das politische Schwergewicht auf die Seite der Bürgerschafts-Vertretung, die immer selbstbewußter die Vermittlerrolle für alle gemeinsamen Interessen zu führen übernimmt.

Hiermit treten wir in die Gegenwart ein und sind zum Schlusse gelangt. Es war die Absicht, in kurzen Zügen die Entwicklung eines kleinen Gemeinwesens zu zeigen, von dem Freibriefe des Grafen Conrad an, der zum ersten Male die bescheidenen Regungen städtischen Lebens in dem Huntehale sammelte und pflegte, bis zu der Stadtverfassung von 1833, welche der emporstrebenden Residenz die modernen Formen freier Bewegung verlieh und bis heute in Kraft geblieben ist. Es sollte Geschichte gegeben werden und nicht eine Darstellung des Heutigen, und deshalb bricht der Faden ab, nachdem die Erzählung bis zu dem Zeitpunkt gebracht ist, wo die eigene Erinnerung der Leser die Fortsetzung zu übernehmen vermag.





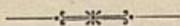


d\*



## Inhalt:

Das erste Erscheinen des Christenthums. — Die Kirche zu Wiefelstede. — Das Kloster zu Rastede und die gräfliche familie. — Kirchliche Zustände. — Die Einführung der Reliquien. — Zeichen und Wunder. — Wechselfälle des Klosters. — Geistiges Leben. — Die Rasteder Chronik. — Die Sage vom Grafen Huno und vom Löwenkampfe des Grafen Friedrich. — Die Bilderhandschrift des Sachsenspiegels. — Spätere Schicksale. — Verfall der Sitten. — Säcularisation. — Das Jagdschloß Graf Anton Günthers. — Der Landsitz von Römers. — Schluß.







**S**chon lange vor Karl dem Großen hatten von den brittischen Inseln aus zahlreiche Sendboten das Evangelium in das innere Deutschland getragen und auch zu den nördlichen Gegenden, welche die Völkerschaften der Sachsen und Friesen bewohnten, die ersten Keime der christlichen Gesittung gebracht. Klösterliche Anlagen entstanden, wo an einem alten Marktplatze der Heerstraße der Verkehr sich drängte oder eine heidnische Göttersäule von dem Artschlage des gottbegeisterten Missionärs gefallen war. Sie bezeichneten die Stappen des Eroberungszuges, die festen Warten, welche bestimmt waren, das gewonnene Gebiet zu sichern und die Stützpunkte der christlichen Colonisation zu bilden. Im südlichen Theile des Herzogthums Oldenburg hatte der Abt Castus zu Bisbeck ein Missionshaus gegründet, inmitten einer Gegend, wo die gehäuften Steindenkmäler auf der Haide noch heute den Beweis liefern, daß eine uralte Cultusstätte unserer Voreltern sich hier befunden hat. In den Gemeinden der Friesen, am Rande der See, hatten Mönche aus Schott-

land und der große Heidenapostel Winfried das Zeichen des Kreuzes errichtet, aber die Masse des Volkes war auch hier dem neuen Glauben erst gewonnen, als in schrecklichen Kriegen Karl der Große den Sachsenstamm niederwarf und zugleich mit den siegreichen Waffen das milde Wort von dem Sohne Gottes, der Mensch wurde unter den Geschlechtern der Erde, überwältigend eindrang in die westfälischen Wälder und in die öden Sümpfe Frieslands. Die Schöpfung der Bisthümer, an welche nach römischer Art jetzt das unterworfene Land vertheilt wurde, gab dem Werke des Eroberers die feste organisatorische Grundlage, zwischen Osnabrück und Bremen bildete fortan die Hunte die Grenze und über die Klöster und Bethäuser, um welche die neubefehrten Kreise sich gesammelt hatten, erhob sich immer mächtiger eingreifend das bischöfliche Regiment und die hierarchische Organisation, die Bonifacius der fränkischen Kirche verliehen hatte, um sie mit Hülfe eines solchen Instrumentes, einheitlich in Lehre und Gehorsam, dem römischen Papste zu unterwerfen.

Für die nordischen Districte blieb das Bisthum Bremen der Ausgangspunkt der Mission. Hier hatte der Engländer Willehad auf einer Düne an der Weser ein schlichtes Gotteshaus erbaut, an derselben Stelle, wo sich später der Dom der reichen Hansestadt erhob. Von dort aus fuhr er den Fluß hinunter zu den Friesen, welche die Inseln in dem vielgetheilten Strome bewohnten, und auf dem äußersten Eilande an der See, das ein Heiligthum des Donnergottes barg und deshalb Pleccateshem oder Blexen genannt wurde, gründete er eine christliche Kirche zu Ehren des heiligen Hippolyt. Sein Nachfolger

auf dem Bischofsitze, Ansharius, erbaute die Kirchen der Stedinger zu beiden Seiten der Hunte, die zu Elsfleth zu Ehren des heiligen Crispinus, dessen Leichnam Karl der Große der Kirche zu Osnabrück geschenkt hatte, und die zu Berne dem Egidius zum Andenken, welcher der Beichtvater des großen Kaisers gewesen war. Und nicht lange dauerte es, da schauten auch an anderen Orten Frieslands niedrige Gotteshäuser von sicheren Wurthplätzen auf das Land hinab, das unter dem Schutze eines sich stetig erweiternden Deichringes aus dem Meere emporzu steigen begann.

Verhältnißmäßig spät aber tritt die Wiege des oldenburgischen Fürstenhauses, der Ammerigau, in diese Phase einer gewaltigen politischen und socialen Umwälzung hinein. Es war fast zwei Jahrhunderte nach Karl dem Großen, daß ein anderer großer Kirchenfürst zu Bremen, der Bischof Adalbert, 1052 die älteste Kirche des Ammerlandes zu Wiefelstede weihte. Sie lag an einem jener Heerwege, welche von den friesischen Marschen bis an die Elbe und den Rhein führten und zu ihr hielten sich im weiten Umkreise die christlichen Dörfer. Da kamen auf einsamen Pfaden durch Wald und Haide die Bewohner des Ammerlandes bis nach Friesoythe hinunter, und bei dem letzten Gehölze hieß der Weg der Freudendam. Denn von hier aus sahen die Kirchgänger zum ersten Male das liebe Gotteshaus und stimmten Freudenlieder an. Und ebensoweit von Süden bis nach Hatten zu naheten andere Haufen, die einen Damm von erlenen Balken durch das Moor und die Hunteniederung gelegt hatten, um die gegenüber liegende Höhe zu gewinnen. Auch für sie gab

1057

es Merkzeichen auf der Reise. Wenn sie auf einer Anhöhe vor Wieselstede, die noch jetzt der Heiligenberg heißt, zuerst das Ziel ihrer mühsamen Wanderung erblickten, so fielen sie auf die Knie und dankten Gott für seine Gnade. Die christlichen Hausleute zu Wieselstede aber gaben den frommen Pilgern Nachtlager und Kost, und die Kirche entgalt diese Gastfreundschaft, indem sie dafür die Freiheit von Zehnten gewährte.

Die großen Entfernungen und die Zunahme des christlichen Lebens führten bald zur Gründung neuer Kirchen, meistens auf den Stellen, wo schon früher sich Bethäuser befunden hatten, die von den größeren Missionsstätten der Nachbarschaft bedient wurden. Bald entstanden von Wieselstede aus Töchterkirchen zu Zwischenahn und Westerstede, und weiter östlich lag noch ein Platz, die Radestat oder Rodestätte, wo man den Wald gerodet hatte, später Rastede genannt, der zum Baue eines Gotteshauses eine geeignete Stelle zu sein schien. Und als das 12. Jahrhundert hereingebrochen war, ragten auch im Ammerlande die hölzernen Thürme der neuen Kirchen empor und am Sonntagmorgen läuteten die Glocken ihren Weckruf über die Haide und den schweigenden Wald.

Die ammerschen Grafen hatten ohne Zweifel bei diesen Kirchengründungen im Gau hervorragende Hülfe geleistet, und ihre fernere Betheiligung an geistlichen Einrichtungen läßt erkennen, daß sie gottesfürchtige und wohlgesinnte Leute waren. Nach einer unbeglaubigten Sage haben sie bereits im 9. Jahrhundert zu Tadeleh ein Kloster besessen, welches als Begräbnisort der Verstorbenen

des Hauses diene und im 12. Jahrhundert von einer großen Sturmfluth verschlungen sein soll. Es war angeblich dem St. Vitus geweiht und von den schwarzen Benedictinern bewohnt, aber in keiner der gleichzeitigen Geschichten und Güterverzeichnisse des Ordens wird seiner Erwähnung gethan.

Neben den Kirchen war nichts so sehr geeignet, die Frömmigkeit zu wecken und dem christlichen Leben zum Vorbilde zu dienen, als die Gründung von Klöstern, und so werden die Grafen im 12. Jahrhundert als die Patrone eines Klosters zu Radestat aufgeführt, dessen genaues Stiftungsjahr sich nicht mehr ermitteln läßt. Der vorhandene Stiftungsbrief der älteren Dorfkirche zu Rastede datirt vom Jahre 1059 und thut des Klosters keiner Erwähnung. Die erste Reliquieneinführung fällt nach der späteren Chronik in das Jahr 1121 und da sie bereits unter der Regierung des ersten Abtes geschah, wird das Stiftungsjahr nicht weit zurückliegen. Vielleicht wird also das von Winkelmann und Anderen angenommene Jahr 1091 zutreffen. 1160 wird sodann dem Bischof zu Bremen die ihm bestrittene Gerichtsbarkeit über die abbatia de Radestat vom Papste zuerkannt, woraus zu schließen ist, daß von der Kirche allein die Gründung nicht ausgegangen sein kann. Es mag dahingestellt bleiben, was die Klostermythe über die Veranlassung der Stiftung durch einen sagenhaften Grafen zu erzählen weiß oder die Geschichtsschreiber an Hypothesen zur Aufklärung des Geheimnisses beigebracht haben. Es wird genügen, die Gründung in die Zeit zu versetzen, als die Grafen aus dem Dunkel ihrer Wälder hervorzutreten beginnen und

durch ihre Verbindung mit den Sachsenherzögen sich politisch bemerkbar machen, vielleicht auch schon zu mehrerem Schutze ihres Gebietes am Zusammenflusse der Hunte und Haaren die Burg erbaut hatten, in welche sie jetzt von dem Hause am Zwischenahner Meere ihren Wohnsitz verlegten. Es war die Sitte der Zeit, daß die Großen der Landschaft und jetzt die eifrigsten Förderer des neuen Glaubens durch eine kirchliche Stiftung ihren religiösen Sinn bethätigten. Die mannigfachsten Interessen der Familie pflegten sich mit denjenigen eines Klosters zu vereinigen. In seiner Einsamkeit suchte der Krieger den Hafen, welchen er in den Stürmen des Lebens nicht gefunden hatte, die Mönche waren die Annalisten des Hauses und die Bewahrer der seltenen Kunst des Schreibens und des Lateins, daher unentbehrlich für die Verbriefung von Rechtsacten und Herstellung von Schriftstücken, unter den Reliquien lagen die Leiber dahingeshiedener Vorfahren und wenn der hohe Gast selber daran ging, seine Rechnung mit dem Himmel zu ordnen, so fand er an den Mönchen um so bereitwilligere Vermittler, je mehr er bei Lebzeiten sich ihnen als freundlicher Spender bewiesen hatte. In diesem Sinne wurde das Kloster Rastede ein unentbehrliches Stück unter den Besizthümern der Familie und auch in den späteren Wandelungen verflochten sich die Geschicke beider auf das Innigste mit einander.

Das Kloster lag hinter einem hohen Rande, welcher ziemlich steil auf eine Strecke zweifelhaften Gebietes abfiel, auf niedriges Moor oder Sumpfland, das in mehreren Armen die damals nach der Tade abfließende Weser durchzog. Einstmals war der Fluß von dem Meere bis

hierher schiffbar gewesen. Ein Schiffsanker und Bernstein hatten sich später noch im Moore gefunden. Der Rand barg in seinem Innern mächtige Thonschichten, die in den Urzeiten von der umspülenden See abgelagert waren und die ein vortreffliches Material zu rothen Backsteinen abgaben, weshalb auch bald neben dem Kloster eine Ziegelei errichtet wurde. Uralte Wälder schauten von den Anhöhen herab, die Stätte war vielleicht ein Tummelplatz heidnischer Dämonen in der Wildniß gewesen, und wenn der gräßliche Stifter gerade hier die Kreuzesfahne und den Altar sich erheben ließ, so glaubte er sicherlich, um so kräftiger der Fortdauer des Spukes in den schwankenden Gemüthern der Bevölkerung zu begegnen.

Denn obgleich äußerlich der mächtige Bau der christlichen Kirche, die jetzt alle Lande des einstigen Frankenreiches umspannte, durch die Bestrebungen des großen Karls und seiner Nachfolger unzerstörbar befestigt zu sein schien, so fehlte doch noch viel, um in Bewußtsein und Brauch der Masse die Ueberlieferungen der heidnischen Vorzeit von Grund aus zu verdrängen. Schaarenweise war nach den entscheidenden Niederlagen der Sachsenkriege das Volk von den fränkischen Reitern in die Flüsse gesprengt, wo die fremden Priester standen, die durch Besprikung mit Wasser unter Hersagen unverständlicher Worte die Täuflinge zu Christen weihten. Mit Todesstrafe war in den Capitularien bedroht, wer das Fasten verachte, in verwerflichem Aberglauben Menschenfleisch verzehre oder Anderen zu essen gebe oder eine Leiche nach vormaliger Sitte verbrenne. Aber es bedurfte der nachhaltigen Einwirkung der geistlichen Befehrer, die unter dem Volke sich

anfänglich gemacht hatten, um alles Denken und Thun, jede Sitte, alle Formen des Lebens nach den Gesetzen des Christenthums umzugestalten. Mehrfach mußte die triumphirende Kirche selber des höheren Zweckes wegen sich bequemen, den heidnischen Vorstellungen Zugeständnisse zu machen. Jahrhunderte lang bestand ein Mißglaube und bis tief in das Mittelalter hinein, ja theilweise bis zur Neuzeit haben sich unter christlichen Namen und Formeln altgermanische Anschauungen erhalten. Noch im 11. Jahrhundert sah der bremische Erzbischof trotz der Erfolge, welche die ersten Inhaber der Diöcese, die Heiligen Willihadus, Ansharius und Rembertus für die Christianisirung des Nordens erzielt hatten, sich genöthigt, in der Nähe der Stadt einige Haine zu fällen, welche, wie Adam von Bremen sagt, von den Marschbewohnern dieser Gegend aus einer thörichten Ehrfurcht besucht worden waren. Wenn dies in dem Lande der Friesen geschah, wo der fruchtbare Boden, die Gelegenheit zu Handel und Schifffahrt eine frühe Cultur gezeitigt hatten, wie lange werden in dem dünnbevölkerten, mit Einöden bedeckten Ammerlande an heimlichen Plätzen die nationalen Götter verehrt, die alten Festgebräuche begangen und Pferdeopfer gebracht sein, ehe es der Consequenz und Energie der Priester und Mönche gelang, das Heidenwerk zu vernichten und auch diesen fast vergessenen Gau als gehorsames Glied dem Reiche des neuen Gottes einzufügen, als dessen Statthalter der Nachfolger des Apostels in der weltbeherrschenden Roma seines Amtes wartete.

Es wird keinem Zweifel unterliegen, daß das Kloster Rastede viel zur Durchführung der Befehrungsarbeit bei-

getragen hat. Zwölf Mönche von dem Orden der Benedictiner nach der Zahl der Apostel bewohnten dasselbe und der Dreizehnte war der Abt. Der beständige Schutz- und Schirmherr war der Graf von Oldenburg, an welchen sie beim Antritt der Regierung ein Geschenk von 100 rheinischen Goldgulden und einen jährlichen Ruchschatz von 30 Mark zahlen mußten. Die geistliche Aufsicht führte im Namen des Erzbischofs in Bremen, zu dessen Sprengel alles Land nördlich der Hunte gehörte, der Propst zu St. Willehadus. Er kam zu bestimmten Zeiten, um von den Einrichtungen der Kirchen und Klöster und dem Zustande der Gemeinden Kenntniß zu nehmen, und mit den Visitationen war an den Hauptplätzen das geistliche Gericht, der Send oder Synodus, verbunden, das aus sieben Männern seines Gefolges, aus dem Priester der Kirche und dem geschworenen Richter bestand. Dann mußten von den Zeugen die vorgeschriebenen Fragen über die kirchliche Zucht in ihrer Gemeinde beantwortet werden: ob auch Zauberer oder Segensprecher vorhanden seien, ob Jemand Blut oder Fleisch von einem verreckten Thiere esse, ob Jemand zur Nachtzeit über einen Todten Teufelslieder singe, ob Jemand Opfer verrichte bei den Bäumen, Brunnen oder Steinen, gleich als bei Altären, oder ein Licht oder anderes Geschenk bringe, gleichsam als wenn eine Gottheit dort wohne, die Gutes und Böses thun könne. Manchmal entstand auch Streit mit dem weltlichen Machthaber über das Gericht. Als im Jahre 1450 der Propst Diedrich Baller im Ammerlande unter dem Beisitze der Pfarrherren zu Rastede, Wieselstede, Alpen und Edewecht den Send hielt und über den Hennecke Wolberinck,

der den Pastoren Diedrich Grove zu Twischena erschlagen hatte, sammt seinem Geschlechte bis ins neunte Glied den Bann aussprach, suchte der Graf Gerhard von Oldenburg den Vollzug des Urtheils zu hindern. Es entstand aber gleich darauf eine große Pestilenz im Lande und der Graf, der die Warnung verstand, ließ sich zu einem Vergleiche herbei, so daß der Official fortan frei und friedlich seinen Obliegenheiten nachzukommen vermochte. Alle drei Jahre aber erschien der Bischof selbst, um neuerbaute Kirchen zu weihen, die Kinder zu firmeln und die Uebelthäter zu strafen, die seiner eigenen Gerichtsbarkeit vorbehalten waren.

Die unentbehrlichste Grundlage für das Gedeihen eines Klosters jedoch waren die Reliquien. Selten gelang es, die irdischen Reste eines Heiligen an Ort und Stelle zu erwerben, und so sahen sich die Fürsten oder Bischöfe nach Rom gewiesen, das einen reichen Schatz ehrwürdiger Gebeine hütete. Unererschöpflich erwiesen sich jetzt die Katakomben. Sie wurden für die Päpste eine Quelle des Reichthums und zugleich ein gewichtiges Mittel zur Ausbreitung ihres Ansehens.

Im Jahre 1121 am 6. Feiertage nach des Herrn Himmelfahrt, als noch der erste Abt, Detmarus genannt, dem Kloster in Zucht und Ehrbarkeit vorstand, kam der Mönch Swederus wieder nach Rastede zurück, der eine Wallfahrt nach den heiligen Orten gethan hatte und eine Reihe von seltenen Reliquien mit heimbrachte, vielleicht auch von den Brüdern auf die Suche nach solchen ausgesandt war. Sie gehörten dem Papste Nicasius und seinen Genossen, ferner Kölnern, Lüttichern und anderen Bischöfen an, es war eine ganze Collection von Köpfen,

Armen, Beinen, Gürteln und Schleiern, außerdem ein Zahn der Märtyrin Eutropia, des Nicasius Schwester, und etwas von dem Körper der heiligen Jungfrau Rosa, die eine der 11 000 war. Swederus wurde zum Danke für die reiche Spende zum zweiten Abte gewählt. Er machte nochmals eine Reise nach dem römischen Hofe, um die Confirmation der Güter des Klosters zu erhalten. Sonst aber war sein Regiment kein glückliches: In seinen letzten Zeiten wurde das Kloster nebst anderen Gebäuden vom Blitze gezündet, und als einige Herren von Almeseleben oder Ammeneseleben, die um Magdeburg ansässig waren, sich der Güter desselben unter dem Vorgeben vermeintlicher Erbansprüche an die oldenburgischen Grafen bemächtigen wollten, verlor der Ehrenwerthe den Kopf. Er ergriff, wie die Chronik erzählt, ein Brod aus dem Backhause und entwich aus der gegen Osten führenden Thür. Wie die zurückgebliebenen Brüder glaubten, hat der Unruhige sein Leben auf Wallfahrten beschlossen, da er niemals wieder erschien. Der Erzbischof Adalbert mußte die Beuteritter vertreiben und dem Kloster einen neuen Abt setzen. Die heiligen Partikel aber, die in dem Sacke des Swederus sich befunden hatten, waren zwar Stücke sehr respectabler Personen, vermochten sich indessen an Berühmtheit nicht zu messen mit anderen Reliquien gleichzeitiger Klöster. Auch scheinen sie nicht ganz gehalten zu haben, was man sich eigentlich von ihnen versprechen mußte, oder lag es an der kühlen Sinnesart der Norddeutschen, die minder wunderfüchtig waren, als der lebhafteste Bruderstamm im Süden, genug, eine hervorragende Befähigung zu außerordentlichen Verrichtungen haben

Nicasius und seine Kollegen nicht besessen. Als einzige Specialität in dieser Branche wird uns gemeldet, daß sie durch Gerumpel den Tod eines oldenburgischen Grafen oder eines Klosterinsassen anzeigten, was doch für Knochen so exquisiter Herkunft eine etwas alltägliche Beschäftigung war. Ebenowenig vermochten die später hinzugekommenen Reliquienstücke ganz aparter Art, die unter dem Hauptaltare lagen, als da sind Stücke vom Stabe Moses, vom Barte des heiligen Petrus, von der Milch der heiligen Jungfrau zc. Die Brüder scheinen mit allen ihren Varietäten kein rechtes Glück gehabt zu haben.

Wie viel ruhiger und vornehmer wirkte der alte Bischof Siwardus in seinem Grabe in der Klosterkirche! Er war von heidnischen Völkern von seinem Bischofsitze Upsala in Schweden vertrieben worden und nach dem Ammerlande gekommen, wo er mit Einwilligung des Erzbischofs bischöfliche Rechte ausübte. Er weihte 1134 die Kirche in Twischena, wo noch Graf Egilmar einen Sitz hatte, und gegenüber am See die hölzerne Kapelle der dort ansässigen Herren. Nach so löblichen Werken fand er im Rasteder Kloster seine letzte Ruhestätte und wer ungebührlich auf das Grab trat, den überkam noch desselbigen Tages Mergerniß und Spott. Dies passirte im Jahre 1375 auch dem Grafen Conrad, weshalb er über dem Grabe einen Altar und über der Stelle, wo das Haupt lag, ein Gitter errichten ließ. Dasselbst aber gab es immerwährend Licht und Glanz. Und wie viel eindringlicher griff die heilige Jungfrau selber in das Treiben dieser Welt ein! Im Jahre 1461 am dritten Feiertag nach Ostern wurde bemerkt, daß ihr Bild, das über dem

Hochaltare der Klosterkirche hing, im Gesicht erröthete und zehn Tage lang vor Unmuth dergestalt schwitzte, daß die hellen Tropfen auf ihr Gewand hinabrollten. Und es war doch vor und nach der Wahrnehmung sehr trockene Luft und an keinem Orte im Kloster einige Feuchtigkeit anzutreffen. Wohl aber durften die Gutgesinnten im Lande mit Besorgniß auf das Zeichen blicken, welches der zürnende Himmel offenbarte in jenen Tagen voller Gräuel, da unseliger Bruderzwist das gräßliche Haus erfüllte und die Söhne Einer Mutter, die Grafen Gerhard und Moritz, über das väterliche Erbe die Waffen gegen einander erhoben.

\* \* \*

Die fromme Neigung der Jahrhunderte hatte die christliche Kirche schon längst mit colossalem Besitze begabt. So oft auch Krieg und Gewaltthat oder die energischen Säcularisationen der deutschen Kaiser sich an ihrem Reichthume vergriffen, überall verstanden es die verschiedenen Corporationen, im Wetteifer diesen Schaden wieder einzubringen.

Auch das Rasteder Kloster war allmählig aus dem Dunkel seiner Existenz hervorgetreten. Seit dem 14. Jahrhundert fingen die Aebte an sich von Gottes Gnaden zu nennen. Ihr Siegel enthielt das gekrönte Bild der Maria, auf dem halben Mond stehend und ganz von Strahlen umgeben, auf dem linken Arme das Christkindlein, dem sie mit der Rechten das Scepter reicht. In Gemeinschaft mit dem Abte zu Hude und den Dechanten des Domstiftes bei der St. Lambertus-Kirche zu Oldenburg und

des Collegiatstiftes zu Delmenhorst bildeten sie die hohe Prälatur der Grafschaften.

In gleicher Weise hatte sich auch der Besitz des Klosters allmählig gemehrt. Neben den alten Gebäuden entstanden bequemere Anbauten, Gastzimmer für reisende Brüder und vornehme Leute, Stallungen und Gesinderräume, und bald durfte man sich auch des damals seltenen Luxus der gläsernen Fenster erfreuen. In der Kirche erhob sich ein Altar nach dem anderen; groß war die Zahl der Fahnen und Gewänder, der Monstranzen, Breviere und der von Silber glänzenden Kästchen mit heiligen Reliquien, welche fromme Pilgrimme zurückzubringen und im Kloster zu weihen pflegten. Es waren nicht alle Leute so knauserig, wie die Edelleute und Schildknaben von Mansingen, von Lünen und von Apen, deren Eltern im Kloster begraben lagen und die einstens zu einem Neubaue Vieles verheißen, aber nicht das Geringste ausbezahlt hatten. Auf dem Ammerlande und in den stedingischen Dorfschaften im Osten, welche längs der unteren Weser der Colonisationseifer der bremischen Bischöfe ins Dasein gerufen hatte, lagen die Grundstücke und Hufen, ja selbst in Ostfriesland und in den Gemeinden jenseits der Weser und in Westfalen waren dem Kloster Grundbesitzungen, Zehnten und Patronatsrechte zugefallen, die es theils mit seinen Ersparnissen gekauft, theils durch die Zuwendungen frommer Spender, die um ihr Seelenheil sorgten, erworben hatte.

Man glaube aber nicht, daß die Brüder allezeit im Ueberflusse geschwelgt hätten. Oft genug war Schmalhans Küchenmeister. Es gab manche Aebte, die das Klostergut

nicht mit der Kraft zu verwahren wußten, welche die rauhe Zeit erforderte. Große Ansprüche erhoben die Bremer Bischöfe und der Papst, und man konnte sich nicht allezeit eines Erzbischofs Gerhardus versehen, von dem die Chronik rühmt, daß er niemals dem geistlichen Stande eine Auflage gemacht und des apostolischen Stuhles Abgesandte, als sie von ihm zu fordern kamen, in eine Mühle haben einsperren lassen, damit sie statt der Esel Säcke trügen.

Am zudringlichsten war der Graf von Oldenburg, der die Oberaufsicht über die Güter des Klosters führte und die Klostermeier richtete. Nur zu bequem war es, im Drange der Noth diese Macht zu gebrauchen, um die reichen Mittel der geistlichen Herren eigenen Zwecken dienstbar zu machen. Die schlimmste Periode aber brach für das Kloster an, als um die Mitte des 13. Jahrhunderts die Kriege der Stedinger wütheten. Das ganze Land an der Weser lag jahrelang unbebaut und in der Kirche zu Elsfleth zogen die Wölfe und andere Thiere ihre Jungen auf, wie an wüsten Orten. Da drang die Armuth auch in das Kloster. Die Mönche zerstreuten sich aus Mangel an Unterhalt und es dauerte ein Jahr, ehe sie sich wieder einfanden und ein Jeder in seinen Stand aufs Neue eingesetzt war. Der darauf folgende Abt Otto war ein oldenburgischer Graf, der in Rastede das Mönchskleid genommen hatte und, zum Abte von St. Pauli zu Bremen erwählt, später mit dem Abte Wilhelm von Mercele die Abtei vertauschte. Er war so hoch angesehen, daß er bald zum Bischof in Minden erwählt worden wäre, wenn nicht die dortigen Adelligen auf ihn als Eindring-

ling eifersüchtig geworden wären. Aber auch dieser vermochte nicht dem Uebermuthe seiner weltlichen Vettern zu wehren. Sie schleppten Kelche und Zierrathe aus der Kirche weg und als hier nichts mehr zu holen war, ergriffen sie die friesischen Wallfahrer, die jederzeit zu Marien Empfängniß nach Rastede eine Prozession zu machen pflegten, und ließen sie nicht eher los, als bis sie ihnen genügend Geld abgezwaht hatten. Ein ganz schlimmer Geselle scheint unter dem Abte Albertus gleich darauf der oldenburgische Graf Johannes gewesen zu sein. Er durchzog mit Pferden, Hunden und unnützem Gesinde das Land und war bei Ordensleuten und Gemeinen verhaßt. Dann lebte er wie ein Bauer in Rastede mit einer hübschen Wirthin zusammen, die er mehr liebte, wie seine Frau. Der Abt Henricus wurde von ihm so mit Verdruß überhäuft, daß er nach fünf Jahren die Vorstehererschaft aufgab. Dem folgenden Abte Arnoldus, den der Erzbischof schickte, gelang es, die eingerissene Unordnung einigermaßen wieder zu beseitigen. Der Quälgeist der frommen Leute, Graf Johannes, wurde von dem Bischofe in den Bann gethan und mußte das dem Kloster bereitete Ungemach mit 3 Handpferden und 10 gemeinen Pferden ersetzen. Als der 13. Abt Johannes das Kloster im Jahre 1317 antrat, machte er einen Uberschlag über die Schulden und Einkünfte, und das Resultat war noch eine sehr ungenügende Bilanz. Sein Nachfolger Helmericus gab es auf, dem Kloster vorzustehen, weil er wegen dringender Armut nichts ausrichten konnte. Selbst das vergüldete Bild der Jungfrau und der Kopf des alten Nicasius, welcher ebenfalls Goldblech trug, waren versetzt worden.

Erst der Abt Oltmannus seit 1375 scheint Wandel geschaffen zu haben. Er war ein tapferer und kluger Mann, der sich auch vor den Fürsten nicht scheute. Er löste die verpfändeten Monstranzen ein und baute die verfallenen Gebäude wieder auf. Die späteren Zeiten waren friedlicher. Zusehends mehrte sich wieder der Besitz an fruchtbaren Aekern, Wiesen und Waldungen, und reiche Zehnten und freiwillige Gaben flossen in die Speicher, in Küche und Keller.

Aber mit Nichten galt allein das Streben nach äußerem Besitze. Die Benedictiner waren es, welche ungastliche Thäler mit Fruchtbäumen und Rebgeländen schmückten, in ihren Klosterschulen die Jugend des Landes unterwiesen, in ihren Chroniken die Anfänge der mittelalterlichen Geschichtschreibung schufen und nicht den mindesten Dank der Nachwelt durch ihre rastlose Thätigkeit für handschriftliche Bervielfältigungen erwarben. Auch auf das unscheinbare Kloster, welches im Norden weitab vom großen Verkehre im Walde lag und wenig an dem Ruhme seiner Schwesterabteien im übrigen Deutschland theilnahm, fällt ein Schimmer dieses geistigen Lebens, das anderswo in Werken mönchischen Fleißes so kostbare Früchte zeitigte.

Der Bischof Siwardus, der von den Stürmen der Uebergangszeit hoch aus dem Norden in das ammerländische Kloster verschlagen war, scheint der Erste gewesen zu sein, der mit seiner classischen Bildung den rohen sächsischen Mönchen einige feinere Cultur zutrug. Er schenkte ihnen die Kleinodien, die er aus dem Schiffbruche seines schwedischen Bisthums gerettet hatte, und legte mit seinen Büchern, unter denen sich nicht nur theologische Werke,

sondern auch medicinische und philosophische Schriften be-  
fanden, den Grund zu der nicht-unbedeutenden Kloster-  
bibliothek, die später in den Besitz des Grafen Christoph  
überging. Vielleicht richtete er auch die Klosterschule ein,  
als deren schreibfertiger Rector Nycolfus im Jahre 1242  
erwähnt wird und die unstreitig eine Stätte verfeinerter  
Bildung für den jungen Adel der Nachbarschaft war.

Nach klösterlicher Sitte begannen die Mönche ferner  
die Urkunden, Kaufbriefe und Schenkungsacte oder son-  
stigen Schriftstücke, die auf ihre Verhältnisse Bezug hatten,  
zu einem Archive zu sammeln und ein weiterer Schritt  
führte alsbald dazu, eine Chronik des Klosters anzu-  
legen, in welcher die Ereignisse im kirchlichen Leben und die  
Schicksale der Nachbarschaft gleichmäßig Aufnahme fanden.  
Diese Rasteder Geschichtswerke gehören zu den ältesten  
Urkunden für die Lokalgeschichte des Herzogthums und  
sind trotz ihrer legendarischen Fassung von unschätzbarem  
Werthe.

Das älteste der uns überkommenen Werke befindet  
sich im Landesarchiv zu Oldenburg und muß zu Ende  
des 13. oder Anfang des folgenden Jahrhunderts ent-  
standen sein. Es wird die *Annales Rastedenses* oder  
in der Neuzeit auch die *Historia de fundatione monasterii  
Rastedensis* genannt. Das auf Pergament geschriebene  
und in Seehundsfell eingebundene Exemplar enthält auf  
den ersten mit bunten Säulen und Ornamenten verzierten  
Blättern ein Verzeichniß der Wohlthäter und Gönner des  
Klosters. Darauf folgen verschiedene Urkunden und  
am Schluß beginnt die eigentliche Chronik, die bis zum  
Jahre 1317 reicht und an welcher verschiedene Verfasser

mitgewirkt haben, wie aus der wechselnden Dinte und Handschrift zu ersehen ist. Dieses älteste Werk ist sodann mit einigen Auslassungen in das spätere Chronicon Rastedense aufgenommen, als dessen Autor, besonders aus den vielen im Interesse des Erzstiftes zu Bremen gemachten Einschaltungen, Heinrich Wolters, Domherr zu St. Ansgarii, später Probst zu St. Willehadi, ebenfalls Verfasser einer Chronica Bremensis, anzusehen ist. Er hat sein Werk bis zum Jahre 1451 fortgeführt. Die Urschrift dieses letzteren Chronicon ist jedoch trotz aller Bemühungen nicht mehr aufzufinden und sind wir deshalb auf den Abdruck in der Sammlung des Helmstedter Professors Meibom angewiesen, welcher angiebt, daß der Druck nach dem im Archive des Grafen Anton Günther aufbewahrten und von diesem seinem Vater anvertrauten Exemplare erfolgt sei. Schiphower und Hamelmann sind für das Mittelalter meistentheils auf das Rasteder Geschichtswerk zurückgegangen, obgleich sie auch noch andere Klosterurkunden gekannt zu haben scheinen.

Es war natürlich, daß zunächst dem Kloster selbst ein möglichst erlauchter Ursprung gegeben werden mußte, und dies geschieht durch die Anknüpfung an einen bekannten Sagenstoff, an den Löwenkampf hier des Grafen Friedrich, welcher in der Fassung der Rasteder Mönche uns überliefert ist.

In der von seinen Vätern ererbten Grafschaft, welche Rüstingen, Stedingen, Ammerland und ein gut Stück von Sachsen bis zu der Holsaten Land umfaßte, saß der alte Graf Huno, der Sohn des Markgrafen Udo und der Gräfin Ida, mit seinem Weibe Willa und seinem ein-

zigen Sohne Friedrich. Noch stand kein festes Schloß zu Oldenburg und es war keine Hauptkirche in ganz Ammerland, außer in Wiefelstede. Aber Huno und die Seinen waren mildthätigen Sinnes und um der Noth des Gottesdienstes abzuhelpen, gründeten sie die Dorfkirche zu Rastede, dem heiligen Adalricus oder Ulrich zu Ehren, der bei den Nugsburgern Bischof gewesen war und mit brünstigen Gebeten die Stadt gegen die Ungarn beschützt hatte. Als nun die Kirche mit schönen Gebäuden fertig war, ließ der Graf absonderlich für sich und seine Gemahlin eine Capelle unter dem Chore erbauen, der heiligen Anna zu Ehren, der Mutter Marien, wohin die Gatten sich still im Gebet zurückzogen, wenn sie der Last der weltlichen Geschäfte enthoben waren.

Zu dieser Zeit ereignete es sich, daß der Kaiser einen Reichstag aller Fürsten und Herren nach Goslar entbot. Das Alter und der Eifer frommer Werke jedoch verhinderten den Grafen Huno, dieser Ladung Folge zu leisten, weshalb Neider ihn als Treulosen bei seinem Lehnherrn verleumdeten. Eine neue Ladung erging an ihn zugleich mit der Aufforderung, einen starken Kämpfer mitzubringen, der nach Friesen Art mit dem Kämpfer des Kaisers stritte. Des Kaisers Kämpfer aber war ein großer Löwe, dem man wenig Kost gereicht hatte, um ihn desto grimmiger gegen seinen Feind zu machen. Als nun der Graf mit seinem Sohne im Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit im Lager des Kaisers ankam, befahl dieser dem jungen Manne, des Vaters Unschuld durch einen Kampf mit dem wilden Thiere zu erweisen. In schmerzlicher Bestürzung flehte der alte Graf zu Gott, daß er ihm, wie einst dem

Abraham, seinen Sohn erhalten möge. Er that ein Gelübde, zu Ehren der heiligen Jungfrau ein Kloster zu bauen, falls sein Sohn aus dem Rachen des Löwen wunderbarlich sollte errettet werden.

Graf Friedrich aber ging muthvoll in den Kampf und besiegte den Löwen, indem er ihm einen Strohhalm vorhielt, auf welchen die Bestie losgesprang, worauf er ihr das Schwert in die Seite stieß. Mit offenen Armen empfing der Kaiser den Tapferen, hing ihm den Kriegsgürtel um und beschenkte ihn mit einem Ringe und verschiedenen Gütern in Westphalen. Graf Huno wurde wieder in seine Grafschaft eingesetzt und von aller Lehnspflicht befreit.

Dankesfüllt begann der Graf jetzt den Bau des Klosters bei Rastede und stiftete dabei ein Collegium von Weltgeistlichen, das er mit reichlichen Gütern bedachte. Dann starb er und wurde mit großer Feier im rechten Umgange des Klosters vor dem Altare Johannis des Täufers begraben. Kranke, die ihn hier zu besuchen kamen, wurden durch Wunder geheilt. Gräfin Willa beschloß ihr Leben in frommen Andachtsübungen und wurde neben ihrem Gatten beigesetzt. Ihr Sohn Friedrich vollendete den Bau des Klosters und führte die Regel St. Benedicts ein, damit die Mönche mit mehr Andacht Gott dienen. Er starb im hohen Alter, unvermählt, weil er mehr in Liebe zu Gott, als zu einem Weibe entbrannt war. Die Grafschaft und das Klosterpatronat kamen an den Grafen Egilmar II. im Ammerlande, der ein Sohn der Schwester Hunos, der Richenza, vermählt mit dem Grafen Eilmar I., war.

Die Erzählung hat allerdings einen sagenhaften Anstrich. Es sind keine Beispiele bekannt, daß Gottesurtheile mit Thieren vor deutschen Gerichten herkömmlich waren, und schwerlich möchte die Anwesenheit eines Löwen in Norddeutschland der Aufmerksamkeit auch anderer Chronisten entgangen sein. Hamelmann macht noch einen weiteren Zusatz, indem er berichtet, daß der Kaiser mit dem Blute des erlegten Löwen zwei Striche auf des Grafen Schild gemacht habe, wodurch die beiden rothen Balken des oldenburgischen Wappens im gelben Felde entstanden seien. Im Verein mit der Erzählung von dem Wunderhorn des Grafen Otto in den Osenbergen, welche Hamelmann aus unbekanntem Quellen uns überliefert hat, gehört die artige Sage, die in ihrem historischen Kerne vielleicht auf ein Gottesurtheil durch Zweikampf zurückgeht, zu jenen Familiengeschichten, mit welchen die Phantasie des Volkes und das Ruhmbedürfniß der Familie selbst den Anfang aller hervorragenden Geschlechter zu schmücken pflegt. Beide Stoffe füllen angemessen die dunkle Periode aus, welche über der Genealogie der ammersehen Grafen ruht, von jenem Enkel Wittkeinds an, der im 9. Jahrhundert erweislich zu Wildeshausen inmitten seiner Erbgüter saß und das Alexanderstift gründete, bis zu jenen ersten gewissen Stammvätern, den Egilmars, die zu Beginn des 12. Jahrhunderts an der sächsischen und friesischen Grenze auftreten. Aber Graf Friedrichs Heldenthat war ein populärer Stoff, der in den Volksliedern der ammersehen Bauern erklang und von gelehrten Leuten zu lateinischen Tragödien verarbeitet wurde. Noch zu Graf Anton Günthers Zeiten zeigte man in der olden-

burgischen Rüstkammer den Degen, mit welchem der junge Kämpfer das Thier durchstoßen haben sollte. Und regelmäßig wurden im Kloster zu Rastede die Jahrestage der hochseligen Stifter, des Grafen Huno, der Gräfin Willa und des Grafen Friedrich, mit Feier der Vigilien, Aufwartung aller Brüder und vermehrter Speisung der Armen begangen.

Der anderweitige Inhalt der Chronik gliedert sich nach der Reihenfolge der Äbte und ein jeder erhält Lob oder Tadel, je nachdem das Andenken von seinem Wirken in der Tradition sich gestaltet hat. Stets wird aufgezählt, was einer dem Kloster an Besitz und Geschenken zugebracht oder an Kirche und Gebäuden verbessert hat, und sei es auch nur der Bau eines heimlichen Gemaches, und ein vorzüglicher Ruhm des Vorstehers ist es, wenn er die vornehmen Leute, welche auf Durchreisen daselbst das Absteigequartier zu nehmen pflegten, gut zu bewirthen verstand. Das Gegentheil seinen Brüdern gegenüber war der Abt Albertus, zu dessen Zeiten der wüste Graf Johannes vor den Thoren des Klosters lag. Ob die Noth den Abt zwang oder eine böse Characteranlage ihm eigen war, er ertheilte dem Kloster ein so sparsames Maß an Trank, Butter und Brod zu, daß die Brüder gegen ihn rathschlagten und ihm viel Drangsal anthaten. Der 5. Abt Conrad ging nicht sparsam mit dem Kirchengute um, so daß die Brüder zwei aus ihrer Mitte, die als in den Wissenschaften gebildet bezeichnet werden, nach Rom sandten, um ihn hier zu verklagen. Als sie zurückkamen, legte der Abt sein Amt nieder und ward Predigermönch zu Bremen. Auch aus anderen Anlässen mag der Friede im Innern

der Brüderschaft oft genug gestört sein. Das abgeschlossene Leben gab große Reizbarkeit und erzeugte Neugierde und Klatschsucht. Zuweilen können die Brüder sich über die Wahl eines Abtes nicht einigen und dann setzt ihnen der Erzbischof einen solchen aus einem fremden Kloster.

Von dem oft kleinlichen Treiben innerhalb der eigenen Mauern wendet sich indessen der Blick des Annalisten zu den Vorkommnissen der großen Welt. Die Schicksale des oldenburgischen Grafenhauses, der Bremer Kirche und der Nachbarlöster sind ihm wichtige Angelegenheiten. Er erzählt von den weißen Cisterciensern in Hude, von dem Untergange der gottlosen Stedinger in ihren Dörfern längs des Sumpfes, von den Kämpfen der Friesen, bei welchen einmal der Abt Meinricus, vom Stedinger Adel, eine angesehene Vermittlerrolle spielte, und dann dringt wie ferner Donner auch wohl die unheimliche Kunde von einer großen Wassersnoth hinein in den Lärm hadrender Völker. Fast auf jeder Seite kommen die Namen der kleinen, jetzt meistentheils verschollenen Adelsgeschlechter vor, die im Ammerlande zahlreich ansässig waren, bis sie allmählig von dem mächtigeren Dynasten, der durch das Grafenamt zur Reichsstandschaft aufstieg, verschluckt wurden. Die Schreibart ist keine fließende und das barbarische Latein mit latinisirten deutschen Worten durchsetzt, welche auf den ersten Blick das Verständniß erschweren. Das ganze geistige Niveau, das aus den Aufzeichnungen uns entgegentritt, ist ein äußerst niedriges. Wüster Aberglaube, wie die Fabeln von den Reliquien, wechselt mit geschichtlichen Mißverständnissen, so oft auch der Scribent beflissen ist, durch das Citat aus irgend einem Kirchen-

schriftsteller oder einen nicht immer geistreichen Spruch seine mönchliche Gelehrsamkeit in das rechte Licht zu stellen. Nur zuweilen scheint ein anderer Geist über den Schreiber zu kommen. Wenn er berichtet, wie ruhmvoll in der Schlacht auf der Tungelemarsch Johannes von Mansingen die Fahne der Reuter getragen und Oltmann von Beverbäke die Fußgänger geführt habe, mit welcher wichtigen Schlägen die ammerländischen Bauern später die prahlerisch in das Land fallenden Friesen demüthigen, durchweht etwas wie dichterischer Schwung seine unbeholfene Erzählung und man darf annehmen, daß sein Herz an einem Gegenstande sich erwärmt, von dem das Volk in Sagen erzählte und in Liedern sang.

Noch berühmter aber ist ein anderes Klosterwerk, die Bilderhandschrift des Sachsenspiegels, der Codex picturatus Oldenburgensis, im Jahre 1336 auf Veranlassung des Grafen Johann von dem Mönche Hinrich Gloyesten geschrieben, der aus einer adeligen Familie des Ammerlandes stammte, die unter dem Namen Gloystein und bäuerlichen Standes noch jetzt in Morriem ansässig ist. Die Abschrift war nach einer am Schlusse befindlichen lateinischen Notiz zunächst zum Besten der Ritterschaft bestimmt, nicht um neues bürgerliches Recht einzuführen, sondern damit der Adel bei Streitigkeiten zu dieser als vortrefflich anerkannten Sammlung Zuflucht nehmen könne, weil damals fast alle älteren Ritter der Grafschaft gestorben waren und das Recht der Väter den Söhnen unbekannt zu werden drohte.

Die Handschrift gehörte zur Bibliothek des Grafenhauses und ging mit derselben nach dem Tode Anton

Günthers in den Besitz des Grafen von Oldenburg und später der Bentink'schen Familie über. Bei dem Schloßbrande in Barel 1751, der die ganze Büchersammlung verzehrte, wurde sie nur durch den glücklichen Zufall gerettet, daß sie mit noch zwei anderen Handschriften, dem glossirten Sachsenpiegel und dem 1355 von dem Canonicus Bernhard Spoliken zu Wildeshausen geschriebenen Schwabenspiegel, an den gelehrten Gruppen in Celle verliehen war. 1877 wurde sie von den Bentink's wieder für die Privatbibliothek des Großherzogs von Oldenburg erworben, der sie in einer schönen, durch A. Lübben und v. Alten besorgten Ausgabe der Deffentlichkeit hat übergeben lassen. Während die anderen drei Bilderhandschriften, die Heidelberger, Wolfenbütteler und Dresdener, einen hochdeutschen Text liefern, ist sie die einzige mit niederdeutschem Texte und überhaupt die nach Zeit und Ort genau bestimmte älteste Handschrift des niederdeutschen Idioms, die wir kennen. Jedes Blatt ist in zwei Columnen gespalten, deren eine den Text, die andere die Bilder enthält, die in drastischer Symbolik und in oft ungesüger, aber stets lebendiger Zeichnung die Rechtsätze zu illustriren suchen und für die culturgeschichtliche Anschauung einer längst vergangenen Zeitepoche eine wahre Fundgrube bieten. Da fehlt am Eingange nicht der Kaiser, der dem Papste, welcher auf einen Esel steigt, den Steigbügel hält. Um zu belegen, daß der Frau nach des Mannes Tode die Hälfte alles dessen zufällt, was sich zu dieser Zeit an verzehrbarer Waare im Hause findet, langt auf dem Bilde ein Mann mit einer hölzernen Gabel nach den Schinken und Würsten am Wiemen, welche den daneben sitzenden

Parteien zu gleichen Theilen auf die Köpfe fallen. In ähnlicher Weise sind andere Rechtsätze dargestellt. So verglichen mit dem Texte beleben sich diese rohen und ungefügigen Bilder. In einer Durchzeichnung von Gruppen haben sie Goethe vorgelegen, der sich für ihre Veröffentlichung schon damals sehr interessirte.

\* \* \*

Ehrwürdiger Bruder Hinricus, als Du auf dem schön geglätteten Pergamente emsig die Rabenfeder gleiten liehest und Dein Mitbruder die Tuschreie, um in Roth und Blau die zierlich gewundenen Initialen nachzuziehen, wußtest Du in Deiner Einfalt sicherlich nicht, welches Kleinod Du als Frucht Deiner mühseligen Arbeit der dankbaren Nachwelt hinterlassen solltest! Anders war es geworden in der Gegend, seitdem Deine Vorgänger in der gelichteten Rodung den Grund der Kirche und die Wohnungen der Brüder ausmaßen, anders auch in den Herzen der Menschen. Wenn sie im Frühjahr die Bilder der Heiligen um die Dorfflur ziehen, um Regen und Fruchtbarkeit für die aufkeimende Saat zu bewirken, so handeln sie jetzt im ehrlichen Christenglauben und ahnen nicht mehr, daß uralter heidnischer Brauch in der lieben Gewohnheit fortlebt. Wenn sie die Weihnachten begehen und die Ankunft der drei Könige aus dem Morgenlande, so denken sie in ihrer Freude nur an das, was ihnen jetzt die Kirche lehrt, und wissen nicht mehr, daß es einst die alte fröhliche 'Sulzeit war und der Zauber der heiligen zwölf Nächte, in denen um die Jahreswende Balder, der Sonnengott, auferstand und die Himmlischen zur Erde

kamen, den deutschen Herd, das deutsche Heimwesen zu segnen. Anders war es geworden aber auch in dem bürgerlichen Leben. Nicht mehr wie zur freien Sachsenzeit versammeln sich alle wehrhaften Männer der Gemeinde zum Volksthing, sondern gewählte Schöffen treten an gesetzlichen Gerichtstagen zusammen und finden das Recht, aber unter Leitung des Grafen oder seines Vogtes. Jedoch noch war trotz der aufgedrängten Rechte der Kirche und der fränkischen Sieger eine große Summe von Volksfreiheiten vorhanden, und als, wackerer Gloyesten, Dein Herr Dir befahl, das Rechtsbuch Eike von Repkow's kunstfertig in neuer Abschrift herzustellen, damit die gräflichen Ritter und Amtleute nicht ferner schwanken sollten, was in Land- und Lehnrecht der Sachsen Herkommen sei, sahst Du kaum schon die Wandlung sich vorbereiten, da das Product einer fremden Cultur, das Vermächtniß eines längst untergegangenen Volkes, sich schwer und schwerer auf die einheimische Entwicklung zu lagern begann, da das Recht, nach welchem Ihr kahlköpfigen Kleriker lebet und die nicht immer bescheidenen Privilegien Eurer Kirche geltend machtet, verwirrend übergriff in die ehrbaren Satzungen der Weisthümer und Willküren, da die lebendige Kraft der Rechtserzeugung, die in einem von der gleichen Theilnahme Aller getragenen vielgestaltigen Volksleben pulsrte, zu verdorren anfing in den unverständenen Formeln und den Practiken des gelehrten Handwerks.

Das Mittelalter ging zur Rüste. Die alten Benedictiner waren reich und behäbig geworden. Andere Rittenträger übernahmen den Kriegsdienst für das wankende Gebäude der Hierarchie. Die Klöster verloren ihre

volksthümliche Bedeutung, als die Ergebnisse jener vielhundertjährigen Erziehungsarbeit zu reifen begannen, welche die katholische Kirche, die große Civilisationsanstalt einer jugendlichen Zeit, an den Völkern vollzogen hatte.

Ueber die späteren Schicksale des Rasteder Klosters sind uns wenige Nachrichten aufbewahrt. Das Verhältniß zwischen den Mönchen und ihrem Schutzherrn war schon öfter ein getrübtet gewesen und brach 1440 in einen ärgerlichen Konflikt aus, als es sich um die Beisetzung des Grafen Diedrich handelte, den der Abt im Erbbegräbniß der Familie aufzunehmen sich weigerte, weil er im Kirchenbanne gestorben war. Der Graf hatte nämlich einmal zwei Mönche aus dem St. Pauli-Kloster zu Bremen festnehmen und an einen Pflug spannen lassen, weil sie in den Grafschaften gebettelt und sich wohl ungebührlich dabei aufgeführt hatten. Ihr Abt nahm jedoch die Sache übel und verhängte den Bann über den Grafen, welcher sich wenig an den Zorn eines so kleinen Herrn wird gefehrt haben, zumal er mit dem Erzbischof immer gut Freund blieb. Jetzt aber nahmen die Rasteder Mönche, welche der gräfliche Kanzler, Elias Unverzagt, sehr dadurch beschädigt hatte, daß er die Klostermeier landsteuerpflichtig machte, die Sache wieder auf, um nachträglich ihr Mütthchen an dem Verstorbenen zu fühlen. Die Folge war, daß das Erbbegräbniß des gräflichen Hauses in Rastede einging und ein neues in der St. Lambertikirche zu Oldenburg errichtet wurde.

Später setzte sich Graf Gerhard der Streitbare nach einem bewegten Leben in Rastede zur Ruhe, bis der un-

versöhnliche Haß seiner Feinde den Greis noch einmal in die Fremde trieb. Er endigte 1499 auf einer Wallfahrt nach S. Jago di Compostella in Spanien. In seiner Jugend hatte er mit seinem Bruder Moriz den anstößigen Erbschaftsstreit gehabt, über welchen die Jungfrau Maria so drastisch ihren Unwillen äußerte. Später war er mit dem Erzbischof über den Umfang seiner Synodalgerichtsbarkeit in Conflict gerathen. Der Geistlichkeit gegenüber hatte der stattliche Herr, von dem man sich erzählte, daß er stets eine goldene Kette getragen und nie sein Schwert abgegürtet habe, sich überhaupt als strenger Gebieter erwiesen. Zu verschiedenen Malen griff er in das Klosterleben ein und versuchte energisch eine Abstellung der Mißbräuche, die sich hier wie überall eingeschlichen hatten. Allerdings waren diese Maßregeln nie von dauerndem Erfolge begleitet gewesen.

Mit der Zucht in den mittelalterlichen Klöstern hat es bekanntlich stets seine eigene Bewandniß gehabt. Je nach der Sinnesart des Vorstandes schwankte sie zwischen harter Askese und unverhüllter Weltlust. Man braucht für die Grasschaften nicht auf die Schilderung zurückzugreifen, die Schiphower von den verkommenen Ordensleuten des 15. Jahrhunderts entwirft, zumal er als Augustiner vielleicht einiger Eifersüchtelei gegen die Benedictiner zu Rastede, die nie seine Freunde waren, geziehen werden könnte. Die Chronik der Mönche selbst bietet in köstlicher Naivetät einen reichen Stoff zu Sittenbildern aus damaliger Zeit.

Der 1401 zum Abte erwählte Bruder Reinerus war ein kluger und von allen werthgehaltener Mann, aber

gegen den Reiz weiblicher Anmuth so wenig gefeit, daß er sich eine Frau hielt, die ihm eine Tochter Beate gebar, und im Alter noch dazu eine gewisse Adelheid zu sich ins Kloster nahm, die sich auch bei seinen Mönchen großer Verehrung erfreute. Aber auf den folgenden Abt, Johannes Fabri, einen Zinkenbläser und Gräuelmenschen, ergießt der erboste Chronist die volle Schale seines Zorns. Wir haben allerdings ein Mustere Exemplar der Gattung vor uns. Fabri stammte aus dem Kloster St. Paul bei Bremen und ward von dessen Abte, der ihn als Störenfried gerne los sein wollte, angestiftet, sich um die Kasteder Abtei zu bewerben. In der That gelang es dem Ehrgeizigen, die Fürsprache mächtiger Gönner zu erwerben. Dem Grafen hatte er nicht nur Hafer für seine Pferde, sondern auch Speck, Roggen und Gerste, desgleichen 100 Rheinische Goldgulden versprochen und dem Costnizner Bischofe Theodoricus zahlte er 60 Gulden für die Confirmation. So war er auf gut simonisch in den Besitz der Pfründe gekommen. Doch lebte er mit allen in Haß und Streit. Auch er hatte einen Sohn, für welchen er vom Erzbischofe Dispensation zu erlangen hoffte, welcher letztere ihn jedoch wegen seines ärgerlichen Aufzuges in Bremen in Strafe nahm. Als der Gesandte des Concils zu Basel, der gelehrte Doctor Boldewinus, zur feierlichen Visitation erschien, stand Johannes Fabri da wie ein Delgöze und wußte Nichts zu sagen. Ein Unterfoch, Namens Geerken, hatte vollständige Gewalt über den trefflichen Abt erlangt, sodaß er sich ansehnlich auf Kosten des Klosters bereichern konnte, das Holz aushauen ließ und die Mönche fast in Armuth

brachte. Der damalige Prior, Namens Meinardus, trieb nebenbei einen Handel mit Thierfellen und Pferden und nutzte seine Gaben nicht zu Christus Ehren, sondern zu seines Beutels Besten, wofür es ihm nun einigermaßen zur Entschuldigung gereichte, daß er bei seinem Ableben auch das Kloster gut bedachte.

Die Zeit der Abrechnung aber war gekommen. Die Hälfte des Nationalvermögens hatte die todte Hand im Laufe des Mittelalters an sich gezogen. Was war es Wunder, daß mit der gesunkenen Achtung vor der verderbten Kirche und einem sittenlosen Mönchsthum abermals eine Periode der Säkularisationen einbrach und alle Fürsten im Reiche sich auf die geistlichen Güter stürzten, die Katholischen nicht minder eifrig wie die Protestanten.

Der letzte (27.) Abt zu Rastede, Johannes Hesse, war 1504 gewählt. Nach dessen Tode 1546 wurde das Kloster eingezogen und diente mit seinen reichen Einkünften zur Abfindung des Grafen Christoph, der, nachdem er sein ganzes Leben sich in auswärtigen Fehden getummelt hatte, sich 1559 hierher zurückzog. Es ging jetzt im Kloster zu, wie an einem Hofe der Renaissance. Nicht nur die alten Kriegskameraden des Grafen kamen, ihn aufzusuchen, sondern auch gelehrte Leute, die sich des geistig angeregten Umganges des hohen Herrn erfreuten. Als er 1566 seinen Tod herannahen fühlte, überkam ihn das Bedürfniß, einen Theil des von ihm aus den ehemals geistlichen Gütern Ersparten wiederum frommen Stiftungen zuzuwenden, die noch heute seinen Namen in der Nachwelt lebendig halten.

Den Grafen Anton Günther lockte die gesunde Luft der hohen Gegend, die vielen Büsche und die gute Wildbahn, so daß er seine Sommerresidenz nach Kastede verlegte. Für den Ort der frommen Ansiedelung beginnt damit eine Periode weltlichen Glanzes. Regelmäßig zur schönen Sommers- oder Herbstzeit begab sich der Graf mit den fürstlichen Gästen, die so gerne an seinem prachtliebenden Hofe weilten, dorthin, um sich am Landleben zu ergötzen oder das edle Maidwerk zu pflegen. Wenn damals ein alter Mönch aus seinem Grabe in der Kirchhofsecke aufgestanden wäre, wo die todten Brüder neben einander lagen, so würde er wohl bedenklich das kahle Haupt geschüttelt haben beim Anblicke der rauschenden Luft, die sich auf der Stelle der klösterlichen Einsamkeit entfaltete. Noch stand die alte Klosterkirche, aus Quadersteinen aufgeführt und jetzt neu gebessert, unter dessen Chore Graf Huno, seine Gemahlin Willa und Graf Friedrich, der Löwenkämpfer, lagen und des Grafen Moritz Bildniß auf einem schönen steinernen Epithaphium zu sehen war. Südwärts befand sich das niedrige Wohnhaus der Mönche und den Hof, auf welchen man mittelst einer Zugbrücke über den Graben gelangte, umgaben die Wirthschaftsgebäude. Zwischen Kirche und Kloster aber, wo auch jetzt ungefähr das Schloß steht, hatte Anton Günther ein neues Gebäude aufführen lassen, zweistöckig und mit einer hölzernen Gallerie um die äußere Front. Köstliche Gemälde schmückten den großen Saal, darunter befanden sich die Darstellung von Graf Friedrichs Löwenkampf und Bilder der hervorragendsten Pferde mit den seltensten Farben, alle übertroffen von dem berühmten

Kranich mit den ungeheuren Mähnen und Schweif, welchen der taubstumme Maler Wolfgang Heimbach aus Ovelgönne mit feiner Kunst abconterfeit hatte. Selbstverständlich war eine Stuterei bei dem Schlosse und, wo später das Amtshaus stand, erhob sich ein Marstall und eine Reitschule. Die jungen Adelligen aus aller Herren Länder, angelockt von dem Rufe des ersten Pferdekenners im Reiche, besuchten dieselbe gern, um sich in der Schulreiterei, im Spiegelfechten, Ritterspielen und anderen noblen Exercitien standesgemäß auszubilden. Weiter hinaus aber breitete sich der Lustgarten mit schönen quadratisch angelegten Beeten und die Wildbahn aus, auf welcher das schmachhafte Volk der Jasanen, welche der Graf von seinen Reisen mitgebracht hatte, sich so zahlreich vermehrte, daß man es bald zu Tausenden zählte.

Auf seinem Lieblingsstize schloß Anton Günther hochbetagt seine Augen und mit seinem Tode fiel eine reiche Erbschaft auseinander. Rastede verblieb durch Austausch in dem Besitze der Feudalerben, welche es der Prinzessin Sophie Eleonore von Holstein-Beck zum Wohnstize anwiesen, die in der St. Annen-Grust der Dorfkirche begraben ward. Nach ihrem Tode kauften der Statthalter, Graf Lynar, und 1756 der Justizrath von Römer das Schloß. Dieser hatte früher als Supercargo bedeutende Handelsreisen, namentlich nach China, gemacht und die gesammelten Reichthümer theils zum Ankauf von Amt und Adel, theils zur Erwerbung der Rasteder Besizung verwandt. Römer ließ den berühmten holländischen Baukünstler Redlykheid kommen, der das Schloß von Grund aus umbaute, aus Klinkern den Buitenplaats herstellte

und den Garten nach damaligem Geschmacke mit Buch- und Faybaumhecken verzierte, zwischen denen ein steinerner Neptun mit seinen Tritonen die Wasserstrahlen in die Luft sandte. Auch wurde die wüste Klosterkirche abgebrochen, nachdem die Reste der dort ruhenden Grafen in die Dorfkirche überführt waren. Als durch eine glückliche Combination der nordischen Politik der in Holstein gebliebene Zweig der gottorpischen Linie in das alte Stammland des Hauses heimkehrte, war es ein Act natürlicher Pietät, daß das mit so vielen Erinnerungen der Familie verknüpfte Besizthum durch Ankauf von den Römerschen Erben alsbald in die Hand des neuen Landesherrn zurückgelangte.

Und wiederum ist es anders geworden in der Gegend, seitdem der Chronist und der Schönschreiber in dämmeriger Zelle auf ihre Arbeit sich beugten, und anders reden und träumen die Menschen. Verschwunden ist der Bau St. Benedicts, die Clausur, der Kreuzgang und die Wohnung des Abtes, und die vornehme Ruhe eines fürstlichen Land-sizes breitet sich über der Stelle aus, wo man die Messe sang und der Ruf der Glocke die strenge Ordnung des Lebens regierte. Von der alten Kirche, die unseren Vorfeltern gefiel, trennt uns eine tiefe Kluft der geistigen Anschauung und als Umbildung des Apostelglaubens empfinden wir, was doch auch malerisch das Leben verschönte. Die Zeit ist unserem Bewußtsein fremd geworden, als auch hier im Norden sich Kreuze und Capellen an den Wegen erhoben und um die Gotteshäuser der Glanz der Processionen sich drängte. Und wer in den schattigen Gängen des Schloßparkes wandelt, wo in dem Küchen-

garten der Mönche zuerst die seltene Frucht der Traube reifte, oder über den See auf die Mühle blickt, die Abt Otto dem Kloster erwarb, dem wird die Vorstellung nicht leicht, daß einst die schwarzen Gestalten frommer Brüder sich in dieser sonnigen Landschaft ergingen. Das Kloster, der Garten und so Manches hat sich geändert, nur eins ist geblieben, die Poesie der Natur, die gleichgültig heiter auf Alles lächelt, was Menschenwitz hier baute und zerstörte.





Das Zwischenahner Meer.



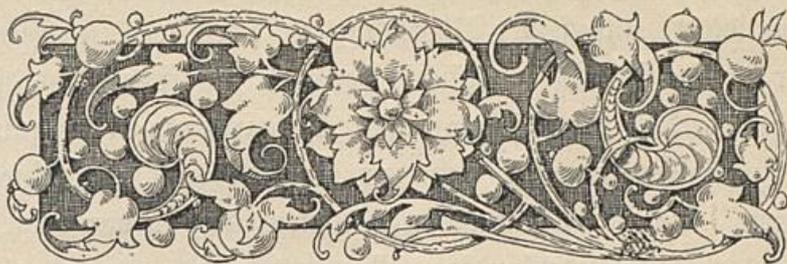


## Inhalt:

Einleitung. — Fahrt nach Zwischenahn. — Allgemeiner Charakter der Landschaft. — Spaziergang um den See. — Hopfenbau. — Hydrographische Verhältnisse. — Die Pflanzenwelt. — Die fische. — Die Entstehung des Meeres. — Die Eiszeit der Erde und die Bildung der Landseen auf der norddeutschen Tiefebene. — Die ersten geschichtlichen Erinnerungen von den Bewohnern. — Die Grafen und die ersten Kirchen. — Der Brudermord auf der Kreuzwiese. — Kriegerische Ereignisse. — Burgfrieden auf den Bauernhöfen. — Die Herren von Elmendorpe. — Die drei Berge. — Der Gesundbrunnen zu Helle. — Die Neuzeit.







Das „gepriesene Naturparadies des Oldenburger“, mit diesen Worten bezeichnet Kahl gelegentlich das Zwischenahner Meer. Und in der That bildet der auf der ammerschen Geest belegene Landsee oder das Meer, wie wir in Uebereinstimmung mit dem Holländischen Sprachgebrauche sagen, einen der wenigen Punkte im Herzogthume, die sich rühmen können, von einer stiefmütterlich gesinnten Natur mit einer bescheidenen Mitgift landschaftlicher Schönheit bedacht

zu sein. So begreift sich die Werthschätzung, welche wir dem Meere und seiner Umgebung zu Theil werden lassen. An seinem Anblicke entzündet der vaterländische Poet die Flamme der Begeisterung und Schaaren von Vergnügungszüglern ergehen sich zur Sommerszeit an seinen Ufern. Es ist auch nicht anzunehmen, daß in den obigen Worten des länderkundigen Bremers nichts weiter, als ein ironischer Seitenblick auf die dem Meere oftmals gewidmete Ueberschwenglichkeit enthalten sein sollte. Dafür hatte sich der Autor trotz seiner Weltreisen zu sehr die Empfänglichkeit auch für die Eigenart der Heimath bewahrt. Selbst Derjenige, der verwöhnt durch den Reiz des Gebirges der Meinung ist, daß die niederdeutsche Ebene mit ihrem einfachen, so wenig aufdringlichen Wesen keine Beachtung verdiene, wird doch der Zwischenahner Landschaft sein Wohlwollen nicht versagen, die das belebende Element des Wassers in ihren Mittelpunkt stellt und mit den Gruppen am Lande zu freundlicher Wechselwirkung vereinigt.

Ueber dies allbekannte Meer etwas Neues sagen zu wollen, würde ein gewagtes Unternehmen sein, wenn nicht die tägliche Erfahrung lehrt, daß gerade das Zunächstliegende so manchmal der tieferen Aufmerksamkeit entgeht. Und doch wäre es unangebracht, sich hier mit dem Gesamt-Eindrucke zu begnügen und nicht bis zu den Einzelheiten der Erscheinungswelt vorzudringen. Im Wasser tummelt sich der Fisch und birgt sich das Wunderjame, welches alles Leben der Tiefe umgiebt. Am Ufer schießt die Pflanze empor und entfaltet in lustiger Geselligkeit den üppigen Character der Flora am Sumpfe. Die

Frage nach der Entstehung des Meeres bietet Gelegenheit, ein vielbestrittenes Problem aus der Bildungsgeschichte der norddeutschen Tiefebene zu streifen. Vielfache Erinnerungen aus der Localgeschichte haften in Sage und historischer Ueberlieferung an dem Umkreise des Sees.

Vielleicht gelingt es mir, alle diese Züge nochmals zu einem Gesamtbilde zu vereinen.



**A**n den schmucken Häusern auf der Höhe vor dem Haarenthore vorbei, wo sich die Residenz dem Zuge aller Städte nach Westen folgend immer weiter ausbreitet, faust der Zug, der uns dem ersehnten Ziele entgegenbringen soll. Mitten in einem Laubgehölz liegt die Station Bloh und die Weiterfahrt bietet uns reizende Durchblicke auf grüne Wiesen im Holze, um welche Eichen und Buchen sich malerisch gruppiren. Bald aber entschwindet der Wald und dem Auge eröffnet sich die weite Dede des Hochmoores, durch dessen nördlichen Ausläufer die Eisenbahn in schnurgerader Linie geführt ist. Heiß flimmert die Sonne auf der bräunlichen Fläche und ein eigenthümlicher Zauber berührt uns, wenn wir die Blicke in diese Ferne senden, die erst allmählig anfängt, durch die Arbeit fleißiger Anbauer ein verändertes Ansehen zu erhalten. Dort jene dunkle Masse am Horizonte ist der Wildenlohs-Busch, der schon in den ältesten Urkunden des Herzogthums erwähnt wird, vielleicht ein Ueberbleibsel des großen Waldes, der vor Jahrtausenden diese Gegend beherrschte, bis er unter Sturm und Unwetter zu Boden sank und von den aufwuchernden Torfmoosen bedeckt wurde, die ihre filzigen Fasern unablässig auf einander schichteten und über den Resten der umgestürzten Baumriesen das

Hochmoor zur Entstehung brachten. Jetzt stehen um den Wald die neuen Häuser der vor ungefähr 40 Jahren gegründeten Colonie Petersvehn. Ihre geraden Reihen sind von der Eisenbahn aus sichtbar. Sie bezeichnen den Schluß einer langen Entwicklung, in welcher der Mensch sich auch des hohen Moores bemächtigt, um dasselbe den Zwecken und Bedürfnissen seines Geschlechtes dienstbar zu machen.

Bald empfängt uns wieder Buchengrün und wir nähern uns der Station Zwischenahn. Noch ist wenig von dem Meere sichtbar geworden und wir eilen, von dem Bahnhof in das Dorf zu gelangen. Auf der Höhe weht es uns feucht entgegen. Wir halten ein und lassen zum erstenmale den Blick auf der Landschaft ruhen, die sich vor uns ausbreitet: eine glitzernde Wassermasse, ewig bewegt und doch immer gleich, Segelboote und kleine Dampfer auf der Fahrt von einem Punkte zum andern, stolze Villen, die sich anspruchsvoll am Lande erheben, dunkle Laubwaldungen, welche dicht an das Ufer herantreten und das friedliche Idyll von allen Seiten umgeben.

Für den ersten Besuch ist eine Wasserfahrt am besten geeignet, einen Ueberblick über die Landschaft zu gewähren. Der verwitterte Kirchturm am Ufer ist die Tagesmarke, welche die Richtung hin und zurück anzeigt. Hinter ihm liegen tief im Grünen versteckt die Häuser des Dorfes. Dort jene mächtige Tanne steht im Garten des Gutes Sihausen, hohe Pappeln bezeichneten einst die Chaussee nach Westerstede und am gegenüberliegenden Ufer das Wirthshaus zu Dreibergen, bis auch sie dem Todeskeime erlagen, der diesen Baum der napoleonischen Heerstraße

im nördlichen Deutschland decimirt. Die Neuzeit, welche aus dem stillen Plaze einen vielbesuchten Ausfluchtort gemacht hat, wird durch die breite Front des Kurhauses und durch die verschiedenen Villen angedeutet.

Von Dreibergen aus ist das Panorama am schönsten und umfassendsten. Die Einzelheiten der Landschaft jedoch erschließen sich nur dem, welcher zu Fuß dem bequemen Pfade nachwandert, der um den ganzen See herumführt. Er geleitet ihn jetzt über eine grüne Wiese, die sich sanft bis zum Ufer hinabneigt, jetzt über einen hochgelegenen Acker, dessen Aehren körnerschwer im Winde rauschen, und nun unmittelbar wieder am See durch ein Eichenwäldchen, in dessen Schatten die immergrüne Hülse üppig wuchert. Ueberall eine Mannigfaltigkeit der Scenerie, doch von der Wiese und vom Roggenfelde, durch das Gebüsch und den Wald, immer schweift das Auge am liebsten zurück auf die schimmernde Mitte mit ihrem wechselnden Farbenspiel, sei es, daß vorüberziehende Wolken ihren Schatten auf die glänzende Fläche werfen, oder der Wind sie zu leichten Wellen kräuselt, so daß der Schaum seine weißen Köpfe zu erheben anfängt. Aber wenn am Abend Stille in der Luft und auf dem Wasser eingetreten ist, so glättet sich das Meer zu einem dunklen Spiegel. Die Baumgruppen am Ufer, die Kirche und die Landhäuser werfen lange Schatten, sie scheinen über das Wasser gehoben zu sein und in der Luft zu schweben. Das ist ganz im Kleinen die auf der stärkeren Verdichtung der unteren Atmosphäre beruhende Erscheinung, die am Strande der See eine ferne Insel oder Küste wie eine Fata-Morgana am Horizonte hervorzaubert.

Der Spaziergang ist einsam, aber nicht todt. In dem Walde hämmert der Specht und ertönt im Mai das Lied der Nachtigall, die auch das Wasser liebt. Im Schilfe zwitschert ein kleiner Künstler im schlichten Gewande, der Rohrsänger, der sein Nest hoch an den Halmen des Reithes befestigt. Dicht bei ihm erhebt sich ein Reiher, schwerfällig, mit gefülltem Kropfe, steigt er auf, bis er in der Höhe den Flug nach Westen nimmt, wahrscheinlich nach dem Holze des Commendegutes Bofelech, der nächsten von den vielen Reiher-Colonien unserer Ebene, wo sich in Gesellschaft hundert anderer auch sein Horst befindet. Eine Schaar wilder Enten steuert aus dem Dickicht des Schilfes in den See hinaus, doch sind sie so scheu, daß sie bei der geringsten Annäherung eines Menschen mit lautem Geräusche von dannen fliehen. Auch Möven sind in einiger Zahl vertreten. Früher sollen alle Tümpel und Landseen der Geest von ihnen bevölkert gewesen sein und sie auch dort genistet haben. Jetzt sind sie ganz zur Küste weggezogen, wo sie nur dann aufs Land gehen, wenn der Sturm das Fischen im aufgeregten Meer verhindert oder hohes Wasser ihre gewohnten Nahrungsplätze auf dem Watten bedeckt. Zeitweilig fliegen sie den Flüssen nach oder machen sich auf den Landseen heimisch. Wie passen diese ruhelosen Segler der Lüfte zu dem ewig bewegten Elemente, wie schön, wenn sie mit ihren langen, schmalen, sichelförmigen Flügeln in der Luftströmung sich wiegen und wenden, jetzt wie ein Pfeil herabschießen und über dem Wasser flatternd die Beute erhaschen!

Wer auf die Zustände der Landwirthschaft ein wachsameres Auge hat, kann auf seinem Marsche manches Inter-

essante einernt. Der Boden ist überall gut für den Roggenbau und nur die Wiesencultur leidet an dem eisenhaltigen Quell- oder Moorbwasser, so daß die Rasenfläche oft mit Eisenstein durchsetzt ist. Im Schatten des mit Eichen bestandenen Hofes sind die Bauernhäuser aufgerichtet, nach sächsischer Bauart, der poesievollsten aller in Deutschland herrschenden Typen, mit dem hohen Einfahrtsthore, das auf die von den Viehständen umgebene Diele führt, mit dem Heerde am Eingange des Wohnendes, der mit seiner gemüthlichen Flamme der großen Flur Licht und Wärme spendet, mit dem weiten Strohdache, das, kühl im Sommer und warm im Winter, das ganze Anwesen, Menschen und Vieh, unter seine schützenden Flügel nimmt.

Während früher der Anbau des Flachses eine große Fläche in Anspruch nahm und die Hausfrau mit ihren Mägden das Linnen nicht nur für den eigenen Bedarf, sondern auch für den Verkauf verfertigte, ist von den Handelsgewächsen nur noch der Hopfen übrig geblieben. Seine grüne Rebe windet sich um jene hohen Stangen, dicht behangen mit den Früchten, die bestimmt sind, dem Biere seine bittere Würze und einen guten Theil seiner berauschenden Wirkung zu geben. Vormals war der Hopfenbau auch in andern Districten des Herzogthums üblich. Er ist bei Neuenburg betrieben und in der Stadt Sever befindet sich noch ein Hoppentun oder Hopfengarten. Auch wurde dort ein Hopfenpflück-Dienstgeld aus dieser Zeit bezahlt.

Die Hopfengärten am See liegen unmittelbar an den Häusern und verlangen tiefschwarze und lockere Ackererde.

Der Boden wird in jedem Frühjahr mit Kohl bepflanzt, wobei auch die Hopfenpflanze, die den Winter überdauert, Düngung erhält. Im August öffnen sich die Blüten, die kleine unscheinbare männliche und die große doldenartige weibliche, die im innersten Grunde Drüsen enthält, welche den wirksamen Bestandtheil des Hopfens, das nar-  
kotisch schmeckende Lupulin, absondert. Im September werden die Stöcke ausgezogen und die Ranken abgestreift. Die Käzchen müssen zu Hause abgepflückt werden. Das ist eine festliche Arbeit für Jung und Alt, bei welcher die einzelnen Familien sich einander aushelfen und die bei guter Zukost oft bis in die Nacht hinein dauert. Darauf werden die Käzchen gedörst und im Spätherbst erscheinen die Händler, welche die fertige Waare aufkaufen, soweit nicht ein Theil für die Erzeugung des leichten obergährigen Bieres im Lande bleibt.

Der ammerländische Hopfen rühmt sich leider keiner besonderen Qualität. Es ist oft in Anregung gebracht, ihn durch Einführung fremder Setzlinge zu verbessern. Der Ertrag des gesammten Anbaues wird je nach der Güte der Ernte auf 20—50 000 kg veranschlagt und gewährt eine durchschnittliche Einnahme von 75 000 *M* jährlich.

\* \* \*

Das Meer wird von 4 Bächen gespeist und gehört zum Fluß-Systeme der Ems. Wenn wir auf der Chaussee von Oldenburg her bei Hartenstroth vorbeifahren oder mit der Eisenbahn aus dem Weener Wohlde auf das hohe Moor gelangt sind, sehen wir, wie hier die Haaren

sich noch zur Hunte wendet, bald darauf aber das Wasser westlich nach Friesland hin verläuft. Im Süden des Sees fließt das Meer durch 2 Auen ab, die durch einen hohen Ackerücken geschieden werden, an welchen das Dorf sich lehnt, so daß für das letztere der Name „Zwischen den Auen“ oder Zwischenahn entstand. Beide Auen vereinigen sich südlich bei Achwege und bilden mit anderen Zuflüssen das Godensholter Tief. Jetzt ist die Wassermenge bereits eine so große, daß kleine Seeschiffe heraufkommen können. Unterhalb Barzel bringt die Söste von Süden das Wasser aus den hohen Haiden und Möören der Aemter Cloppenburg und Friesoythe her. Noch weiter unterhalb treten die Sagter, Ems und das Aper Tief hinzu, es entsteht der Name „Veda“ für alle diese Zuflüsse von der westlichen Abdachung des Herzogthums, die sich jetzt zur Ems ergießen, in deren breiten Bette sie gemeinsam den Weg zur Mutter aller Gewässer, dem Meere, antreten, welche sie einstmals als Wolken hoch in die Luft entsendet hatte, um als fruchtbarer Regen die durstende Erde zu erquickern.

Weil die Zuflüsse unseres Sees nur gering sind und ein Rückstau von dem Fluthwasser der Ems nicht mehr stattfindet, ist sein Wasserspiegel nur zeitweiligen Aenderungen unterworfen. Der Unterschied zwischen Sommer- und Winterwasserstand beträgt ca. 5 Fuß. Der Flächeninhalt des Meeres ist 526 ha, und sein Umfang vielleicht 11 km; seine Ausdehnung ist früher unstreitig eine größere gewesen, manche Uferstrecken sind allmählig versumpft, darauf trocken gelegt und in Wiesen verwandelt. Zwischen den Sand- und Kiesrücken, die in den See hineinragen,

kann man diese anmoorigen Wiesen, die in den Einbuchtungen durch Alluvion entstanden sind, verfolgen. Dieser Anwuchs ist namentlich auf der Elmendorfer Seite, die flacher ist, als das hohe Ufer bei Zwischenahn, nicht unbedeutend. So mag vor Jahrhunderten die Sage einen thatsächlichen Hintergrund gehabt haben, daß einst weiter zurück bei Helle sich ein Hafen befand und das Meer durch die Wapel, die damals ein ziemlich großer Fluß war, mit der Jade in Verbindung stand. Damals war Leuchtenburg ein Leuchtthurm für die Seefahrer, und bei Ronnesforde oder des Königs Furth ging die große Heerstraße von Oldenburg nach Friesland über diesen Flußarm.

Noch täglich spielt sich der Vorgang ab, daß an den vor dem Wellenschlage geschützten Stellen das Geschlecht der Wasserpflanzen in den See hineindrängt, soweit nur der aufstrebende Stengel nach unten den Grund und nach oben das Licht zu erreichen vermag. Zwischen dem Wurzelgeflecht läßt sich dann der feine Sinkstoff des Wassers nieder, Moose und Schwimmkräuter fallen beim Absterben auf den Boden, andere Pflanzen schießen auf den vermodernden Resten der früheren empor, und unter dem Wasser, das den Zutritt der Luft verhindert, verfällt die ganze Masse jenem Verkohlungsproceß, welchen wir als den der Torfbildung bezeichnen. Hat der Boden sich bereits soweit erhöht, daß er nur mehr periodisch überschwemmt wird, so kommen die Ried- und Wollgräser und die Pflanzen des festen Landes. Und so rückt die Grenze des Ufers mit Hülfe der Pflanzenwelt in den See vor. Wenn nicht außergewöhnliche Umstände hinzutreten, eine plötzlich abfallende Tiefe, Sturmwind, Strö-

mungen oder das Eingreifen des Menschen, so pflegt das feste Element in diesem Jahrhunderte langen Kampfe mit dem flüssigen Sieger zu bleiben. Vielleicht ist auch dieses stolze Meer noch einmal ausersehen, das Schicksal so vieler einstmaliger Wasserflächen auf der Haide und dem Moore zu theilen und zu einem elenden Tümpel zusammenzuzurumpfen, auf welchem sich im Herbst die wilden Enten sammeln, aber keine Dampfer und Segelboote zur Lust des Städters hin- und herüberkreuzen.

Eine solche Stelle, die einer sichtbaren Verschlam-  
mung ausgesetzt ist, findet sich zwischen Dreibergen und  
der Landspitze mit dem Pavillon. Hier ist es, wo die  
Sumpfsvegetation am fröhlichsten gedeiht und eine wahre  
Musterkarte ihrer Arten von fremdländischem, fast tropi-  
schem Aussehen entfaltet. Es ist ein Paradies der  
Pflanzen-Existenz. Wo das Meer die Wiese hinanstiegt,  
erscheint die Dolde des Wasserschieflings, der seine sellerie-  
artige Wurzelknolle tief in den Schlamm steckt, der Wasser-  
ranunkel, der seine zahlreichen Geschwister auf dem Lande  
einigermaßen verleugnet, die Rohrkolbe, dessen braune,  
sammetartige Bürsten aus zahllosen Blüten zusammen-  
gesetzt sind, das Pfeilkraut, der Froschlöffel und wie sie  
alle heißen mögen, die mit ihren langen Schäften und  
reichverzweigtem Blätterwerk aus dem Wasser auftauchen.  
Anmuthig durchbrechen die ulmenblättrige Spiräa und die  
gelben Blüten der Wasseriris den grünen Kranz. In  
dichten Haufen stehen das Schilf, die Binse und der  
Schachtelhalm, welche der Landmann im Herbst mäht,  
um Streu für seinen Stall zu erhalten. Allen voran geht  
vorsichtig das Reith in den See hinein, indem es einen

langen Halm auf der Oberfläche des Wassers entlang schiebt, der bald aus jedem Knoten niederwärts neue Wurzeln in den Grund treibt, welche im nächsten Jahre selbstständig sind und wiederum frische Schößlinge seawärts senden. Am weitesten aber wagt sich die Blume, mit welcher der falsche Nix den Knaben am Ufer lockt, das holde Schwesterpaar der gelben und weißen Seerose. Aus einer Tiefe bis zu 12 Fuß treibt sie ihre Stengel empor und an ihrem Ende öffnet sich die mandelduftende Blüthe dem Lichte, und breitet das große Blatt wie eine schwimmende Insel sich aus, auf der von ihrer Luftfahrt die Libelle ruht und der metallisch glänzende Rohrkäfer in der Sonne sich spiegelt.

Damit hören die Pflanzen auf, die im Boden wurzeln, aber noch nicht das vegetabilische Leben. Wenn im Spätsommer die Strahlen der Sonne den See bis auf den Grund durchwärmt haben, rufen sie unsichtbare Keime zur Entwicklung und eine seltsame Pflanzenwelt sproßt aus dem feuchten Schooße heraus. Das Wasser ist durch eine Menge kleiner grüner Punkte getrübt. Eine Unmasse mikroskopischer Gewächse schwimmen in der sonst so klaren Fluth. Wer jetzt ein Bad nimmt, fühlt sich unangenehm berührt, wenn er die halb schmutzige Masse um seine Glieder spülen sieht. Der See „blüht“, pflegt man von dieser allen unseren Landseen gemeinsamen Erscheinung zu sagen. Das ist das Geschlecht der Algen, welches hier zum Dasein erwacht, die einfachste Form des Pflanzenbildes und doch ein Garten der zierlichsten Kräuter, die unterste Stufe dieses großen Reiches und doch eine der an Arten fruchtbarsten Familie. Sie wuchert überall im

stehenden Wasser und überzieht den Schlamm des Meeres mit dem ersten Schimmer des organischen Lebens. Sie bedeckt den Ocean auf lange Strecken in dichtem Gewirr und erfüllt seine Tiefen mit unterseeischen Wäldern.

Für die kleine Thierwelt ist das warme Wasser an den seichten Uferstellen jetzt der wahre Aufenthalt. Hundertfältig tummelt es sich, wie die Vögel und Insecten im Walde, zwischen dem Geslechte der untergetauchten Wasserpflanzen und den faulenden Blättern und Stengeln! Jetzt kommen sie alle an die Oberfläche, die als Larven auf dem dunklen Grunde lagen, um im hellen Sonnenlichte zu fliehen und zu jagen. Und jetzt haben sie einigermaßen Ruhe vor dem unruhigen Volk der Fische, welche sich matt in die tiefsten Stellen zurückziehen, wo sie Kühlung finden, oder die schattigen Plätze aufsuchen, wo aus Mangel an Licht das grüne Gewächs sich nicht entwickelt. Für diese Thiere ist die Zeit der Sommerhize und der Algenblüthe nicht die angenehmste des Jahres, wenn auch anzunehmen ist, daß sie mit der ihnen angeborenen stummen Geduld diese kurze Periode der Prüfung überdauern, zumal im Uebrigen ihre Daseinsbedingungen im Meere keine unerfreulichen sind.

Die Fischerei war früher eine Gerechtigkeit der Herren van Elmendorpe, welche sie im 14. Jahrhundert mit ihren übrigen Besitzungen an die Grafen von Oldenburg verkauften. Von diesen wurde sie den an den See grenzenden Hausleuten, den s. g. Meerleuten, gegen eine Naturalabgabe an die gräfliche Küche übertragen. Mitte vergangenen Jahrhunderts gab die damalige dänische Regierung die Fischerei denselben Anliegern in Erbpacht

und schrieb ihnen dabei zum Besten der Residenz vor, daß sie mit ihrem Fange zweimal in der Woche auf dem Markte in Oldenburg erscheinen sollten. Außerdem besaßen die adeligen Güter zu Eihausen und Kayhausen, sowie die Pfarre und Küsterei Fischereigerechtigkeit. Das Verhältniß der Erbpacht hat bis zum Jahre 1849 gedauert, wo das Staatsgrundgesetz mit allen Jagd- und Fischerei-Gerechtigkeiten auf fremdem Grund und Boden ein Ende machte. Nachdem durch einen Prozeß zwischen Staat und Erbpächtern dieses Sachverhältniß klar gelegt war, hat der erstere wiederum zur Zeitpacht gegriffen, die einen höheren Ertrag als die frühere Erbpacht augenblicklich nicht abwirft (200 *M.*), aber vielleicht die Möglichkeit gewährt, allmählig auf eine rationelle Fischcultur hinzuwirken.

Den größten Theil des Jahres sieht man die Fischerboote, auch Meerschiffe genannt, in Thätigkeit. Es sind lange Fahrzeuge ohne Kiel, am Boden fast ebenso breit wie oben, so daß sie gegen das Umschlagen geschützt sind und auch bei dem stürmischsten Wetter sich hinauswagen, trotz der vielen Stoßwinde, welche um die freien Ecken der Holzungen zeitweilig hervorbrechen.

Schon der alte Chronist Hamelmann rühmt als eine Besonderheit unseres Sees, daß jeder Monat im Jahre seinen eigenen Fisch habe. Der Kundige wird die Ursache in der verschiedenen Laichzeit der einzelnen Arten finden, während welcher sie in das seichte Wasser treten und hier am leichtesten gefangen werden. Schon die früheren Pachtecontracte kannten während der Gang- und Scharzeit eine Schonung vom 1. Mai bis zum Vitustage

(15. Juni). Als die Fischereigesetzgebung von 1879 der ungemessenen Ausübung des Fanges noch engere Grenzen ziehen wollte, in der Hunte und Weser Schonreviere errichtete, die Maschenweite der Netze bestimmte und gewisse Fangarten verbot, nahm sie sich auch dieses wichtigsten Punktes an. Außer der wöchentlichen Schonzeit von Sonnenuntergang am Sonnabend bis Sonnenuntergang am Sonntag, während welcher nur mit der Ruthe gefangelt werden darf, findet eine absolute Schonzeit für die gesammte Binnenfischerei vom 10. April bis 9. Juni statt. Für das Zwischenahner Meer ist nur die eine Ausnahme bewilligt, daß in den ersten 3 Tagen jeder Woche Brejen, Stinte und Köderfische gefangen werden dürfen, welche keinen Werth besitzen, und außerdem Aale, für welche die Möglichkeit einer Vermehrung durch Schonzeiten ausgeschlossen ist, weil sie im Meere laichen.

Das hergebrachte sehr primitive Netz ist die Walke, ein offener Beutel, und unten mit einem Gewichte beschwert, so daß er auf dem Boden schleift. Die Augen der Fische sind scharf und sie sehen den Menschen gewöhnlich viel eher, als dieser selbst die Thiere bemerkt. Weil es deshalb schwer ist, scheue Fische bei Tage zu fangen, wird der Fang meistens in der Nacht ausgeübt, wobei man früher außerdem mit einer Laterne den Fisch anzulocken pflegte. Dann sieht man die Meeresschiffe vor dem Winde treiben und an jedem Ende steht ein Fischer, der die an der Seite herabhängende Walke handhabt und an dem Zucken des Netzes merkt, ob das gejagte Thier sich darin versangen hat. Daneben existirt das Zugnetz, die Wade, womit man namentlich am Ufer die Stinte



fängt. In der Neuzeit sind auch verbesserte Netzapparate zur Anwendung gebracht, besonders für den Bars das Nebenetz oder Stakgarn, aus zwei weitmaschigen starken Netzänden bestehend, zwischen denen ein engmaschiges, aus feinem Garn gesticktes Netz sehr lose befestigt ist. Der schnell gegen das Netz anschwimmende Fisch fängt sich, indem er durch eine weite Masche der Außenwand hindurch gegen das feine Netz stößt, einen Theil desselben durch die gegenüberstehende Außenwand hindurchzieht und in dem so entstehenden Beutel hängen bleibt. Mit diesem Netze kann man schilfriche ruhige Stellen, an denen die Fische sich gerne aufhalten, umstellen und sie durch Stangen in das Netz jagen.

Den Hal fängt man entweder an der s. g. Halreepe, Schnüre, an denen verschiedene Angeln befestigt sind, oder in geflochtenen Sezkörben, vorne mit weitem Eingange, hinten spitz zulaufend, in der Mitte mit einem Trichter, in welchen das Thier einfrucht, aber aus dem es den Rückweg nicht findet. Diese Körbe werden am Grunde befestigt und vorne mit Köderfischen, namentlich Stinten, versehen. Je wärmer die Witterung, je besser der Fang. Am reichlichsten ist der Segen bei schwüler Gewitterluft. Auch der Fischfang mit der Wade unter dem Eise ist wohl versucht worden, hat aber ein günstiges Resultat nicht geliefert, angeblich, weil versunkene Baumstämme und die Unebenheiten des Terrains das gleichmäßige Ziehen des Netzes verhinderten. Da die Fischer seit altersher eine Art Genossenschaft bilden, hat sich auch in dem neueren Pachtcontracte die Bestimmung erhalten, nach welcher das Fischen mit größeren Zugnetzen oder Netzen von Seide

verboten ist, damit keiner vor dem anderen einen Vorsprung erlangt.

In den größten Massen sind zunächst die kleinen Arten vertreten, der Gründling, das Rothauge, der Weißfisch oder die Bleke. Sie kommen im Frühjahr zur Laichzeit schaaarenweise ans Ufer und werden hier gefangen, oder dienen den größeren Herren ihres Geschlechtes zur leckeren Speise, wofür sie sich rächen, indem sie später in dem Laich ihrer Feinde arge Verwüstungen anrichten. Als die ersten kommen schon im März, gleich nach dem Aufgange des Eises, die Schwärme der Stinte aus der Tiefe heraus und werden im niedrigen Wasser in Zugnetzen gefangen. Wenn der Wind sie in dichten Massen an das Ufer wirft, kann man sie auch mit einer Harke herausholen. Trotz seines starken Geruches ist das Fleisch als Nahrungsmittel sehr beliebt, wenn man auch den Fisch noch nicht handelsmäßig zu verwerthen versteht, wie an der Elbe, wo er geräuchert als sog. Kieler Sprott vertrieben wird. Die im Meere vorhandene Abart ist jedoch sehr klein und kommt auch nicht, wie an der Weser, von der See herauf, sondern befindet sich ständig im Meere und wird als Köderfisch das ganze Jahr hindurch gefangen.

Von den Edelfischen sind Kaulbarsch, Schleie, Karauschen und Quappen wenig vertreten, ebenso selten sind die Karpfen, aber dafür von bedeutender Größe. Tief im Grunde wühlen sie mit dem Maule und fressen die Erde mit den darin enthaltenen Thier- und Pflanzentheilen. Nur eine Stelle giebt es im See, hinter Mshausen, wo sie zur Laichzeit spielend auf die Oberfläche

kommen und hier früher geschossen zu werden pflegten. Zahlreicher sind schon die Braxen oder Bresen, die gesellig sich auf dem pflanzenbedeckten Boden von Insecten und Würmern nähren und sich dem Fischer durch das Wühlen im Schlamme verrathen. Man unterscheidet den weißen und den braunen Bresen, letzterer an der Weser auch wohl als Wild- oder Schneiderkarpfen bekannt.

An der Spitze der Edelfische aber steht der Barsch oder Bars, der fast das ganze Jahr hindurch mit dem Neze oder der Angel gefangen wird und wegen seines weißen festen Fleisches eine große Werthschätzung genießt. Er lebt in kleinen Trupps mit Seinesgleichen und ist eines der gefräßigsten Raubthiere. Am Ufer lauert er hinter den Wasserpflanzen und wehe der kleinen Schaar von Laichfischen, die sich ihm harmlos nähert. Noch gefährlicher jedoch ist sein Kumpan, der Hecht, der Habicht des Wassers, der namentlich des Nachts sich in Bewegung setzt und mit unersättlicher Gier Fische aller Art, Frösche, selbst junge Wasservögel, Mäuse und Ratten verschlingt, deren er sich mit pfeilgeschwinder Bewegung bemächtigt. Man fängt ihn in Körben am Ufer und auf überschwemmten Wiesen, auf welche er zur Laichzeit von Februar bis April aufzusteigen pflegt. Im Sommer ist er nicht sichtbar. Er treibt tief am Grunde und beißt nicht an der Angel, weil er sonst genug Nahrung findet. Im Winter ist der Fang unter dem Eise mit der Sezangel beliebt, die auf einer langen Schnur abläuft, weil der Fisch den Köder nicht sofort frißt, sondern zunächst mit ihm fortschnellt. Da der Hecht mit der fortschreitenden Laichzeit immer buntere Farben annimmt, so wird er auch wohl

mit verschiedenen Namen belegt. Er wächst im See zu bedeutender Größe aus, Exemplare bis zu 32 Pfd. sind nicht selten. Es ist mir glaubhaft versichert, daß in der Aue ein solcher von 45 Pfd. gefangen sei, und in der Tradition der Fischer ist noch von einem alten Meer- greise die Rede, der, nachdem er allen Fährlichkeiten seiner irdischen Laufbahn glücklich entgangen war, todt bei Rostrup an das Ufer trieb und das stattliche Gewicht von 54 Pfd. repräsentirte.

Die Verbindung des Meeres mit der See gestattet einigen Fischarten den Zutritt, die man sonst in geschlossenen Landseen nicht findet. Der feinste unter ihnen, der Lachs, der im Herbst die Ems hinauf die Wanderung bis zu seinen an den Quellsbächen der Flüsse belegenen Laichplätzen antritt und bis tief in das Münsterland hinein sichtbar wird, ist einzeln auch im See beobachtet, den er durchschwimmt, um am andern Ufer den Nubach wieder aufzusteigen.

Zu diesen Wanderthieren gehört nun aber auch der allgemein bekannte und doch so räthselhafte Fisch, der neben dem Bars die Haupt-Ausbeute unseres Sees ausmacht, der Aal.

Daß er ein Raubfisch ist und namentlich auf den Laichplätzen anderer Fische sich zu unförmlicher Dicke auffriszt, stand fest und ebenso, daß er Wanderungen unternimmt, worauf sich sein Fang in den sog. Wehren gründet, Neze oder hölzerne Kasten mit Böchern, von denen sich viele in den ammerländischen Tiefen und mehrere auch beim Ausflusse der Aue befinden. Aber alles Weitere, was man aus seiner Naturgeschichte zu wissen meinte,

gehört in das Reich der Fabel. Man glaubte, daß er lebendige Zunge zur Welt bringe, und erzählte von seinen Landwanderungen, die er unternehmen sollte, um Erbsenfelder zu plündern, während er doch nur auf überschwemmten Wiesen oder Feldern den Würmern und Schnecken nachgeht und elendiglich umkommt, sobald das Wasser plötzlich sinkt und ihn auf dem Trockenen läßt.

Man unterscheidet in den Gewässern des Herzogthums gewöhnlich zwei Varietäten dieses Fisches. Die eine mit zugespitztem Maule, stahlgrau und unten silberig, ist jung schon fetter von Fleisch und wird an der Weser Pennaal genannt, die andere mit breitem Maule, graugelb und unten goldig, ist etwas magerer und heißt Mooraal. In Zwischenahn befaßt man beide Arten unter dem Namen Gangaal, so genannt, weil er wandert. Man fängt ihn namentlich in der Aue mit Körben und bereitet ihn zum Räuchern. Ihm gegenüber setzt man den Keep- oder Dickaal, an der Weser auch wohl Raubaal genannt, welcher sich ständig im See aufhält und nach der Tradition dort auch laichen soll. Er ist der ärgste Raubfisch, beißt an alles und wird daher an Angelschnüren gefangen. Sein Fleisch gilt als nicht so fein, weshalb man ihn nur zum Einkochen in Gelée verwendet. Wissenschaftlich ist diese Abart noch nicht constatirt, wir haben es vermuthlich mit einer geschlechtslosen Spielart zu thun. Merkwürdig ist, daß im Zwischenahner Meere von beiden Arten nur die kleineren Exemplare von sechs bis zehn auf ein Pfund und die größeren von 2—9 Pfund vorkommen, während die Mittelsorten fehlen.

Nachdem die anatomischen Arbeiten eines österreichischen Gelehrten zu Anfang der siebziger Jahre einiges Licht in das verschwiegene Treiben dieses seltsamen Fisches gebracht haben, ist man in den Stand gesetzt, sich im großen Ganzen ein Bild von seinem Lebensgange zu entwerfen.

Hiernach befinden sich auf dem Festlande nur die Weibchen, aber jährlich, schon früh im Jahre, und desto eher, je weiter das Ziel entfernt ist, wandern große Schwärme der älteren Jahrgänge dem Meere zu, um sich den dort befindlichen Männchen zuzugesellen und dem Laichgeschäfte obzuliegen. Die Wanderung wird ohne große Eile mit häufigen Unterbrechungen und zur Nachtzeit ausgeführt. Dunkelheit und Gewitter begünstigen sie, in hellen Nächten wandert der Aal nicht. Das weiß auch der Fischer am Zwischenahner Meere. Im November haben alle zum Laichen ziehende Weibchen das süße Wasser verlassen. Die zurückbleibenden verkriechen sich zu einer Art Winterschlaf im Schlamme. Im Meere wird der Laich auf Schlickbänken abgesetzt, und im nächsten Frühjahr zieht von der ausgeschlüpften Brut wieder ein Theil die Flüsse stromaufwärts, überklettert Schleusen, Wehre und Felsen, dringt in die kleinsten Rinnsale und gelangt bei zeitweiligem Regen auch in ganz abgeschlossene Gewässer, die niemals eine Verbindung mit Flüssen gehabt haben. Ungeheuer sind diese Aalzüge, oft mehrere Meter tief und Tausende von Metern lang. Viele Tage dauert der Vorbeizug, der auch hier vorzugsweise zur Nacht geschieht. Es ist die Zeit, wo an der Hunte die Jungen die sog. Maiaale unter den Steinen am Ufer fangen. An dem Wanderziele angekommen, wachsen die Fische rasch

heran, bis auch sie nach Jahren wieder dem Meere zustreben, um dort für die Erhaltung der Gattung zu sorgen und für den Menschen auf immer zu entschwinden.

\* \* \*

Nachdem wir den Erscheinungen des Thier- und Pflanzenlebens nachgegangen sind, drängt sich gebieterisch die Frage auf, wie ist das Meer denn selber entstanden, welches den Mittelpunkt dieser kleinen Welt bildet, was waren es für Kräfte, welche dieses Gestade erhoben, auf dem die Eiche grünt und der Hopfen blüht, welche dieses Becken gehölt, wo das Schilf am Ufer wuchert und der Fisch geheimnißvoll zieht und wandert?

Keine Anzeigen sind vorhanden, die auf eine augenfällige gewaltfame Katastrophe bei Entstehung des Meeres schließen lassen, wie etwa ein Gebirgssee entsteht, wenn ein Felsensturz den Bach im Thale aufstaut oder der eingesunkene Kegel eines erloschenen Kraters mit dem herabsickernden Wasser sich füllt. Nur die Sage ist rasch bei der Hand und sucht phantastisch zu erklären, wofür der Verstand eine alsbaldige Lösung nicht findet.

Als die Oldenburger, so erzählt sie, ihre erste Kirche bauten, war der Teufel sehr zornig und beschloß, die Stadt zu vernichten. Er griff in der Nacht bei Zwischenahn einen großen Wald aus dem Erdboden und trug ihn über das Moor, um ihn auf die Stadt auszuschütten. Als er eine Strecke weit gekommen war, krächte ein weißer Hahn. Da sprach der Teufel:

Witte Hahn witt,  
Ick acht' Di en —

und setzte seinen Weg fort. Nach einer Weile krächte ein rother Hahn, da sprach der Teufel unwillig:

Rote Hahn ro',  
Ick acht Di so no (ungern)!

und ließ einen Theil des Waldes fallen. Das ist der kleine Wildenloh. Endlich krächte ein schwarzer Hahn:

Swarte Hahn swart,  
Du treckst mi all wedder upt Hart!

schrie der Teufel verzweifelt aus und warf die übrige Last ins Moor. Das ist der große Wildenloh. Wo er aber bei Zwischenahn den Wald aus dem Erdboden gerissen hatte, entstand das Zwischenahner Meer.

Am Ende wird jedoch auch diese Anekdote vom Teufel einen richtigen Kern enthalten, wenn wir an Stelle des bösen Geistes eine starke Naturgewalt setzen, und da das Meer in seinem friedlichen Aeußern uns eine solche nicht verräth, so sind wir genöthigt, auf diejenige Zeit unserer Erdgeschichte zurückzugehen, in welcher überhaupt die norddeutsche Tiefebene ihre jetzige Gestalt empfing.

Es ist zu Beginn derjenigen Epoche, die man mit dem Namen des Diluviums bezeichnet, indem man von der bisher nicht erwiesenen Vorstellung einer ungeheueren Ueberschwemmung, einer Sintflut, ausging, von der die Bibel und die Ueberlieferungen anderer Völker erzählen. Damals war das ganze nördliche Deutschland, Holland, Dänemark und ein großer Theil von Rußland unter einer mächtigen Eismasse begraben. Von den Gebirgen Scandinaviens ausgehend überbrückte sie die Nord- und Ostsee, floß westlich mit der den größeren Theil von England bedeckenden Eisschicht zusammen und reichte südlich fast

den Gletschern die Hand, die von den Alpen aus sich weit über die niedere Schweiz und über die bayerische und schwäbische Hochebene erstreckten.

Es ist die sogenannte Eiszeit der Erde. Mit den Gletschern aber kamen zugleich große Steine, Blöcke und Geröll vom Norden herunter, welche das vorwärts drängende Eis von den Felsgehängen losgebrockelt hatte und die es jetzt auf seinem Rücken zum Thale trug. Wallartig häufen sich diese Schuttmassen, die Moräne des Gletschers, zu beiden Seiten desselben auf oder sammeln sich auf seinem Grunde, so daß man den Gang der Glacialerscheinung noch jetzt mit Hülfe dieser Ueberbleibsel verfolgen kann. Wenn das in Bewegung begriffene Eis über die Abhänge der Gebirge sich langsam vorwärts schob, so rißte das mitgeführte Steingeschiebe auf dem Untergrunde Furchen und Schrammen ein, die noch heute an den isolirten Felsparthieen Norddeutschlands erkennbar sind und uns zum untrüglichen Zeugnisse für den uralten Gletscher dienen. Als das Eis bei dem allmählichen Steigen der Temperatur zusammenschmolz und der gegenwärtige Zustand der Erdoberfläche sich vorbereitete, sank die den Gletscher begleitende Moräne zu Boden. Die groben Felsblöcke bildeten jene Findlingssteine unserer Haide, während das kleinere Geröll, gerieben und polirt, zu Sand gemalmt oder mannigfach zersezt sich zu Thon-, Lehm- oder Kieselagen verband, welche auf der Oberkrume aufgelagert sind, oder, von anderen Sandmassen überschlagen, bis zum unteren Urboden hinabsteigen.

Hunderte von Jahrtausenden hatte die Eiszeit gedauert, unterbrochen durch wärmere Perioden, in welchen

Thiere und Pflanzen aufs Neue nach dem Norden zogen und Alles wieder aufathmete, was noch nicht erstorben war. Ebenso allmählig, wie er herabgekommen und keineswegs mit einer plötzlich hereinbrechenden Temperaturkatastrophe verbunden, begann in Folge veränderter klimatischer Einwirkung der Gletscher sich zurückzuziehen und um die Pole sich zu concentriren, deren Ländermassen noch jetzt das lebendige Bild einer völligen Vereisung gewähren, wie damals der größte Theil des deutschen Tieflandes.

Diese Zeit des abschmelzenden Eises ist für uns die wichtigste des großartigen Phänomens, weil sie die hydro- und orographischen Verhältnisse unserer Ebene bestimmt hat. Ihr heutiges Flußnetz und die Configuration ihrer Höhenzüge ist die unmittelbare Folge einer vorherigen Bedeckung durch Inlands-Eis und einer Einwirkung gewaltiger Wassermassen, wie sie nur durch das Aufthauen des Eises frei geworden sein konnten.

Als die zu hohen Bergen aufgethürmten Gletscher zu schmelzen begannen, trugen die ablaufenden Wasser zunächst die feinsten Theile der Grundmoräne die Ebene hinunter, und so entstanden vor dem Nordrande des mitteldeutschen Gebirges jene fruchtbaren Lehmgelände, die noch heute ein Hauptsitz des Ackerbaues sind. Als dann die Schmelzwasser wuchsen und sich einen Abfluß suchten, gruben sie die tiefen Thäler ein, welche jetzt die großen Flüsse beherbergen, oder sie liefen den Rinnen nach, welche sich beim Zerklüften des mürbe gewordenen Eises gebildet hatten. Das Material an Schutt und Geröll, welches zu Seiten des Gletschers sich angehäuft hatte, sank zu

Boden und bildete Anhöhen und kleine Berge, zwischen denen die Reste des Schmelzwassers und die atmosphärischen Niederschläge sich zu Landseen sammelte. So entstand die Preussische, Mecklenburgische und Holsteinische Hügel- und Seen-Platte, die ziemlich genau die Endmoräne des großen Gletschers der Vorzeit bezeichnet.

Von dem baltischen Landrücken nach Westen verflacht sich die Ebene. Wir finden nicht mehr die langgestreckten Bodenanschwellungen, noch solche Seengebiete, und wenn es richtig ist, daß diese in dem Wege der ehemaligen Gletscher liegen, so hat in der gleichen Himmelsrichtung auch die Größe und Mächtigkeit des Eises abgenommen. Seine Spuren treten nach und nach zurück, aber sie sind nichtsdestoweniger vorhanden. Die hohen Haiden sind noch überschüttet von den Steinmassen, die durch ihre Schrammen und abgeschliffenen Flächen die Abstammung aus der Grundmoräne des großen Gletschers verrathen, und jene unbekanntenen Ahnen, welche diese Blöcke um ihre Opferplätze zu langen Reihen schichteten oder unterirdische Grabkammern aus ihnen wölbten, waren ebensowenig darüber unterrichtet, daß sie mit Fremdlingen aus dem südlichen Schweden hantirten, als der spätere Bauer, der mit ihnen die Mauer um sein Gehöft aufführte oder das starke Fundament seiner Kirche erbaute. In dem Steinkohlengebirge des nahe gelegenen Piesberges sind auch jene anderen Schrammen entdeckt, welche das Geschiebe der Grundmoräne in dem weicheren Untergrundgestein einrißte, als es auf diesem mit dem Eise fortbewegt wurde. Dieselbe Verbindung zwischen Berg und See, welche die Hügelrücken im Osten als ächte Moränen-Landschaften

charakterisirt, findet sich nochmals zwischen dem Steinhuder Meere und den Rehburger Bergen, und den gleichen Typus tragen am weitesten nördlich die Berge bei Lemförde und Damme, die in ihren kahlen Kuppen das Steingeröll der Eiszeit offen zu Tage treten lassen und zwischen sich mit ihrem Abfallwasser den Dämmer auswaschen, in dem die Rennthierknochen in Menge gefunden sind.

Und so wird es nahe liegen, auch für unser Meer den Ursprung aus jener in weite, weite Ferne gerückten Zeit in Anspruch zu nehmen, in welcher Eismassen die norddeutsche Ebene in ein weißes Todtengewand hüllten und bei ihrem Scheiden den aus ihrer scandinavischen Heimath südwärts getragenen Schutt gleichsam als Zeichen der Erinnerung zurückließen. Die Stärke des Phänomens war nach dieser Richtung hin bereits abgeschwächt, so daß der Schuttfall und die erodirende Wirkung des Schmelzwassers hier nicht mehr die gleiche Wirkung äußerten wie weiter ostwärts. Von der letzten Bodenerhebung bei Damme bis zur See verläuft das Diluvial-Plateau flach und flacher, bis es am Rande der Geest von Delmenhorst bis Sever mit einem steilen Abbruchsufer zur Marsch hinabfällt, an dessen Bildung vielleicht die Kraft der Brandung Theil genommen hat. Zahlreiche Torfmoore, welche sich zwischen die Hügelfetten einschieben, und Dünenbildungen, welche den jetzigen schmalen Silberfaden der Flüsse begleiten, weisen auf den einstigen größeren Wasserreichtum der Ebene hin. Wo auf der ammerschen Geest Sand- und Kieshügel die tiefste Einsenkung umschlossen, sammelte sich das von dem hohen Lande bei Wiefelstede und Garnholt herabkommende Wasser, welches durch einen

breiten vorgelagerten Wall an dem weiteren Abflusse nach Süden gehindert war, so daß es sich erst selbst einen solchen durch zwei enge Wege dorthin bahnen mußte. So entstand das Zwischenahner Meer und zugleich war seine Tiefe eine so große, daß sich eine Vegetation auf seinem Grunde nur spärlich entwickelte und es vor dem Schicksal so vieler Genossen aus der Eiszeit verschont blieb, die dem Vermoderungsproceß der Torfmoose zum Opfer fielen.

\* \* \*

Wie im 15. Jahrhundert die Ureinwohner der neuen Welt den spanischen Conquistadoren und in der Gegenwart die Neger Afrikas den europäischen Forschern, so traten unsere Vorfahren an der Grenze Galliens den Römern entgegen, und für die Stämme, welche den Norden bewohnten, beginnt die Geschichte sogar noch viele Jahrhunderte später mit der gewaltsamen Einführung des Christenthums durch Karl den Großen und seine Nachfolger.

Und auch jetzt noch verhüllt tiefes Schweigen das hochgelegene, mit Heiden und Wäldern bedeckte Plateau, welches sich zwischen der Hunte und Sade und dem Hochmoore im Westen ausdehnte und in den alten Urkunden der Ammerigau genannt wird. Wenig war die Gegend bebaut. An den offenen Stellen, wo der Wald gerodet war, hatten die Vornehmern des Volkes ihre aus Holz gezimmerten Höfe, mit Wall und Graben gegen plötzlichen Ueberfall gesichert, und rings herum die Lehmhäuser der unfreien Hinterlassen. In den Wäldern fanden Heerden von Schweinen, die der Sauhirt mit seinem Hunde gegen

Bären und Wölfe beschützte, reichliche Eichelmast, und auf der Wiese beim Hause weideten Kinder und, die Füße an Leinen gekoppelt, die Rosse, von jeher der Stolz und die Freude des sächsischen Landwirths. Erst 1057 bringt der mächtige Kirchenfürst Adalbert zu Bremen das erste Licht in diese einsame Gegend durch die Gründung der Kirche zu Wieselstede, welcher 50 Jahre später die der Tochterkirchen zu Zwischenahn und Westerstede nachfolgte. Und um die Wende desselben Jahrhunderts tritt zum erstenmale ein adeliges Geschlecht in die Geschichte hinein, dessen Herren sich vermöge ihres Güterbesitzes schon früh den Weg zum Amte des obersten Gerichtsherrn und Heerführers gebahnt hatten, welches sie jetzt als Grafen des Kaisers in dieser Landschaft verwalteten.

In der Mitte des Gaues lag das Zwischenahner oder das Elmendorfer Meer, wie es in den ältesten Zeiten hieß. Die zahlreichen Namen adeliger Familien in seiner Umgebung deuten darauf hin, daß es einstmals auch ein politischer Sammelpunkt der Volksgenossen gewesen war. Ein Angehöriger jenes Geschlechtes, der erste sichere Stammvater des Oldenburgischen Hauses, der zu Ende des 11. und zu Anfang des 12. Jahrhunderts in den Urkunden erwähnt wird, der Graf Elimar I., hat auf dem Ammerlande an der sächsischen und friesischen Grenze seinen Sitz gehabt, und von seinem Sohne Elimar II. ist es bezeugt, daß er ein Haus in Zwischenahn oder Dwischena bewohnte. Seine Tochter Beatrice hatte er dem Friedrich von Anvorden vermählt, der auf der gegenüberliegenden Seite zu Elmendorpe saß. Sie starb gottgegeben nach einer kurzen Ehe und wurde vor dem

Altare des h. Martinus im Kloster zu Rastede beigesezt. Ihren Mann aber, der bisher in Turnieren und ritterlichen Spielen sein Leben zugebracht hatte, betrübte ihr Tod dermaßen, daß er den Pilgerstab ergriff und sein Leben auf einer Wallfahrt nach dem h. Lande bußfertig beschloß.

Zu derselben Zeit ist es auch, daß vom Kloster Rastede aus, das in den engsten Beziehungen zu der gräflichen Familie stand, die christlichen Bekehrer eifriger in diesen Gau vordrangen und die hölzernen Thürme der neuerbauten Kirchen über dem Wasser und dem Walde aufzuragen begannen. Längst schon waren die großen Geschlechter dem neuen Glauben gewonnen, aber die Masse des Volkes lag noch tief in dem Banne der heidnischen Vorstellungen und Gebräuche. Der edle Bischof Siwardus, der von den wilden Stämmen aus Schweden vertrieben und vom Kloster Rastede aufgenommen war, hat seinen Namen mit der christlichen Mission in dieser Gegend verknüpft. Er weihte die Capelle, welche Graf Elimar II. bei seiner Burg errichtet hatte, und sodann um das Jahr 1134 zu Ehren des h. Bartholomäus die hölzerne Capelle der am anderen Ufer bei Elmendorpe ansässigen Herren. Beide Capellen waren der Parochialkirche zu Wieselstede untergeben. Um der christlichen Gemeinde zu größerer Selbstständigkeit zu verhelfen, gründete sodann vermuthlich Graf Elimar II. die Kirche zu Zwischenahn, welche Siwardus dem Andenken Johannes des Täufers weihte.

Noch andere Familien waren neben dem Grafen am Meere ansässig, theils seine Dienstleute, theils freie Adelige.

Es kam die Zeit, wo der Stand der gemeinen Freien zu verschwinden anfang und der niedere Adel den Dienst im Heerbanne und die Vorrechte des Grundbesitzes an sich riß. Rauh waren die Sitten und in das fromme Werk des Siwardus, der auf den Burgen die Capellen weihte und um die neue Dorfkirche am See andächtige Christleute zu schaaren meinte, klingt die schrille Kunde von einem Brudermorde, der alle Mitlebenden mit Entsetzen erfüllte und von den Rasteder Chronisten uns überliefert wird, weil in dem schließlichen Ausgange die sühnende Gewalt der Kirche triumphirte.

Zwei Brüder waren aus Rüstingen wegen Uebermuth und verschiedentlicher Unthat vertrieben und hatten sich am Meere niedergelassen, der eine zu Zwischena auf einem Schlosse mitten im Wasser, der andere zu Elmendorpe, wo damals das Meer bis an den Hof Helle floß und eine Anfahrt der Schiffe war. Ihren Namen und Stamm hat die Sage uns nicht gemeldet. Sie verunigten sich und der, welcher zu Elmendorpe wohnte, erschlug seinen Bruder auf einer Wiese am Meere, welche die Ketewisch hieß, weil das Keith am Ufer stand. Der Erzbischof Friedrich zu Bremen indessen that den Brudermörder in den Bann und verjagte ihn aus seinem Vaterlande, bis er mit verdienter Strafe den Frevel gesühnt und Gott und der Kirche sich gebessert hatte. Die Anverwandten auf beiden Seiten veränderten Wappen und Schild und sagten sich los von dem Todtschläger. Wie die Einen erzählen, soll er in der Herrschaft Bechta geistlich geworden sein; wie Andre wissen wollen, hat er nach vollbrachter Kirchenbuße sich an der Weser bei Weihe

eine Wohnung erbaut. Aber an dem Orte, wo der Mord begangen war, setzte man ein Kreuz und nannte ihn von da an die Kreuzwiese.

Wer um den See wandert, sieht auf der Höhe bei Kayhausen, wo jetzt die Brauerei steht, links vom Wege die Wiese am Wasser liegen. Alte Leute wollen sich noch erinnern, daß dort ein steinernes Kreuz bis in unsere Tage gestanden und das Andenken der blutigen Sage verewigt habe.

Die Nachfolger Eclimar's II. müssen bald verzogen sein. Die Grafen erscheinen jetzt auf der günstiger belegenen Burg am Zusammenflusse der Hunte und Haaren, welche die Oldenburg hieß und nach deren Namen sie nachweislich zum erstenmale im Jahre 1155 benannt werden. Ihr Güterbesitz am Meere wurde zersplittert oder der Obhut von Gefolgsleuten überlassen. Wiederum tauchen andere Namen auf, die Herren von Twischena, Kayhausen, Wschwede, Wehlau, Specken und andere, deren einstige Sitze zum Theil noch auf den jetzigen Bauernstellen erkennbar sind.

Kriegerisch war die Zeit und jeder mußte sehen, wie er sein Eigen gegen feindliche Begehrlichkeit sicherte. Im Jahre 1475 erschienen die Bremer im Ammerlande, äscherten Höfe und Dörfer ein, brandschatzten das Kloster Rastede und zogen sich dann über Moorriem zurück, wo sie von den nachziehenden Oldenburgern bei Paradies jene Niederlage erlitten, die unter dem Namen der Bremer Taufe noch lange im Gedächtnisse des Volkes fortlebte. Namentlich aber wogten die Kämpfe der Grafen mit den friesischen Häuptlingen Jahrhunderte lang auf diesem

Grenzgebiete hin und her. Dann erschollen die Sturmglocken von den Kirchen, das Aufgebot ging durch das Land und die gräflichen Meier und Junker mit ihren Hinterlassen brachen auf, um sich dem Heerbanne anzuschließen. Und welche Heldenthaten weiß der Rasteder Mönch von diesen ammerländischen Bauern zu erzählen, als 1457 nach Lätare die Friesen wiederum 5000 Mann und darüber stark in das Land einbrachen, die Dörfer Westerstede, Linswege und andere abbrannten und voll Triumph und prahlerischen Sauchzens dahierzogen! Sie hatten an die 1800 Schützen bei sich und glaubten leichten Gewinn zu haben, weil die Grafen Gerhard und Moriz in fernem Kriegszügen abwesend waren. Da stellten sich ihnen die Bauern entgegen, und zwischen Mansingen und Fiekenholt geschah die Schlacht, wo sie von den Friesen und ihren Spießgesellen an die 200 erschlugen und an die 300 gefangen nahmen, so daß der Rest sich mit Hinterlassung der Rüstungen, der Schilde und Armbrüste zur Flucht wandte. Damals hat ein Bauer einen ganzen Heuwagen voll Spieße, 112 an der Zahl, gehabt. Bei diesem Reißausspielen der Friesen sind ihrer mehrere ohnmächtig geworden und haben bei Alpen auf dem Wege gelegen, wo man sie auffing und nach Oldenburg brachte. Und Niemand kann erzählen, was sich Alles in diesem glorreichen Kampfe zugetragen hat.

Die Bauern wußten wohl, was für sie auf dem Spiele stand, und daß sie es waren, welche die Fehdelust der Herren an ihrem Vieh und ihren Früchten entgalten. Kein Wunder, daß auch der Einzelne gegen die harte Plünderung sich zu schützen suchte. So entstanden auf

den größeren Höfen eine Art von Befestigung, Blockhäuser oder Burgfrieden, aus starken Eichenpfosten, mit Lehm bedeckt und mit Schießscharten versehen. Kamen dann fremde Reiter die Straße hinauf oder zeigte sich verdächtiges Gesindel im Walde, so rettete sich der Bauer mit seinen Kostbarkeiten hinter diese Burgwehren und verschloß die Thüre. Gegen den ersten Ueberfall war er gesichert, zu einer Belagerung oder gewaltsamen Erstürmung hatten die kundschaftenden Schaaren keine Zeit, oder der Bedrohte konnte sich wenigstens so lange halten, bis die Hülfe von dem Dorfe oder der nahen Burg eingetroffen war.

Eine ähnliche Befestigung oder eine Burg lag im See nördlich der Kirche. In trockenen Sommern, wenn das Wasser zurückgetreten war, hat man dort Steine und Pfähle bemerkt, die einen Damm bildeten, den nach und nach die Wellen zerstörten. Wem diese Burg oder dieser Thurm gehört hat, ist nicht mehr zu ergründen. Vielleicht waren es die sonst unbekanntenen Herren von Twischena, die in einzelnen Urkunden erwähnt werden, vielleicht war es das Haus jenes im Bruderkampfe Erschlagenen.

Das begütertste Geschlecht war im 14. Jahrhundert das der Herren van Elmendorpe gewesen. Sie besaßen die Burg am Seeufer mit der Kapelle des hl. Bartholomäus, mit dem Holze und allem Lande, mit dem Meierhofs, dem jetzigen Meiershausen, welcher den Mittelpunkt der ausgebreiteten Wirthschaft bildete und wohin die Pflchtigen das Zinskorn, die Rauchhühner und das Bestvieh liefern mußten. Ihnen gehörte das Garnholz und zwei Häuser zu Edinchusen, dem jetzigen Eihausen. Sie besaßen das Fischereirecht auf dem Meere und in

den Bächen lagen die Wehre, wo der braune und weiße Mal gefangen wurde. Sie hatten den Zehnten zu Kostdorpe, der vielleicht ursprünglich zur Unterhaltung der Kapelle bestimmt war, und hielten das Gericht zu Tusghenan und Edewechte mit dem Rechte auf alle Dienste und Leistungen, die mit der Verpflichtung, vor Gericht zu stehen, verbunden waren. Andre Besitzungen lagen in der Nähe der Stadt Behta, und eine günstige Gelegenheit, dort von dem Grafen Heinrich von Nienbrokhusen das Haus Füchtel zu erwerben, gab vielleicht den Anlaß, daß sie mit dessen Verwandten, dem Grafen von Oldenburg, wegen Uebernahme ihrer Güter am Zwischenahner Meere in Verhandlung trat. Am Michaelisabend, den 28. September 1331, übertrug Diederik van Elmendorpe unter Zustimmung seiner Frau Eljabe und seiner Söhne Otto und Hermann die sämtlichen ammerländischen Besitzungen mit Ausnahme des Lehnrechtes an zwei Häusern zu Edinchusen an die Grafen Johann, Conrad und Moriz von Oldenburg. Er erbaute sich zu Füchtel eine neue Burg, die über 500 Jahre in der Familie blieb, bis sie in der neuesten Zeit auf eine weibliche Seitenlinie überging.

Die Stammburg der Herren van Elmendorpe zerfiel oder wurde abgebrochen. Ihre Trümmer bildeten große Haufen unmittelbar am Ufer, über welche man jetzt Erde zu kleinen Hügeln aufschüttete, von denen eine malerische Aussicht über den See sich darbot. Sie wurden später die Dreiberge genannt und sind bis jetzt im Besitze der Krone geblieben. Es ist zu vermuthen, daß auf dem Platze des mittleren Hügel ursprünglich die Burg stand,

während die beiden anderen Ueberbleibsel von Wällen sind. Bei einer Ausgrabung zu Anfang dieses Jahrhunderts fand man dort Pfahlreihen, Trümmer einer Zugbrücke, Bausteine und Dachziegel, ein eisernes Gehänge und steinerne Schleuderkugeln. Die hölzerne Kapelle aber, welche Siwardus dem St. Bartholomäus weihte, lag nördlich abseits an der Straße, wo man die Reste ihres Fundaments glaubt gefunden zu haben. Im Jahre 1360, alsbald nach dem Besitzantritte der Oldenburgischen Grafen, wurde sie abgebrochen und ihr Holzwerk erhielt bei dem Anbaue an der Zwischenahner Kirche Verwendung. Nichts mehr erinnert an sie, als die ehrwürdige Linde im Garten des Krongutes, unter deren weitausgebreittem Astwerk der Sommergast so gerne weilt, ohne zu ahnen, daß hier einst der Kirchhof war, der das alte Gotteshaus des schwedischen Bischofs schützend umgab.

Und jetzt herrscht Ruhe um den See und in seinen Wäldern und nichts mehr verlautet von Brudermord, von feindlichem Ueberfall und kriegerischer Rüstung. Eine andre Zeit ist heraufgekommen und mildere Denkart übt ein neues Geschlecht. Die kleinen Adelligen, die am Meere ihre Sitze hatten, waren meistens verarmt. Der eine oder andere Sprößling hatte das ritterliche Leben noch aufrecht erhalten, indem er Kriegsdienste nahm oder in den Hofstaat des Grafen trat. Der Grunderbe, der auf dem schmalen väterlichen Gute sich recht und schlecht durch die Zeit schlug, war zum Bauern herabgesunken, von dem er sich in seiner Lebensart wenig unterschied. Er saß mit seinen Nachbarn im Wirthshause und prügelte sich gelegentlich mit ihnen, wenn er auch den vornehmeren

Platz am Fenster einzunehmen pflegte, während die Bauern mit ihren Zinnkrügen um den Herd hockten. Seine Wohnung war mit Zaun und Graben umgeben, und falls er noch dazu einen Thurm hatte, so mochte er das Anwesen stolz seine Burg nennen, obgleich sich solche Befestigungen auch auf Bauernhöfen befanden. Ein Geschlecht nach dem andern verschwindet und nur von wenigen hat sich der Gutsname oder ein Rest von Befestigungen auf den Bauerhöfen erhalten.

Eine merkwürdige Episode unterbricht im 17. Jahrhundert noch einmal die Stille. Es ist die Geschichte des Gesundbrunnens zu Helle, der mit vielem Geräusche ins Leben tritt, dann eben so rasch wieder verschwindet, um zu Ende des letzten und zum Beginn des jetzigen Jahrhunderts noch einmal sein Spiel zu beginnen.

Es war zur Sommerzeit des Jahres 1619, als nach dem Berichte des Chronisten Winkelmann durch Gottes, des Allerhöchsten, Segen und unermessliche Güte ein wunderbarer Heilbrunnen in dieser Grafschaft entsprang. Er lag bei Helle am Zwischenahner Meere, an der offenen Heerstraße, die von Oldenburg nach der ammerländischen Schutzveste Apen führte, und unfern des Gasthauses, welches der Graf bei Blexhausen dem reisenden Manne zum Besten errichtet hatte. Bald verbreitete sich der Ruf von der Heilkraft des Wassers. Nicht nur die Einheimischen, sondern auch auswärtige vornehme Leute kamen in Masse. Die merkwürdigste der Kuren war die eines zehnjährigen Knaben vom Hofe Eckwarden in Butjadingen, welcher seit der zwölften Woche seines Alters durch einen plötzlichen Schrecken vom Schlage derartig gerührt worden war,

daß er bis auf diese Zeit weder reden noch hören konnte. Der Gebrauch des Brunnens verhalf ihm jedoch zum Gehör, worauf er auch das Sprechen lernte. Zum mehreren Zeugnisse wurde er von seinen Eltern nach Oldenburg geschickt und dem Grafen, seinem Kanzler und den Räten vorgestellt. Anton Günther beauftragte seinen Hof- und Stadtprediger Gerhard Sprangenius, in einer Predigt dem Allerhöchsten für seine Gnade zu danken und allen christlichen Unterthanen in Erinnerung zu bringen, wie dieser herrliche Brunnen allerhand Kranke, Blinde, Aussätige, Wassersüchtige, Sichtbrüchige und Sonstige, die mit dem Haarwurm und Erbgrind behaftet gewesen, zu großer Verwunderung in kurzer Zeit gesund gemacht hätte, wenn sie nur die Kur in Gebet, Geduld und Glauben recht abwarten wollten. Zu einer anderen Zeit ließ der Graf selbst 200 arme breßhafte Leute daselbst sehr reichlich speisen und unterhalten.

Der Ursprung der wirkenden Kraft des Wassers, welches klar und durchsichtig und von etwas süßlichem Geschmacke war, ist nicht ergründet. Winckelmann meint, daß die von den Kräften des himmlischen Gestirns angehauchten zarten Dünste der Luft in die Poren der Erde dringen, dort sich dem Mineral anschließen oder in starke Tropfen Wassers verwandeln. Weil aber solche himmlische Einflüsse nach Abwechslung des Gestirns gar leicht sich ändern, so kann es auch kommen, daß solche Brunnen allmählig ihre Kraft verlieren. Als der Chronist im Jahre 1644 durch die Grafschaft nach den Niederlanden reiste, sah er noch bei dem Heilbrunnen die Krücken und Stecken stehen, welche die Lahmen und Krüppel nach

wiedererlangten geraden Gliedern dort zum Gedächtniß zurückgelassen hatten, und die Vorüberreisenden pflegten noch abzusteißen, um von dem Wasser zu trinken. Auch war daselbst für die Mildthätigkeit der Kurgäste ein Armenblock errichtet, aus dessen Erträgnissen arme Kranke unterhalten und bei der Kirchenvisitation im Jahre 1620 ein Kapital von 100 Thln. der Schule zu Zwischenahn und von 150 Thln. derjenigen zu Elmendorf zugelegt werden konnten. Allein mit der Zeit hatte der Brunnen seine heilsame Wirkung verloren und gerieth in Vergessenheit.

Noch einmal erwachte sein Ruf zu Ende des vorigen Jahrhunderts, als überhaupt das Brunnentrinken in Mode kam und in der Stadt Oldenburg die vornehme Gesellschaft im Baumhose beim Schlosse oder im Eversten Holze beim Trinken des Pyromonter oder sonstigen Wassers sich erging. Auch der Gebrauch des Heller Wassers wurde jetzt für allerhand Krankheiten und Zufälle wiederum angepriesen. Aus entfernten Orten wurde es geholt und schon fanden sich abermals Kranke ein, um die Kur an der Quelle zu gebrauchen. Der Leibmedicus Gramberg, der auf einer Reise den Ort besuchte, fand den Brunnen an der Poststraße in dem Garten des Rätlners Gerhard Meyer in der Born. Er war durch eine alte hölzerne Tonne eingefaßt und enthielt nur 4 Fuß Wasser, weil Tags vorher ein Einwohner aus Sade ein ganzes Faß voll entnommen hatte. Die von Gramberg mitgebrachten Proben wurden von den Oldenburgischen Apothekern untersucht, die jedoch nichts fanden, was den Brunnen von anderem Wasser unterschieden hätte, als etwas Vitriolsäure und Kalkerde.

Nichtsdestoweniger dauerte der Spuk noch einige Zeit fort. Im Jahre 1823 erwarb die Landesherrschaft die Röterei zur Erbauung einer Försterwohnung und auf Drängen der Bewohner beschloß sie, den Brunnen amtlich untersuchen zu lassen. Man vermochte jedoch die Quelle nicht wieder aufzufinden. Angeblich hatte sie ein früherer Bewohner, der zum Verlassen des Hauses genöthigt gewesen war, aus Bosheit gegen seine Nachfolger verstopft, dem er die mit dem Brunnen verbundenen Vortheile nicht gönnte.

\* \* \*

Das Kirchdorf am andern Ufer kann sich keiner ähnlichen Vergangenheit rühmen, wie sein schönes Gegenüber. Hier verrathen keine Erdhaufen den einstigen Sitz eines adeligen Geschlechtes und keine Wunderquelle war der Magnet, der die Gebrechlichen des Landes mit der trügerischen Aussicht auf Genesung an sich zog. In stiller Ländlichkeit verflossen ihm die Tage. Wenn die Arbeit gethan war, versammelten sich die Honoratioren um den offenen Heerd des Wirthshauses und die Ereignisse, die das enge Dorf so gut als die Großstadt bewegen, gaben den Stoff zu einer Unterhaltung, von der man sich erzählt, daß sie nur durch eine zeitweilige Bewegung der Köpfe gegen das Feuer hin unterbrochen wurde, woraus der Name „Feuerspeiender Club“ für diese Art der Geselligkeit entstand. Ab und zu ließ sich schon ein Fremder, ein Bremer oder ein Holländischer Pensionair in dem freundlichen Orte nieder. Als die Chaussee nach Ostfriesland den Verkehr erleichterte, hub zugleich mit dem

erwachenden Sinne für landschaftliche Schönheit der Zulauf aus der Residenz an. Dann standen an Sonn- und Festtagen die Wagenburgen vor dem Gasthose und in dem Garten am Meere promenirte die städtische Gesellschaft. Noch mehr veränderte sich der Character des Ortes, als die Eisenbahn ihre Massenbeförderung einrichtete und auf dem ruhigen See kleine Dampfschiffe eine geräuschvolle Thätigkeit begannen. Und dann schlug die Gründerfluth der 70er Jahre auch hierher ihre Wellen, und der Grundbesitzer träumte von den Schätzen, die ihm seine Wiese oder das Holz am See als Villenterrain für reiche Hansestädter bringen sollte.

In der That erhielt das Dorf allmählig ein modernes halbstädtisches Ansehen. Gewerbliche Anlagen entstanden, das Kurhaus wurde gebaut, um das Fundament für diese neue Entwicklung zu einem Badeorte zu bilden, die indessen aus Mangel an specifischen Heilkräften nicht über das Niveau einer Sommerfrische hinaus gelangte.

Solche Tage des Volksandranges sind nicht geeignet für den beschaulichen Genuß der Landschaft. Wer ergründen will, was sie in ihrem einfachen Gewande an Geheimnissen des organischen Lebens und geschichtlichen Erinnerungen birgt, der muß an einem Tage der Woche kommen, wo er einsam mit seinen Gedanken um das Meer wandert und in seiner Phantasie alles Gegenwärtige und Vergangene zu lebendigem Bilde zusammenfügt. Schön ist die Frühlingszeit, wenn man vorsichtig einen Tag wählt, an welchem nicht der leidige Moorrauch seine schwehlenden Massen auf den See wälzt, noch schöner der Spätsommer, wenn die herbstliche Färbung ihren Duft

über Feld und Wald zu lagern beginnt, am schönsten nach einem schwülen Tage die laue Nacht, um in jenem tiefbäuchigen Gefäße die Bestandtheile eines edlen Trankes zu mischen und unter Gesprächen, socratischer Weisheit voll, den Gang der Stunden gefällig zu täuschen. Dann ruht das Meer wie im Schlummer und nichts verräth das geheime Leben der Tiefe, als das leise Flüstern, das aus dem Rohre klingt, und das Glickern der Wellen, über welche der Mond in silbernen Furchen zieht.



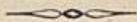






## Inhalt:

Fahrt nach Elsfleth. — Einschiffung des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Wels im Jahre 1809. — Der Weserzoll. — Die Theilnahme der Stedinger an der Bremer Schifffahrt. — Entstehen des Schiffsbaues und der Rhederei am linken Weserufer. — Schicksale der Elsflether Rhederei. — Die Marschlandschaft. — Die Weidewirthschaft. — Dürre und Mäuseplage. — Aelteste Zustände des Landes um das Jahr 1000. — Die Stedinger Colonisation. — Die Stedinger Kriege. — Von Elsfleth nach Brake. — Kohlbau und Fischerei. — Der Mooriemer Canal. — Die Stadt Brake. — Frühere Schifffahrtsverhältnisse auf der Weser. — Brake im Kampfe mit Bremerhafen. — Schluß.







**W**enn die Eisenbahn von Hude aus den Rand der Delmenhorster Geest verlassen hat und sich nach Stedingen hinabsenkt, durchfährt sie auf der Zwischenstufe zwischen Sand und Marsch zunächst eine weite Fläche niedrigen Moorlandes. Hier sammeln sich im Herbst bis zum Frühjahr die großen Wassermassen, welche durch die neue Dlen und den Stedinger Canal nicht vollständig abgefangen werden. Wilde Gänse und Schwäne beleben dann das seeartig überfluthete Becken, und im Sommer schießt ein langes dünnes Gras empor, welches die auf vereinzeltten Warfen angesiedelten Neubauer begierig einernt. Allmählig wird das Land höher,

üppige Viehweiden erscheinen, die von Canälen mit hohen Ufern durchzogen werden, damit das von der Geest zu= stürzende Wasser sich nicht über das tiefe Land aus= breiten kann, welches man dann selbst nur durch Schöpf= mühlen über die Beuserung hinweg zu entwässern im Stande ist. Die Station Berne wird aufgerufen und jetzt erklimmt die Bahn langsam die Höhe des Hunte= deiches, um die Brücke zu passiren und dann in einer eleganten Curve das außerhalb Deichs belegene Gebäude der Station Elsfleth anzulaufen.

Das erste Wahrzeichen, welches dem Ankömmling auffällt, ist ein der Rajemauer eingefügter Obelisk mit dem Bildnisse des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig=Des. Weithin grüßt der hohe Stein den Weserstrom hinauf und erinnert an den 7. August 1809, an welchem der tapfere Welf, als er nach der ver= verlorenen Schlacht bei Wagram im verwegenen Zuge ganz Deutschland durchheilt hatte, hier seine schwarze Schaar an Bord englischer Schiffe barg.

Wie hatten die guten Elsflether, die noch nichts von des Herzogs Anwesenheit auf oldenburgischem Gebiete wußten, gestaunt, als am Morgen des 6. August die Sonntagsruhe auf einmal durch Hufschlag und Kanonen= gerassel gestört wurde und nun ein unabsehbarer Zug von Reitern auf abgetriebenen Pferden, von Fuhrwerken, besetzt mit Infanterie, in den Ort einrückte. Alle im Hafen befindlichen Schiffe wurden sofort mit Beschlag belegt, der nöthige Proviant war bald requirirt und in der Nacht vom 6. auf den 7. August ging unter strö= mendem Regen die Einschiffung vor sich, nicht ohne daß

einiger Zwang gegen widerspenstige Schiffleute erforderlich gewesen war. Alles Material, das nicht auf den kleinen Schiffen untergebracht werden konnte, wurde zertrümmert und verbrannt, und die lahmen Gänse kamen zum Verkauf. Mitten im nächtlichen Kriegsgetümmel entfalteten sich plötzlich Scenen anderer Art. Von allen Seiten strömten Neugierige und Kauflustige herbei, um beim Scheine der Laternen einen vortheilhaften Handel abzuschließen. Als der Morgen des 7. August graute, stieß ein Fahrzeug nach dem andern vom Ufer ab. Auf den beiden letzten befanden sich die Regimentsmusik, die Trompeter der Husaren und die Hornisten der Jäger. Sie schmetterten der deutschen Erde den Abschiedsgruß zu und als der Letzte bestieg jetzt auch der Herzog eine Tolle, auf welcher er, vollständig erschöpft von den überwachten Nächten und den Anstrengungen des Marsches, sogleich in einen tiefen Schlaf versank. Erst am nächsten Tage langte der verfolgende westfälische General, den geschickt ausgesprengte falsche Nachrichten irre geführt hatten, in Elsfleth an. Aber der Herzog hatte bereits die englische Flotte vor der Wesermündung erreicht, welche mit gehißten Flaggen und Kanonendonner die Flüchtigen begrüßte und an Bord nahm.

In Elsfleth hatte der Herzog in dem vornehmsten öffentlichen Gebäude, dem Zollamtsgebäude, dem jetzigen Amtshause, Quartier genommen. Die Erinnerung an den nunmehr verbliebenen Weserzoll war lange Zeit das Kennzeichen, das sich an den Namen des Ortes knüpfte. Die mit der Zollerhebung und dem Aufenthalte der Schiffe veranlaßte mannigfache Gelegenheit zum Verdienste ist

der erste Grund des behäbigen Wohlstandes gewesen, dessen der Ort sich bald dermaßen erfreute, daß er bereits im vergangenen Jahrhundert als ein nahrhafter Flecken gepriesen wurde. Der Zoll mit seiner gegen den Handel der Nachbarstadt gerichteten Spitze war aber auch der Anlaß bitteren Streites, offener Auflehnung und langwieriger diplomatischer Unterhandlung, bis er, ebenso ungestüm angegriffen wie hartnäckig vertheidigt, einer neuen Entwicklung der politischen und wirthschaftlichen Verhältnisse zum gerechten Opfer fiel.

Als im 17. Jahrhundert die Einkünfte der Domänen und das in der Hauptsache noch immer auf Naturalleistungen gegründete Steuerwesen nicht mehr ausreichten, war es natürlich, daß der Oldenburgische Graf für die vergrößerten Bedürfnisse seines Staates sich nach einer möglichst bequemen und ergiebigen Steuerquelle umsah, die vor allem ihm baares Geld in seine Kassen zu liefern vermochte. Er folgte nur dem Beispiele vieler Collegen im Reiche, wenn er daran ging, sich den Verkehr auf dem an seiner Grenze vorbeischießenden großen Strome tributpflichtig zu machen und aus dem Fette der reichen Kaufherren das für das eigene Leben Nothwendige zu schöpfen. Allein das kaiserliche Reservatrecht der Zollerhebung war damals entseßlich gemißbraucht, die Handelsstädte jammerten und die Kurfürsten selber hatten es sich zum Grundsatz gemacht, so wenig als möglich zu bewilligen. Es bedurfte aller Klugheit und Ausdauer Anton Günthers, um das ersehnte Ziel zu erreichen. Am 24. März 1624 wurde zuerst bei Harrien und später bei Elsfleth das Zollbrett aufgestellt. Aber der bedrohte Kaufmannsstand

verzweifelte noch lange nicht. Es kam zu einer Aechterklärung Bremens und zur Androhung von Gewaltmaßregeln, sodaß erst 40 Jahre nach dem Beginn seiner Bestrebungen Anton Günther in den unbestrittenen Besitz des kostbaren Privilegs gelangte, welches von nun an die wichtigste Einnahmequelle seines kleinen Staates wurde und am Schlusse des 18. Jahrhunderts ungefähr 100 000 Thaler rein aufbrachte.

Die Schiffe, welche noch bis Bremen auflaufen konnten, die Leichterfahrzeuge, welche die größeren unten am Strome gelösch hatten, alle mußten jetzt bei Elsfleth halten, bis das Boot mit dem Zollinspector angerudert kam und die Revision abgenommen war. So ziemlich alle Waaren zahlten einen, wenn auch nur niedrigen Zoll. Kein Bündel Hanf konnte aus dem Stedingerland nach Elsfleth geschafft, keine Rufe Butter nach Bremen gesandt werden, ohne daß beim Passiren der Zollstätte die Abgabe zu entrichten gewesen wäre. Für den Haushalt der Herren Beamten war das Institut eine herrliche Sache, denn gewisse Verzehrungsgegenstände, wie Fische, Kartoffeln und Buskohl zahlten in natura und so konnte es nicht fehlen, daß die Zöllner und die zur Sicherung des Zolles dort in Quartier gelegten Soldaten vom Wachtkommando immer reiche Vorräthe hatten, von denen sie an Bekannte und Bedürftige vertheilten. Als der größte Uebelstand wurde der unvermeidliche Zeitverlust und die schleppende Abfertigung empfunden, bei welcher oft mehr als eine Tide für die Weiterfahrt verloren ging. Indessen glaubte der glückliche Herr des Zolles noch ein Uebriges für die in Contribution gesetzte Schifffahrt thun zu sollen. Jeder

durchreisende Kapitän, der sein Schiff verloren hatte, erhielt, wenn er sich darüber legitimirte, ein Geschenk von 5 Thaler, jeder Matrose eines solchen Schiffes ein Thaler.

Lange Zeit hatte der Zoll bestanden, sein Erträgniß war zugleich mit der Einfuhrmenge des Bremer Handels gestiegen, als von einer anderen Seite wieder der Angriff gegen denselben begann und zwar von der französischen Republik aus, welche sich lebhaft über dieses Hinderniß der freien Einfuhr französischer Waaren beschwerte.

Im Frieden von Luneville 1801 wurde die Aufhebung der Rhein- und Weserzölle stipulirt. Die außerordentliche Reichsdeputation, welche in Regensburg 2 Jahre tagte, setzte als Entschädigung für Oldenburg die Secularisation des Bisthums Lübeck, die Abtretung des Hannoverschen Amtes Wildeshausen und des münsterischen Niederstiftes, der Aemter Cloppenburg und Vechta fest. Vom 1. Januar 1803 sollte noch auf 10 Jahre die Zollerhebung stattfinden und dann für immer beseitigt sein. Allein die französische Occupation unterbrach noch einmal das Werk und es schien, als ob auf dem Wiener Congresse und dem Deutschen Bundestage die Arbeit der Zollgegner von Neuem beginnen müsse, weil der Herzog gegen die Aufhebung des Zolles zur vereinbarten Zeit Widerspruch unter dem Anfügen erhob, daß ihm durch das Continentalsperrsystem und die französische Zwischenherrschaft der Genuß des Zolles während des noch zugestandenem Zeitraumes verwehrt und dadurch seine Entschädigung verkürzt sei. Auf einem bremischen Antrag ernannte der Bundestag eine Commission, welche endlich das Aufhören des Zolles mit dem 7. Mai 1820 ver-

mittelte. In der Nacht vom 7. auf den 8. dieses Monats verschwand das Weserzollschild und der Kahn, welchen die mißtrauischen Hansestädter abgeschickt hatten, um sich zu überzeugen, ob der Herzog auch pünktlich sein Versprechen halten würde, konnte um Morgens 3 Uhr frei passieren, ohne angehalten zu werden.

Nachdem sodann die Weserfluß-Schiffahrts-Akte von 1823 die nicht minder lästigen Berechtigungen, die Stapel-, Zwangs- und Umschlagsrechte zu Bremen selbst und die von da bis Minden noch vorhandenen 22 anderen Zollstellen, beseitigt hat, ist endlich die freie Verbindung zwischen den verschiedenen Plätzen am Ufer hergestellt. Eine allgemeine Schiffahrtsabgabe wird als Beitrag zu den staatlichen Verwendungen auf Strombauten erhoben und an Stelle der verschiedenen Zollämter, welche die Begehrlichkeit der Einzelstaaten an dem Strome etablierte, umzieht nunmehr die Grenz wacht des Reiches den Saum des Landes, um von den eingehenden Gütern zu fordern, was das Recht des Kaisers ist.

\* \* \*

Das Fahrwasser der Weser ging auf der unteren Strecke fast ganz am Oldenburger Ufer hin, und wenn der Fischer, der seine Netze am Ufer stellte, oder der junge Bauerssohn von dem väterlichen Hofe hinterm Deiche die Bremer Schiffe sah, wie sie mit geschwellten Segeln den Strom hinunter nach unbekanntem Gestaden jenseits des Meeres zogen oder mit reicher Ladung schwerfällig heimwärts kehrten, so konnte es nicht fehlen, daß in mehr als Einem die Neigung zum Seeleben mit allen

seinen Reizen aufging. Wie lockte geheimnißvoll die Fremde aus dem engen Bereich der Häuslichkeit hinaus! Wie schlug das Herz dem jungen Stedinger, wenn er von den Gefahren und Abentheuern hörte, welche die aus See zurückgekehrten Landsleute im Dorfkrüge zum Besten gaben! Wie rasch war hier bei einigem Glücke ein kleines Vermögen erworben wie es ihm in den festgewurzelten Verhältnissen der Heimath schwerlich in Aussicht stand!

Es war nicht zu verwundern, daß selbst von den Bauernsöhnen viele es vorzogen, als Fahrleute zur See zu gehen, anstatt als Knechte bei dem Auerben der Stelle zu bleiben oder gar einem Fremden ihre Dienste zu leihen. Ein großer Theil der Bemannung der Bremer Flotte rekrutirte sich aus den Bewohnern der Unterwesergegend. Sie holten das Tuch von Flandern oder Spezereien von Amsterdam, sie fuhren auf den Heringsfang in die Ostsee, das große Fischbecken des Mittelalters, bis das wanderlustige Thier die kulturhistorisch denkwürdige Aenderung seiner Route zur holländischen Küste vornahm. Sie durchsegelten die unwirthlichen Gewässer Spitzbergens, die noch vor 200 Jahren sich durch einen fabelhaften Fischreichthum auszeichneten und der Rendezvous-Platz aller seefahrenden Nationen waren. Unter den Kapitänen der Bremer, die seit dem 17. Jahrhundert dorthin den Holländern gefolgt waren, kommen schon früh Stedingische Bauernnamen, wie Wübbenhorst und Pundt, vor, und sicherlich fanden sich ebensoviel Landsleute unter den Bootsmännern, Harpuniren und Speckschneidern, die in jedem Frühjahr die Heimath verließen, um in den nördlichen Breitegraden die plumpe Robbe zu

schlagen oder sich im Kampfe mit dem weißen Bären und dem Seeungeheuer, dem Wallfisch, zu messen. Noch sieht man auf den Weiden um Elsfleth und in Stedingen als Scheuerpfähle für das Vieh die Kinnbackknochen des riesigen Thieres, welche die Kommandeure der Wallfischfänger als Trophäen ihrer nordischen Jagden heimbrachten. Und bis tief in die Delmenhorster Geest hinein ist der seemännische Sinn in dem kleinen Ackerbauer lebendig geblieben, der im Sommer auf dem arctischen Eise dem Robbenschlage oder Wallfischfange oblag und den Rest des Jahres mit der friedlicheren Beschäftigung des Landbaues zubrachte.

Der Verdienst auf der Seefahrt war gewöhnlich so hoch, daß der Fahrsmann sich als Versorgung für das Alter ein kleines Anwesen am Deiche kaufen konnte. Wer mit besonderem Glücke gefahren oder von Hause einiges mitzubringen hatte, durfte darauf Bedacht nehmen, mit Hülfe von Freunden und Verwandten sich selbst ein Schiff anzuschaffen, das er fortan in eigenem Namen führte. Dadurch kam auch der Schiffbau am linken Weserufer empor. Seit Alters her war an den Sielen und in den Ortschaften längs des Deiches eine Rahnschiffahrt vorhanden gewesen, die bei dem gänzlichen Fehlen guter Landstraßen im Innern die einzige Communication zwischen den kleinen Plätzen bildete. Jetzt trat ein Umstand hinzu, um diesen bescheidenen Keimen ein unerwartetes Wachsthum zu verleihen.

Waren bis zum Schlusse des vorigen Jahrhunderts unter dem Drucke der herrschenden Colonialpolitik keine Bremer Schiffe nach anderen außereuropäischen Häfen

gegangen, als etwa nach Grönland und der Davisstraße, so wuchs seit der Befreiung Nordamerikas und dem Abfalle der spanischen Colonien der directe transatlantische Verkehr zum Haupthandel Bremens heran. Mächtig hob sich die Schiffahrt auf der Weser und ihre bisherige Flotte genügte nicht mehr, um alle die Waaren zu holen und auszubringen, die in den Speichern der Hansestadt aus den neu gewonnenen Beziehungen sich anhäufte. Aus den Kommandeuren der Wallfischfänger wurden nun Kapitäne auf Kauffahrteischiffen. So hat sich zunächst im Dienste des Bremischen Handels und sodann selbstständig in der Frachtfahrt zwischen fremden Häfen seit dem Beginn dieses Jahrhunderts die Rhederei des Oldenburgischen Weserufers herangebildet, die weite Kreise der Kapitalisten in ihr Interesse zog, einer Reihe von Nebengewerben Aufschwung gab und Wohlstand, selbst Reichthum, an ihren Plätzen verbreitete.

Für Elsfleth drohte mit der Aufhebung des Weserzollens 1820 ein kritischer Wendepunkt einzutreten. Allein die Bewegung nach der großen Rhederei hatte bereits begonnen und der von altersher angesammelte verhältnißmäßige Kapitalreichthum der Bewohner des Ortes gab ihnen in dem neuen Betriebe bald einen Vorsprung vor den Vereinigungen der Stedinger Bauern und dem benachbarten Brake, wo die Verhältnisse erst gegen Schluß des Jahrhunderts im Entstehen waren.

Das Hauptcontingent der größeren Schiffe waren noch Ruffs und Gallioten, die den Handel Bremens mit den Ländern der Ost- und Nordsee vermittelten. Bald jedoch fing man an, den Gallioten durch die Takelage

des Schooners mehr Eleganz und größere Segelfertigkeit zu geben und damit den Uebergang zu den höheren Schiffsgattungen anzubahnen. Auch die Erinnerung an das einst so blühende Gewerbe der Grönländischen Fischerei war noch so mächtig, daß vielfache Unternehmungen auf Robbenschlag und Wallfischfang ins Leben gerufen wurden, die indessen sich wenig rühmen konnten, vom Glücke begünstigt zu sein. Die Schaaren der Wale, die ehemals um Spitzbergen sich tummelten, waren ausgerottet oder hatten sich in unzugängliche Gebiete zurückgezogen, wohin der grausame Mensch ihnen nicht zu folgen vermochte. Auch paßte die Unsicherheit des Erwerbes nicht zu der Methode der Kostenaufbringung durch kleine Kapitalien, dem sogenannten Partensysteme. Der Thran als Leuchtmaterial hatte schon lange mit dem Kübböl gekämpft, bevor beide in der Neuzeit durch das Mineralöl verdrängt wurden. Trotzdem der Staat sich mehrfach durch Uebernahme von Actien betheiligte, um sein Interesse für die Sache zu bekunden, die einst so tief in das Leben der Küstenbevölkerung eingegriffen hatte, mußten die verschiedenen Gesellschaften nach und nach liquidiren. Lieber fuhren die Oldenburger Schiffe, die wegen ihrer guten Bauart und zuverlässigen Mannschaft sehr beliebt waren, jetzt nach England, das seine Schiffahrtsgesetzgebung einer Aenderung unterzog, oder holten Getreide von dem Schwarzen Meere oder der Ostsee, womit namentlich in den Hungerjahren 1846 und 47 außerordentlich verdient wurde.

Als die fünfziger Jahre herankamen, waren die Küffs fast verschwunden und an Stelle der so beliebten Schoonergallioten nach und nach Schooner, Briggs und Barken

getreten, die auch in der jetzt massenhaft von der Weser anhebenden Auswanderungsbeförderung gute Dienste leisteten. Die staatliche Schifffahrtsgesetzgebung wurde nunmehr einer Revision unterzogen und der gestiegenen Bedeutung des Gewerbes entsprechend ergänzt. Es bildeten sich Actiengesellschaften für den Großbetrieb der Schifffahrt, welche jedoch mit ihrem schwerfälligem Apparate nicht im Stande waren, mit den bisherigen kleinen, sparsam eingerichteten Rhedereien wirksam zu concurriren und bald der Auflösung entgegen gingen. Als mit den sechziger Jahren das Dampfboot die Segelschiffe aus den europäischen Gewässern zu verdrängen anfang und die Passagierfahrt über den Ocean an sich riß, war die Elsflether Rhederei in den Stand gesetzt, allmählig zum Baue größerer Schiffe überzugehen, wie sie die noch rentabel gebliebenen Fahrten nach der Westküste Südamerikas, nach St. Franzisko oder den neuerschlossenen ostasiatischen Ländern erforderten.

Die Jahre des Krieges von 1870 brachten der Rhederei so reichlich bemessene Entschädigungen für weggenommene Schiffe und das erzwungene Stillliegen der übrigen, daß noch nie der Capitalzufluß nach dem kleinen Elsfleth ein so großer gewesen war und in dem Aufschwunge aller Gewerbe sich kund gab. Aber auch hier folgten den guten Jahren bald die mageren, und die Wirkungen einer beispiellos andauernden und über den ganzen Erdkreis verbreiteten Handelskrisis begannen auch für die Frachtschifffahrt fühlbar zu werden. Noch gab es einige lichte Augenblicke, z. B. wenn schlechte Ernten in Europa große Getreidezufuhren verlangten. Auch

hatte man nach dem Kriege mehrere Gelegenheitskäufe von eisernen Schiffen in England gemacht, die, weil sie an Unterhaltungs- und Versicherungskosten ersparten, noch gute Fahrten aufweisen konnten. Im Allgemeinen aber ist ein bedauerlicher Rückgang in den Erträgnissen des Gewerbes eingetreten, der es fraglich erscheinen läßt, ob die bisherige Grundlage überhaupt aufrecht erhalten werden kann und nicht eine Ueberleitung in andere Bahnen gesucht werden muß. Die Versicherungsgesellschaften, welche die Rheder selbst gegründet hatten, als die Flotte noch klein war und die Reisen nach wenig zahlreichen und nahe gelegenen Häfen gingen, konnten bei ihrem geringen Umfange das Risiko nicht mehr tragen, nachdem die Schiffe im Werth gestiegen waren und die Fahrten in weitere und gefährliche Gewässer sich ausdehnten. Sie sind daher 1880 sämmtlich in Liquidation getreten. Die größeren Schiffe waren für Kohlenfrachten nach den überseeischen Stationen und andere Massenartikel noch gesucht, während das Gros der kleineren, die man nicht so rasch los werden konnte, sich in Reisen ohne Verdienst dahinschleppte, bedrängt durch die zunehmende Concurrenz der Dampfschiffe und das eigene Ueberangebot an allen Orten.

Sicherlich wäre es besser gewesen, wenn das auf der Association kleiner Kapitalien und der eigenen Handwerkskunde beruhende Gewerbe schon früher den Uebergang zur Dampfschiffahrt, zunächst innerhalb der europäischen Fahrt, hätte finden können, welche allerdings weitaus concentrirtere Mittel und vielseitige technische Beihülfe beansprucht und damit einen mehr oder weniger energischen Bruch mit der bisherigen Tradition erheischt.

Wer die am Flusse sich hinziehende Ortsstraße entlang wandert, wird der äußeren Erscheinung des Städtchens nicht anmerken, daß sich hier ein Hauptsitz des nächst dem Landbaue wichtigsten Gewerbes des Herzogthums befindet. Ueber den Deich sehen die kleinen Häuser der nach mühseligem Leben in den Ruhestand getretenen alten Kapitäne auf das geliebte Element hinaus, alle mit einem sorgsam gepflegten Garten und nach Schiffermanier sauber in Delfarbe gehalten. Ein neuer Stadttheil ist auf den Weiden hinter der Eisenbahn im Entstehen begriffen. Hier erhebt sich auch das neue Gebäude der 1832 gegründeten Navigationschule. Und wer in der Zeit, als die Schifffahrt in Blüthe stand, in den Ort kam, hörte auf der Straße keinen anderen Lärm, als das gleichmäßige Klopfen und die eintönigen Laute von den Werften. Hier ragte von einem Helgen die scharfe Spitze eines im Bau befindlichen Schiffes über die Straße hinweg, dort lagen andere zur Reparatur auf dem Strome. Aber draußen in allen Meeren und Zonen arbeitet und schafft noch immer die junge Mannschaft und der Haupttheil der Flotte, die noch an die hundert größere Schiffe zählt und ein im Verhältniß zu der geringen Einwohnerzahl recht ansehnliches Capital repräsentirt. In der Aufeinanderfolge der deutschen Rhedereistädte kommt Elsfleth als 4. Platz gleich nach Rostock und vor Stettin.

\* \* \*

Die Verbindung zwischen Elsfleth und Brake war noch bis vor wenigen Jahren hauptsächlich durch die Dampfschifffahrt unterhalten und im Winter oft Monate

lang unterbrochen. Jetzt führt die Chaussee und die Eisenbahn unten am Deiche hin. Aber dem Fußwanderer wird nach wie vor die Deichkappe die angenehmste Anregung bieten. Zur Rechten das buntbewegte Leben einer Wasserstraße, Leichterfähne und Fischerboote kreuzen auf und ab, die Passagierdampfer unterhalten ihre regelmäßigen Fahrten, jetzt leucht ein Schlepper vorbei, in langer Linie die bis an den Rand gefüllten Fahrzeuge hinter sich, jetzt gleitet einsam und stolz mit der ablaufenden Fluth eine große Bark hinab, die zum ersten Male auf der Seefahrt sich erproben soll. Und auf der anderen Seite, als wollte der Deich sie schützen nicht nur gegen den Andrang des täglich aufsteigenden Wassers, sondern auch gegen die Unruhe und Hast des Verkehrs auf dem Strome, das friedliche Idyll einer Marschlandschaft, Weide an Weide, eine unendliche grüne Fläche bis an die Reihe der buschumgebenen Bauernhäuser im Hintergrunde und wie mit weißen Pünktchen besät von dem zahlreich grasenden Vieh.

In einem großen Bogen breitet sich die Marsch um Elsfleth aus. Dem Laufe der alten Line folgend stößt sie bei Großenmeer tief in das Moor hinein, während dieses im Norden bei Oldenbrock wiederum das Terrain behauptet und bei Hammelwarden eine Insel mitten im Kleiland bildet.

Vom Deiche aus überschaut man die verschiedenen Formationen des Bodens, welche die neueste Epoche der Erdbildung an den Rand des alten Diluviums angehäuft hat. Unmittelbar an die Geest schließt sich zuerst das Hochmoor an, eine öde, dem Raubbau der Brandkultur

ausgesetzte Fläche. Dann fällt das Land allmählig ab, auf dem Grunde abgebauter Roggenmööre erscheinen grüne Moorniesen und wo sie enden, stehen auf hohen Warfen die Häuser der Bauern in denselben langen Reihen, wie sie vor 600 Jahren die ersten Ansiedler hier errichteten. Jetzt beginnen die Zeichen der Marschbildung, zuerst nur ein dünner Ueberzug von Klei auf den anmoorigen Feldern, dann steigt das Land wieder auf, da vorne die Aufschlickung noch fortging, als das Wasser nicht mehr nach hinten gelangen konnte, bis zuletzt die hohen Fettweiden am Deiche die Reihenfolge der Bodenarten abschließen. Fruchtbar und ertragsreich ist das Land für den, der es nutzt, aber ebenso monoton für den, welcher den landschaftlichen Reiz der Gegend sucht. Keine Baumgruppe unterbricht die grüne Einförmigkeit, nur einzelne alte Weidenstämme stehen melancholisch am Rande der Wege und um die Kirchen und Wohnungen drängen sich Eshbäume und hohe Eichen mit niedrigem Gebüsch. In geraden Linien und möglichst im rechten Winkel durchschneiden Chaussees, träge dahinfließende Kanäle und Zuggräben dieses Weidegebiet. Alles fehlt, was selbst der Geest gefällige Anmuth verleiht, die Mannigfaltigkeit des Terrains, der Gegensatz von Hügel und Thal, der Wechsel von Busch und Wiese, wogendem Kornfeld und sandiger Haide. Hier gewährt die Natur mühelos die Fülle ihrer Gaben, auf diesem Graslande herrscht fortwährende Ernte ohne Einsaat, und behäbige Menschen und schwerwandelndes Vieh zeugen von der Leichtigkeit aller Existenz.

Denselben Character, wie in dem Gesamtbilde dieser Gegend, findet man in der Welt der Pflanzen und Thiere

wieder, welche dieselbe bevölkern, eine Größe und Leppigkeit in den einzelnen Exemplaren, aber eine Armuth an Geschlechtern und Arten. In den Gräben, auf dem immer feuchten Schlamme und in der tiefen windgeschützten Lage wuchern Sumpfgewächse in unglaublicher Zahl und legen Zeugniß ab von der ungemeinen Fruchtbarkeit, welche dem angeschwemmten Boden innewohnt. Die Marschweide strotzt von dem Saftreichthume ihrer Gräser, aber wenig Blumen und bunte Kräuter beleben den dichten Teppich, und wenn der Landmann das Heu von den Wiesen erntet, so wird man vergeblich den würzigen Duft suchen, den selbst die Sand- oder Moorbiese dem getrockneten Grase mittheilt, obgleich dasselbe an Nahrhaftigkeit dem des echten Marschlandes weit nachsteht. Stundenlang begleiten mächtige Rohrfelder den Lauf des Flusses, öde in dem einförmigen Graugrün der Blätter und nur belebt, wenn rauschend der Wind darüber fährt, daß die hohen Halme wie die Wellen des Meeres sich heben und senken.

Wenig Thierarten sind auf der kahlen baum- und buschlosen Ebene vertreten. Nur das Reich der Vögel, in einzelnen Gattungen massenhaft vorhanden, bildet neben dem grasenden Vieh die hauptsächlichste Staffage der Landschaft. Da hat auf jedem Bauerhause und jeder Scheune der rothbeinige Storch sein Nest gebaut und schreiet ernst die Wiese auf und ab, bis im August auf dem Sietlande die Schaaren aus dem ganzen Reviere sich sammeln, um gemeinsam die Reise zum Süden anzutreten. Da schleicht mit gesenktem Haupte der scheue Fische-reiher umher oder bleibt unbeweglich stundenlang am Sietiefe stehen, um auf Beute zu lauern. Da hat auf

den Bäumen um den Hof sich in ganzen Colonien die Saatkrähe angesiedelt, und der Landmann weiß nicht, ob er sie schützen soll, weil sie Engerlinge und Mäuse vertilgt, oder grausam vernichten, weil sie auch Gefallen an dem Korne auf dem Acker findet. Da umkreist der Kibitz ängstlich schreiend den Wanderer oder jagt nach der Krähe, die es ebenso wie den Menschen nach seinen Eiern lüstert, bis die Sorge für die junge Brut überstanden ist und nun im Herbst Alle zu ungeheuren Flügen sich zusammethun. Und aus den Städten in weitem Umkreise treffen im Sommer hier die Staare ein, um gesellig die schöne Jahreszeit bei trefflicher Würmermast und allerlei Kurzweil zu verbringen. Sie trippeln zwischen dem Weidevieh und lassen sich ruhig auf dem Blicke der Schafe nieder, welche sie von mancherlei Plagegeistern befreien. Gegen Abend vereinigen sie sich zu wolkenartigen Schwärmen, die hoch oben im Himmelsblau wie auf Kommando die wunderbarsten Flugmanöver ausführen, wobei das Krauschen der Schwingen die Luft durchzittert, bis auf einmal der ganze Zug auf das Schilf am Flusse niederfällt, wo sie, gesichert vor räuberischem Ueberfalle, noch lange schreien und unermüdetlich schwatzen, ehe der Kopf unter die Flügel sinkt und endlich die Nachtruhe auch diese lustigen Gesellen übermannt.

Wenn im Frühjahr nach einem lauen Regen wie durch Zauberschlag die abgestorbene Fläche sich mit lebhaftem Grün überzieht und das niedrige Sietland von den Butterblumen weithin mit goldigem Scheine leuchtet, bietet diese Marsch auch für verwöhntere Augen einen herzerfreuenden Anblick. Dann beginnt der Bauer nach

und nach das Vieh aus dem Stalle auf die frische Weide zu lassen, zuerst das Jungvieh, dann die zur Mast bestimmten Ochsen und zuletzt das zarte Geschlecht der Milchkühe, die verwöhnt durch das warme Winterquartier noch fröstelnd im Frühlingswinde schauern. Aber nicht lange dauert es, bis an dem Ueberflusse des jungen Grases die Begierde zum Fressen erwacht und nun Alles in dem beneidenswerthen Geschäfte des Käuens und Wiederkäuens den Zweck seines Daseins erfüllt.

Die Weidewirthschaft ist durch die Beschaffenheit des Bodens bedingt und hat sich aus diesem Grunde hier auch erhalten, nachdem die übrigen Theile der Marsch zum überwiegendem Körnerbau übergegangen sind. Die obere Bauschicht, die von den Wurzeln der Gräser durchdrungen und dadurch locker gehalten wird, ist im Durchschnitte nur einen halben Fuß stark. Unter derselben liegt der Kniek, jene zähe unfruchtbare Erdlage, die muthmaßlich durch einen chemischen Proceß bei der ersten Marschbildung entstanden ist, als in Folge der schlechten Abwässerung und der häufigen Ueberschwemmungen das Wasser in dem niedrigen Lande stagnirte und noch kein Pflug die untere Erde mit der Luft und den erwärmenden Strahlen der Sonne in Berührung brachte. Jahrhunderte lang ist die Viehzucht die Hauptsache in der Marsch gewesen. Nur vereinzelt nahm man das schwere, nicht zu niedrig belegene Land unter den Pflug, um Sommergerste und vor allem schwarzen Hafer zu bauen, der Futter für das Vieh und Grütze für den Haushalt lieferte. So war es bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts. Als aber dann in den 80er und 90er Jahren

das Vieh schaarenweise von verderblichen Seuchen hinweggerafft wurde und bald darauf während der Kriegsjahre das Korn hoch im Preise stieg, begann in den an der Küste belegenen Marschdistrikten ein bedeutender Umschwung der Wirthschaftsweise. Man fing an Wintergerste, Bohnen und Weizen zu bauen, und indem man aus Holland die Kapsaat übernahm und durch Aufsäen von Klee das aufgebrochene Land schneller als durch natürliche Verasung wieder zur Weide niederlegte, entstand das hier noch jetzt gebräuchliche System der Fruchtfolge. Die leichterdige Marsch, die man bisher nicht angerührt hatte, verbesserte man durch das seit der Weihnachtsfluth von 1717 zur Anwendung gekommene Wühlen, indem man die kalkhaltige Erde des Untergrundes mit der oberen Krume vermischte. So fand hier neben der bis dahin begünstigten Viehzucht der Körnerbau allgemeinen Eingang. Vielleicht, daß nochmals die Wirthschaftsmethode sich ändert, nachdem seit den 60er Jahren die Conjuncturen sich wieder auf die Seite der Viehhaltung gewandt haben, vielleicht, daß auch diese Marsch, wie das hochentwickelte England, zur Viehhaltung zurückkehrt, von welcher vor Jahrhunderten ihre Landwirthschaft den ersten Ausgangspunkt genommen hat.

Mit dem geringsten Aufwand an Arbeit, ohne Verwendung von Saatkorn ist die Weidewirthschaft das Bild des extensiven Betriebes. Nachdem im Frühjahr auf den Märkten das letzte magere Stück eingehandelt und die Weide vollbesetzt ist, beginnt die lange Sommerszeit, wo der Himmel für den Landmann arbeitet, indem er Regen und Wärme spendet, damit es auf der grünen

Tafel den vierfüßigen Gästen nie an Nahrung fehle. Ein weit verzweigtes Ent- und Bewässerungssystem, welches schließlich in dem breiten Bette des Moorriemer Kanals sich vereinigt, das Winterwasser zur Weser leitet und im Sommer von dieser das süße Wasser zuführt, sorgt dafür, daß in den Gräben stets ein frischer Trunk zur Stütze der Mast vorhanden ist. Gemüthlich wandelt nun der Hausherr jeden Morgen mit der Pfeife über die Weiden, um nach dem Wohlbefinden und dem zunehmenden Fettansatz seiner Thiere zu sehen und mit besonderem Stolze bei den 4jährigen Ochsen zu verweilen, wahren Prachteremplaren, mit denen er im Herbst ein schönes Stück Geld zu verdienen hofft. Raun bringt die Heuernte auf einige Zeit ein rascheres Tempo in diesen bequemen Betrieb.

Nur zwei Sorgen sind es, welche seine Resultate beeinträchtigen können. Bei bedeckter Luft mit warmem Regen pflegt das Gras vorzüglich zu wachsen, aber wenn ein anhaltender Ostwind den Boden ausdörret, wenn der Himmel seine Pforten verschlossen hält und unerbittlich die Sonne auf die verschmachtende Fläche brennt, so wird der Heuertrag schlecht ausfallen und auf der Weide die Nahrung knapp werden, so daß im Herbst das Vieh nicht das ihm zukommende Gewicht aufweist oder aus Mangel an Winterfutter zu jedem Preise verschleudert werden muß. Fast verderblicher noch als die Dürre können die Mäuse, die uralte Landplage der Marsch, auftreten. Sie sind das ganze Jahr auf den Weiden sichtbar, und die Bauern sagen, daß sie sich auf das hohe Moor zurückziehen, wenn es ihnen auf der Marsch zu naß oder zu kalt

werde. Wenn jetzt ein lauer Winter oder eine vorzeitige warme Witterung schon früh die Vermehrung in Gang gebracht hat, so kann das unscheinbare Thier durch seine Massen bald zum Schrecken werden. Es scheint, als ob die üppige Natur dieser Weidegegend auch darin ihre unerschöpfliche Zeugungskraft offenbaren will, daß sie jetzt ihren ärgsten Feind zu ungezählten Schaaren anwachsen läßt. Und wie eine Plage Pharaos bricht es herein, unwiderstehlich, mit elementarer Gewalt. Nichts verschlägt, was Bussarde, Wiesel, Krähen und eine kleine Art Eulen rauben. Unruhig verfolgt der Landmann, wie die Laufgänge der Mäuse im Grase sich mehren, wie es überall huscht und raffelt. Im Anfange sucht man noch mit allerlei Fangmethoden dem Uebel zu steuern. Strychninweizen und Phosphorpillen werden gelegt, Dampf und Wasser wird in die Löcher gelassen, die Heumiethen und Necker werden mit schmalen Gräben umzogen, in denen die Mäuse entlang laufen und sich in Töpfen fangen. Kinder und arme Leute gehen die Weiden ab, besonders nachdem die Gemeinden durch polizeiliche Vorschriften über Giftlegen und durch Auslobung von Prämien für todt eingelieferte Mäuse eine systematische Bekämpfung zu organisiren begannen. Gewiß, daß man auf solche Art eine vollständige Verwüstung des Graswuchses hindern oder wenigstens eine Zeit lang aufschieben kann. Aber nicht immer ist das Glück so günstig und zeitweilig muß der Bauer es erleben, daß das Ungeziefer statt seiner Herr auf den Weiden wird. Dann ist bald das Gras bis auf die Narbe vertilgt und alles Grün verschwunden. Noch ragen einzelne Däsen aus der Verwüstung hervor,

aber wenn man näher zuschaut, ist auch dieses Grün nicht mehr die nährnde Marschpflanze, sondern der giftige Duwock, den allein Schafe und Gänse fressen und selbst der Mäusezahn verschont. Nur der Hunger und der Winter mit nasser Kälte und Glatteis, bei welchen die Mäuse erstarren oder in ihren Löchern ersticken, bringt dem gierigen Volke das Verderben. Phänomenal wie sie gekommen, ist die Plage jetzt auf einmal verschwunden. Man nimmt nicht an, daß zwei Mäusejahre auf einander folgen, aber die Unmenge von Disteln, die im nächsten Sommer auf dem durchwühlten Lande aufschließen, zeugen noch einige Jahre von dem Ereignisse, das die Hoffnung auf einen gesegneten Herbst zu Schanden werden ließ.

Wenn in besseren Jahren genugsam gewachsen ist und keine Dürre oder Mäuseplage den Weidegang aufgehalten oder allzu frühzeitig abgebrochen hat, so kommt für den Landwirth die Zeit der Ernte. Schon im August sind die Schlachter von der Geest, die jüdischen Händler und Commissionäre erschienen, der Handel mit dem fetten Vieh beginnt und die Preise setzen sich fest, welche entscheiden, ob der Weider mit Verlust oder Schaden gearbeitet hat. Was nach auswärts bestimmt ist, wird auf der Bahn verladen und der letzte Rest findet auf den Herbstmärkten Absatz, welche in den kleinen Orten nach bestimmter Reihenfolge abgehalten werden.

Einsam wird es jetzt auf dieser noch vor Kurzem so belebten Weide. Nur die Schafe gehen noch draußen, die unter ihrem dicken Pelze sich in der rauhen Luft wohler befinden, als im Stalle, und einzelnes Jungvieh, für welches man an Winterfutter sparen will. Auch die

Staare und Kibitze haben sich verzogen, aber andere Gäste aus der Vogelwelt sind an ihre Stelle getreten, die der von Norden heranrückende Winter vor sich her nach dem Süden jagt. In langen spitzen Winkeln fliegen Schaaren wilder Gänse schreiend durch die Luft, sie suchen Nahrung am Rande der niedrigen Wiesen, welche das Binnenwasser langsam überstaut, sie lärmen und zanken auf den menschenleeren Platen im Flusse, wo sie unter Schnee und Eis den grünen Pflanzenresten nachgehen, bis der Frühling sie wieder zu ihren nordischen Brutplätzen treibt und aus dem Süden die einheimischen Vögel zurückkehren, um das weite Gebiet aufs Neue zu bevölkern.

\* \* \*

Anders sah es in der Gegend aus, wenn wir vielleicht 800 Jahre zurückgehen, als eben ein neues Jahrtausend der christlichen Zeitrechnung über einen öden und noch wenig bekannten Landstrich angebrochen war, durch welchen die Weser mannigfach verzweigt und langsam ihren Weg zum Meere suchte. Wo jetzt hinter dem Orte das Elsflether Sieltief mündet, ergoß sich einst die Lüne, der Hauptmündungsarm des Stromes, wenn man seinen Oberlauf in gerader Richtung nach Norden verlängert. Wie eine alte, aber durchaus glaubhafte Sage lehrt, war der spätere östliche Hauptarm damals so schmal, daß man ihn auf Brettern und Stegen überschreiten konnte und daß die Weststedinger ohne Schiffe die Ansiedelungen der Oststedinger besuchten. Ein anderer Arm, von dem das Käseburger Sieltief übrig geblieben zu sein

scheint, zweigte sich bei Hammelwarden ab und vereinigte sich dort, wo Namen wie Meerkirchen, Großenmeer und Oberströmische Seite noch heute an eine bedeutende Wassermenge erinnern, mit der Lüne, worauf beide die Bezeichnung der Jade annahmen. Erst im 15. Jahrhundert wurde dieser Weserarm, auf dessen Gebiet sich das alte und neue Feld, die Gemeinden Oldenbrock, Großenmeer und Jade mit der angrenzenden Schweiburg befinden, bei Salzendeich durchschlagen, aber erst im vergangenen Jahrhundert gelang es, das neue Terrain definitiv gegen den Jadedeusen zu sichern.

Einzelne hohe Inseln hoben sich aus dem Delta hervor. Sie waren schon früh mit menschlichen Wohnstätten besetzt, während zwischen ihnen und dem Rande der Geest eine breite Morastfläche, Wasserlachen und Bruchland mit Erlen und Birken sich ausdehnte, welches der Fluß bei jeder höheren Fluth bespülte und fortfuhr, mit seinem fruchtbaren Niederschlage zu überziehen. Wenn es richtig ist, daß der heilige Ansgar schon im 9. Jahrhundert die Kirche zu Elsfleth gründete, so haben wir hier die älteste und bedeutendste Insel zu suchen. Die Kirche lag im jetzigen Weserbette, doch noch im 17. Jahrhundert will man bei tiefer Ebbe die Trümmer des Thurmes im Wasser wahrgenommen haben. Nachdem sie von dem Flusse verschlungen und von ihren Resten die Bardenflether Kirche errichtet war, baute man 1348 weiter zurück die jetzige Kirche und weihte sie dem heiligen Nicolas, dem Bändiger der Fluthen. Vielleicht eben so alt ist die Kirche zu Berne auf der schon früh besiedelten Lechterseite des Stedingens, südlich der Hunte.

Einzelne kühne Anbauer hatten auch schon im Sumpflande an günstig gelegenen Punkten sich ein unsicheres Heim gegründet, und von der Geest trieben die Bewohner zur Sommerszeit das Vieh in die grünen Flächen hinunter, die zur gemeinsamen Weide für die Nachbarschaft dienten. Mit Beginn des 12. Jahrhunderts hebt aber von der Obrigkeit geleitet die planmäßige Eindeichung und Trockenlegung der Sümpfe an. In wenigen Jahrzehnten verändert sich vollständig die Physiognomie der Gegend.

Es war die Zeit, da der landwirthschaftliche Betrieb, noch immer nahezu der einzige Erwerbszweig der Deutschen, der in mühseliger Arbeit die von Sumpf und Urwald strotzende Germania des Tacitus in fruchtbares Culturland umgeschaffen hatte, der rapiden Zunahme der Bevölkerung nicht mehr genügte und für den Ueberschuß der Jugend nichts übrig blieb, als auszuwandern. Mächtig ergossen sich jetzt die Schaaren der Colonisten über die Elbe, sie besetzten das böhmische Waldgebirge und das fruchtbare Thal der Weichsel, sie zogen die Donau hinunter, und am weitesten nach Osten, in Siebenbürgen, fanden Leute aus der Rhein- und Moselgegend neue Sitze. Fast  $\frac{2}{3}$  alles Landes, in welchem jetzt die deutsche Zunge klingt, wurde damals friedlich erobert und besiedelt. Im Innern Deutschlands drängte man sich den Städten zu, die um die alten römischen Colonien und die neuen Bischofssitze emporzublühen begannen, und wo noch ein bis dahin vergessener anbaufähiger Landstrich ausgekundschaftet war, zeigten sich Ansiedler mit dem Rodungspatente des Grundherrn, der solche Anträge nicht

ungern bewilligte, weil der Anbau seine Einkünfte aus dem bis dahin nutzlosen Lande vermehrte.

In diesem Jahrhundert einer großen Wanderbewegung des deutschen Bauernstandes sind auch die Tieflande der Unterweser bevölkert, die unter dem Namen Stedingens zusammengefaßt werden und von welchen Weststedingen von der Mündung der Dichtum bis zum Lockfleth reichte, wo bei Ovelgönne eine Furth war und das Land der Friesen anhub.

Die Grundherrschaft über diese Niederung, soweit nicht auf den vereinzelt Inseln schon uralter Anbau vorhanden war, hatte der Erzbischof Adalbert zu Bremen sich durch Kaiser Heinrich IV. in einer Urkunde vom Jahre 1062 schenken lassen, und es dauerte nicht lange, so sehen wir ihn das Privilegium zum Besten der Kirche nutzbar machen. Meistens geschah dies in der Weise, daß er das Land an einzelne Unternehmer, Klöster und Adelige der Nachbarschaft vertheilte, mit der Befugniß, dasselbe wiederum an Colonisten auszugeben, wobei er sich billigerweise seine eignen Rechte als Oberherr vorbehielt. Es war eine Art der Colonisation, wie sie später bei den Holländischen und Ostfriesischen Fehnkompagnien stattfand. Die Gesellschaft erhält die Einweisung und zieht ihrerseits Anbauer heran. So erhielt das Kloster Rastede das Bruchland an der Linc, den Lincbrock, auf dem Gebiete der jetzigen Gemeinden Oldenbrock und Neuenbrock. In der Mitte des trocken gelegten Sumpfes erhob sich ein einsames Gotteshaus, das später wieder einging, als seine Pfarrgenossen neue Kirchen in größerer Nähe ihrer Wohnungen errichteten.

Und nun drängt sich ein buntes Völkergemisch heran, Sachsen, Friesen und Holländer, die Erzbischof Friedrich schon bei Bremen in besonderen Dörfern angesiedelt hatte und die jetzt der Colonie Holle den Namen gaben. Vom Rande des Moores aus, wo die ersten Häuser den Angriffen der täglichen Fluth entrückt waren und die vorliegenden Viehweiden zur Sommerszeit den nöthigen Unterhalt gewährten, begann jetzt die Eindeichung und Entwässerung der Sümpfe.

Ganz genau scheidet sich dieser neue Anbau noch heute von den ältesten Wohnstätten auf dem hohen Lande bei Elsfleth und auf der Lechterseite bei Berne. Während hier die Grundstücke zerstreut liegen, wie sie zufällig erworben und zu Hufen vereinigt wurden, ging dort eine Eintheilung des Landes von Seiten der Obrigkeit oder des Unternehmers voraus, nach welcher die in Schaaren anlangenden Colonisten ihre Loostheile angewiesen bekamen. Eine einzige Straße am Moore entlang reichte die Bauen gleich Perlen an einem Faden und vom Moore zog man sie lang und schmal bis zum alten Deiche hin, so daß jeder Anbauer von jeder Bodengattung gleichviel empfing und durch die schnurgraden Gräben an beiden Seiten außerdem den Vortheil der besseren Abwässerung erzielte. Das Verfahren war ähnlich der jetzigen staatlichen Colonisation im Moore. Die im 12. Jahrhundert entstandenen Moorriemer Dörfer bieten noch jetzt genau den Eindruck einer modernen Fehncolonie. Vor der Häuserreihe läuft der zur Sicherung und Verbindung der Wohnungen angelegte hohe Weg, die jetzt chausfirte Oberstraße, an welcher sich die aus Lehm und Fachwerk er-

bauten Hütten der ersten Ansiedler lehnten. Parallel im Lande folgt die Niederstraße und von der Oberstraße bis zum alten Deiche führt für jede Bauerschaft, gewöhnlich neben dem Sieltiefe her, der Helmerweg.

Den Kern des bunt durcheinander gewürfelten Volkes, das sich hier zusammen gefunden hatte, bildete ein freier Bauernstand. Das Rechtsverhältniß zwischen ihm und dem Unternehmer, der zugleich als Richter der Colonie fungierte, und dasjenige beider zu dem Oberherrn in Bremen war bestimmt durch das sogenannte Holler Recht. Der nach Holler Recht Lebende war persönlich frei und saß auf eigenem Grund und Boden. Er schuldete dem Leiter der Colonie oder dem kirchlichen Institute, das mit derselben bewidmet war, nur den Holler Zins und den Holler Zehnten, welche dem Empfänger kein Recht an dem Gute selbst gaben.

Die zweite oder dritte Generation der Ansiedler war bereits zum Wohlstande gelangt. Es war natürlich, daß der auf farger Sandsholle sitzende Adel der Nachbarschaft neidische Blicke auf das reichgewordene Bauernvolk Stedingen's warf und mit geschichtlicher Nothwendigkeit auch hier der Kampf um Zins und Zehnten entbrennen mußte, der im übrigen Deutschland die alte Gemeinfreiheit bereits zu Grunde gerichtet hatte. Aber mit dem friedlichen Landbau hatten die Marschbewohner jetzt auch das Tragen der Waffen gelernt, und das Bewußtsein, durch eigene Arbeit und Fleiß sich eine Existenz in dem zweifelhaften Bruchlande gegründet zu haben, wird die zähe Haltung erklären, womit dieselben ablehnten, Unterthanen eines geistlichen oder weltlichen Herrn zu werden.

Vielfache Unternehmungen mißlangen und erst dem Erzbischof Gerhard glückte es, das dynastische Sondergelüste mit dem Aushängeschild des Kreuzes zu bedecken und als Kezerkrieg den Vernichtungskampf des Herrenstandes gegen den bäuerlichen Trotz zu organisiren. Ueber der Wahlstatt von Alteneßch aber spannen Sage und Dichtung ihre goldenen Fäden und so mächtig war die Wirkung der gleißenden Form, in welche die Kirche das Werk zu verhüllen wußte, daß meistens auch die Geschichtsschreibung an der Außenseite haften blieb, wenn sie gleichsam mit protestantischer Genugthuung die Stedinger als Vorläufer der kirchlichen Reformbewegung feierte, während doch der eigentliche Kern des Kampfes ein politischer war, der selbige, wie in den späteren Schlachten der Bauern in den Alpen und am Nordsee-Strande.

\* \* \*

Bei Lienen macht der Deich eine Ecke und von hier hat man einen hübschen Blick auf die Wasserseite der Stadt Elsfleth mit der Reihenfolge ihrer Schiffswerften. Wo jetzt im Lande die drei Liener Bauen neben einander liegen, stand einstens durch Graben und Pallisaden geschützt eine Burg, hinter welcher hartherzige Vögte ihren Uebermuth an der Landbevölkerung verübten. Eine gleiche Burg war auf dem Lichtenberge, dem Einflusse der Dllen in die Hunte gegenüber. Man weiß nicht genau, welchem Geschlechte diese Häuser gehörten. Es war der Anfang der Stedinger Erhebung, als nach gemeinsamer Verab-

redung die Mooriemer die Weserfeste und die Oldenbrocker die Hunteburg überfielen und dem Erdboden gleich machten.

Bei unserem Weitermarsche nach Brake treffen wir jetzt Haus an Haus. Freundlich ist der Anblick, wenn im Frühjahre sich die Obstbäume in den Gärten mit Blüthen bedecken. Im Stedingerlande südlich der Hunte war in den früheren Jahren, als der Schiffsbau, die Reepschlägereien und Segelmachereien noch florirten, der jetzt fast verschwundene Hansbau eine gute Einnahme für den kleinen Besitzer. Zwischen Elsleth und Brake ist der Anbau des weißen Kohls vorherrschend, dessen gewaltige Köpfe im Spätherbste geschnitten und auf den Markt nach Bremen und Oldenburg verfahren werden. Der Bauer, der den Kohl, wie den Raps in den Seemarschen, als eine gute Vorfrucht für Getreide schätzt, giebt das Land an kleinere Leute aus. Er selbst besorgt die Bestellung mit dem Pfluge und demnächst das Verfahren des Kohles nach dem Verladungsplatze am Wasser, worauf der kleine Pächter pflanzt und mit den aufgestapelten Köpfen zu Märkte zieht.

Außerdem bietet das Wasser mannigfache Gelegenheit zum Verdienste. In Hammelwarden ist der Mittelpunkt der Weserfischerei. Hier und dort sind Reihen von Pfählen in den Strom hineingeschlagen und bezeichnen die Fischereigründe in den außerhalb des Fahrwassers belegenen Buchten, welche die Fischer herkömmlich unter sich vertheilt haben. Als der erste steigt im Frühjahre der silberhelle Stint aus der See in den Fluß auf und wird massenhaft in den langen sackförmigen Netzen, die zwischen



jenen Pfählen befestigt werden, gefangen. Dann folgt der Stör und der Lachs, welche man auf dem Grunde des Flusses mit Treibnetzen zu erreichen sucht. Auch das geheimnißvolle Liebesleben des Aales hat die neueste Forschung auf diesen charakteristischen Wandertrieb zurückgeführt. Ihn fängt man in den aus Korbweiden geflochtenen Reusen, in welchen vorne eine Handvoll Köderfische gelegt wird. Andere Beute gewähren Maifische und Schnepel. Im Ganzen ist der Fang nicht sehr ergiebig. Strombauten vermindern fortwährend die längst der Ufer sich hinziehenden Fischereiplätze, die Anstalten der Weser-correctio werden gerade die günstigsten Laichstellen in Wegfall bringen, die nach Bremen wieder hinaufgehende größere Dampfschiffahrt beunruhigt das Wasser und reißt den Laich los. Der Stör ist fast verschwunden. Der Lachs zieht in Masse vorüber, geht aber selten ins Garn. Es mag sein, daß grade bei diesem werthvollen Fische die Fangmethode noch einer Verbesserung fähig ist und größere Anstalten verlangt. Nur Stinte und Aale bilden das Hauptergebniß der mühevollen Arbeit, die dem Fischer wenig mehr einbringt, als er für seinen bescheidenen Haushalt und für den Unterhalt seines Dielenschiffes und seiner Netze nöthig hat. Letzthin ist zur Hebung der Fischerei die Anlage eines Schonreviers und die Bestellung eines staatlichen Aufsichters zwischen den beteiligten Uferstaaten verabredet worden.

In Käseburg überrascht uns ein Hauptwerk der oldenburgischen Wasserbautechnik, der neue Siel der Moorriemer Canalacht mit seinen zwei großen gewölbten Oeffnungen und den gewaltigen Thüren. Eine steinerne Tafel

an dem 1868 beendigten Werke enthält die Namen der Baumeister und der mitwirkenden Beamten der Genossenschaft.

In Folge der fortschreitenden Cultivirung der Moore und des niedrigen Marschlandes in den eben geschilderten Moorriemer Gemeinden preßten sich die tieferen Moorschichten wie ein Schwamm zusammen, und die Entwässerung dieser einer nachhaltigen Senkung ausgesetzten niedrigen Flächen durch das höher aufgeschlickte Land an der Hunte war immer schwieriger geworden. Selten lief auch in dürrern Sommern alles Land vollständig trocken und wie zu der Zeit der ersten Ansiedelung drohte ein Zustand dauernder Versumpfung einzutreten, bis man sich im Jahre 1844 zur Anlage eines Canals nach der Elsflether Mühle hin entschloß, welche die nach der Hunte gehenden Siele der einzelnen Bauerschaften abfing und das Binnenwasser nach der Weser ableitete, wo der Fluthwechsel größer, der Ebbestand tiefer und die Einwirkung des Oberwassers geringer war. Den im Jahre 1845 neu erbauten hölzernen Siele traf das Geschick, durch die furchtbare Sturmfluth vom 21.—22. October 1846, deren Höhe in den oberen Flußgegenden die der Sturmfluth von 1825 noch überstieg, weggerissen zu werden. Erst im nächsten Sommer gelang die Reconstruction des Sieles. Die Gesamtkosten der Canalanlage waren dadurch auf 258 000 *M* gestiegen. Man hatte eine durchschnittliche Senkung des Wasserstandes im Binnenlande um einen Fuß erreicht. Allein das nasse Frühjahr 1867 zeigte, daß auch damit noch nicht genug gethan war. Die Fortsetzung des Canals nach Käseburg wurde beschlossen und

rasch durchgeführt. Es war damit der Sommerwasserstand in Südermoorriem nochmals um einen Fuß erniedrigt. Die Kosten der letzten Anlage haben 350 000 *M* betragen, aber den Grund zu dem jüngsten Wohlstande der Moormarsch des alten Stedingens gelegt.

Von Hammelwarden an tritt die städtische Entwicklung am Deiche immer deutlicher hervor und unmerklich sind wir mitten in Brake angelangt.

Die junge Stadt Brake ist der Haupthafenplatz des linken Weserufers, während in dem älteren Orte Esfleth das Großkapital der Rhederei residirt. Die äußere Erscheinung beider Orte ist die gleiche, eine lange Straße die Weser entlang, an welche sich einzelne in das Land führende Querstraßen angeschlossen haben. Die Kaje am Strome bietet wenig Interessantes mehr. Der Hauptverkehr hat sich nach dem im nördlichen Theile der Stadt belegenen Binnenhafen hingezogen. Dieser ist ungefähr 1000 Fuß lang und durchschnittlich 400 Fuß breit, an seiner Oberfläche also fast so groß wie das alte Bassin in Bremerhaven. Es wurde 1858—60 erbaut, indem man den Klippfannergroden eindeichte und sodann wieder mit der Weser durch eine 45 Fuß im Lichten weite Schleuse, deren Boden 20 Fuß unter der ordinären Fluthhöhe liegt, in Verbindung brachte. Weil es dann nur noch der Ausschachtung des früher als Hafen benutzten ehemaligen Außentiefs der Braker Sielacht bedurfte, sind die Kosten verhältnißmäßig gering gewesen und haben mit Einschluß des Kaufpreises für den alten Siel rund 680 000 *M* betragen, zu welchen die Stadt Brake einen Beitrag von 57 000 *M* leistete. Am nordwestlichen Ende ist jetzt die

Eisenbahn durch Schienenstränge und einen langgestreckten Güterschoppen mit dem Schiffsverkehr in Verbindung getreten. Als in Folge der Eröffnung der Hude-Braker Bahn sich ein bedeutender Verkehrsausschlag zeigte, wurde 1876 nach Norden hin ein neuer 600 Fuß langer und 140 Fuß breiter Hafencanal ohne Bekajung mit einem Kostenaufwande von 265 000 *M* angelegt. Holzlagerplätze und die Güterschuppen der Spediteure umgeben die Anlage. Dicht an der Weser befindet sich das von der Reichskriegsmarine 1849 erbaute und nachher von Oldenburg acquirirte Trockendock, das früher als Lagerraum benutzt wurde und jetzt zum Schiffsbau dient.

Wer zu günstiger Zeit den Hafen mit Schiffen gefüllt antrifft, wird mit Interesse bei dem eigenthümlichen Leben am Wasser verweilen und auch in den bescheidenen Dimensionen der heimischen Anlage von dem leisen Pulschlage des Weltverkehrs berührt werden. Da liegen die schwarzen Rumpfe der Schiffe mit dem für das Auge des Binnenländers unverständlichen Gewirr von Segeltuch und Takelage friedlich nebeneinander. Die Gedanken des Wanderers schweifen hinaus in die Ferne, zu fremden Weltmeeren und tropischen Inseln, von denen sie in stummer Sprache uns zu erzählen scheinen. Hafenleute und Schiffsvolk sind in voller Thätigkeit und ihre Anstrengung kennzeichnet die sclavenartige Arbeit, welche die See erfordert. Jetzt schiebt sich der schneidige Bug eines Dampfers durch das Gedränge, dann kann es sich auch treffen, daß ein an Masten und Deck stark beschädigtes Schiff ins Trockendock geschleppt wird, ein Opfer der Winde und

Wellen, welches inmitten des geräuschvollen Treibens mahnend an die Rehrseite des wagemüthigen Berufes erinnert.

Der Antheil des Brafer Hafens an dem Schiffsverkehr der Weser ist verhältnißmäßig nicht so bedeutend, als ehemals. Die Stellung des Platzes ist zumeist aus der historischen Perspective zu begreifen.

Es mag um die Wende des Jahrhunderts sein. Der Schiffer, der längs den schimmernden Dünen der friesischen Inseln die Weser im großen Bogen ansegelte, gerieth hinter dem letzten Eilande in den Gesichtskreis des Dreiecks, dessen Endpunkte die fernblickenden Thürme von Helgoland, Neuwerk und Wangeroge bildeten und die ihm zeigten, daß er sich den Mündungen der Jade, Weser und Elbe näherte. Schon hatten die Fischer von Fedderwarden und Geestendorf, die ehemals zum Fange mit der Ebbe hinunterfuhren und nebenbei den des Fahrwassers Unkundigen ihre Dienste anzubieten pflegten, sich zu Lootsengesellschaften vereinigt, die, unterstützt durch landesherrliche Zuschüsse, sich größere Kutter angeschafft hatten, mit denen sie jetzt vor der Mündung kreuzten. Aber wie anders gefährlich, als jetzt, wo schon weit in die See hinein das erste Feuerschiff seinen Schein wirft und von der Jade und Weser die Blinklichter der Leuchthürme auf dem dunklen Pfade sich kreuzen, war damals die Einfahrt in den Strom, der hier seine grauen Gewässer zum Meere wälzt! Unruhig fuhr der Schiffer auf und ab, bis er die Schlüsseltonne gefunden hatte, das erste Zeichen des ersuchten Landes, von welcher er aufwärts seinen Weg längs den Tonnen suchte, die bereits

seit dem 12. Jahrhundert hier lagen, allenthalben zur Rechten schwarze und zur Linken weiße.

Immer mehr drängen sich jetzt die Vorboten der Küste, die Wattflächen, zusammen. Auf dem Hohen Wege steht noch kein Leuchtthurm, sondern nur eine große Bake, in der Nähe aber ist bereits ein Feuerschiff ausgelegt. Bis zur Mitte des verflossenen Jahrhunderts war das westliche Fedderwarder Fahrwasser das gewöhnliche zum Einsegeln gewesen. In Folge einer Eisstopfung hatte sich aber eine Sandbank gebildet, so daß sich jetzt ein stärkerer Ebbestrom durch das östliche, das Wurster Fahrwasser ergoß und dieses zu einer gehörigen Fahrrinne vertiefte. An der Stelle, wo diese Stromarme oberhalb Langlütjensand auseinander gegangen waren, lag das Wachtschiff, dem die üblichen Ehrenbezeugungen erwiesen und die vorgeschriebenen Signale gegeben werden mußten. Kam das Schiff aus einem pestverdächtigen Hafen, so mußte es ankern und den Quarantänecommiffar an Bord erwarten, andernfalls es riskiren würde, daß das Wachtschiff oder die den Strom bei Blexen und Wilhelmsburg flankirenden Batterien die Geschütze gegen dasselbe hätten spielen lassen. Noch existirte aber dort keine der jetzigen trefflichen Hafengelegenheiten. Zwar hatte die hannoversche Regierung den unteren Theil des Geesteflusses und Oldenburg die nördlichste Spitze Butjadingens, den Fedderwardersiel, nothdürftig zu Häfen eingerichtet, in denen die Schiffe bei Sturm und Eisgang Zuflucht suchen konnten. Seitdem aber im Laufe der Jahrhunderte das Bett der Weser sich unter der zunehmenden Versandung erhöht und die Grenzen der Fluth sich immer weiter ab-

wärts gezogen hatten, ankerten die Schiffe, die nach Bremen selbst nicht mehr auslaufen konnten, lieber auf dem Strome, wo sie Leichter- und Schiffe bequemer zur Seite nehmen konnten. Das Fahrwasser lief, abgesehen von einer Verengung bei Sandstedt, fast ganz am linken Ufer hin und hier waren drei Ankerplätze besonders beliebt. Die größeren Schiffe blieben bei dem Großen- oder Abbehauser Siele, andere beim Strohauser Siele. Wer es aber eben erreichen konnte, ging bis Brake hinauf, wo der meiste Verkehr auf dem Strome stattfand und die natürliche Lage für einen Hafenplatz die geeigneteste zu sein schien, weil hier von der Oberweser die Flußschiffahrt unmittelbar der Seefahrt sich anschließen konnte.

Als im Laufe des 15. Jahrhunderts Stadland seine jetzige Gestalt erhielt und der Weserarm des Lockfleths zugeschlagen wurde, war bald nach der neuen Eindeichung bei der alten Ortschaft Harrien wiederum eine Brake entstanden, die indessen trocken lief und an den Ufern mit Häusern bebaut wurde. Der Name der jetzigen Stadt hat sich von dieser Brake her erhalten. Gegen Mitte des vergangenen Jahrhunderts ließ sich unter den niedrigen Behausungen der Fischer und Schiffleute zuerst ein fremder Kaufmann nieder und führte ein hohes Packhaus auf. Das sog. Sollern, das Aufheben und Aufschütten der Bremer Kaufmannsgüter, bildete von da an einen Haupterwerbszweig. Der zunehmende Verkehr gab Veranlassung, daß auch die Regierung einige Verbesserungen für den Ankerplatz traf. 1787 wurde eine Reihe von Duc d'Alben dem Strom entlang zwischen den Schlingen eingeschlagen und ein Bollwerk am Ufer zur Erleichterung

des Löschens errichtet. Daneben diente das Außentief des Brakfiels als Binnenhafen namentlich zur Ueberwinterung. 1796 kaufte die Regierung eine Fläche Landes, die zu Straßen und Baupläzen parcellirt wurde. Schiffahrt und Schiffbau mit allen ihren Nebengewerben verschafften der Ansiedelung ein rasches Emporkommen, nach der französischen Occupation wurde aus diesen städtisch entwickelten Theilen der angrenzenden Bauerschaften der Flecken Brake gebildet, der herrschaftliche Vogt siedelte von Hammelwarden als Amtmann und Stromrichter dorthin über und als neue Hülfbeamten für das Schiffahrtswesen schlossen sich ihm Wasserschout und Hafenmeister an.

Es war nur ein Ausdruck der damaligen separatistischen Handelspolitik, daß die oldenburgische Regierung im Interesse ihres Pflegekindes dem thatsächlichen Verhältnisse auch eine gewisse handelsrechtliche Sanctionirung zu verschaffen suchte und ihre Consuln im Auslande anwies, bei Befrachtungen von Schiffen nach Brake nicht mehr Port of Bremen, sondern Brake in das Connossement aufzunehmen, um die Selbstständigkeit dieses Places zu documentiren. Der Gegenzug der Bremer Politik ließ aber nicht auf sich warten. Der kaufmännische kluge Smidt hielt jetzt die Zeit zur Verwirklichung eines lang gehegten Planes für gekommen. Am 11. Juli 1826 schloß er mit dem Verweser des Nachbarkönigreiches, dem Grafen Münster, auf dem Schlosse zu Derneburg jenen Staatsvertrag ab, welcher der Hansestadt den öden Landstrich an der Geeste, wo ehemals die Stinteburg und nachher die schwedische Karlsburg gestanden hatte, abtrat. Im Jahre 1830

vollendete der Holländer van Ronzelen hier den Bremer Hafen. Erst später aber gewann sein Werk die Gunst der Kaufmannschaft. Noch zwei Jahre lang sahen die Ansiedeler und Speculanten, welche die unentgeltlich ausgetheilten Baupläze angelockt hatten, ein Schiff nach dem anderen mit geschwellten Segeln vorbei der Brake zusteuern, bis ein frühzeitiger und langer Eisstand auf der Weser die Vortheile des neuen Hafens auf einmal handgreiflich vor Augen führte.

Jetzt änderte sich die Physiognomie des Weserhandels. Waren im Jahre 1830 noch 577 Seeschiffe in Brake angekommen, so sinkt jetzt die Zahl bis auf 128 im Jahre 1836. Ein künstlicher Differenzialtarif zu Gunsten Bremerhavens wird für die Leichterchiffahrt eingeführt. Brake blieb zwar noch „Bremischer Lössplatz“ und gleichberechtigt mit dem neuen Lössplatze Bremerhaven, aber die Gunst seiner natürlichen Lage wurde abgeschwächt, insofern die Tarife der Leichterfahrt von beiden Plätzen nach Bremen gleich war. Zu den ersten Maßregeln, durch welche die oldenburgische Regierung die Concurrenzfähigkeit ihres alten Lössplatzes mit jener neuen und technisch bedeutend besser ausgerüsteten Anstalt wieder zu stärken suchte, gehörte im Jahre 1834 die Erklärung des Fleckens zu einem Freihafen, eine Maßregel, die bei den damaligen unentwickelten Zollverhältnissen eine große Bedeutung noch nicht besaß, in dessen bei Errichtung des Steuervereines 1836, beim Eintritte in den Zollverein 1853 und bei dem Anschlusse Bremens und der Unterweser 1888 in veränderter Form eifrig conservirt wurde.

Unter Mitwirkung anderer Umstände hob sich der Schiffahrtsverkehr allmählich wieder auf den alten Standpunkt, und seit dem Jahre 1845 bricht eine neue Blüthe des Fleckens an. Der Viehexport von Butjadingen nach England beginnt und wird durch englische Dampfschiffe von Brake aus vermittelt. Die Auswanderung in Bremer Segelschiffen nimmt ebenfalls von Brake einen Ausgangspunkt. Die Zahl der Schiffswerfte steigt von 3 auf 13 in Stadt und Amt. Die fünfziger Jahre bezeichnen den Höhepunkt des Braker Verkehrs. Die Auswanderung betrug 1852 bis 1855 jährlich 6000 Köpfe, der Viehverband erreicht 1855 jährlich 5300 Stück, eine Schleppdampfschiffahrtscompagnie und drei große Rhedereigesellschaften auf Actien werden 1856 gegründet. Als die Braker Sielacht ihren Siel weiter nach abwärts zu verlegen beschloß, wurde das überflüssig gewordene Außentief vom Staate angekauft. Die nach dem Fehlen des Oberwassers zunehmende und nur durch kostspielige Baggerung zu beseitigende Verschlammung desselben nöthigte aber bald zu dem Baue des jetzigen Binnenhafens überzugehen, mit dem allen Rücksichten auf Sicherheit und Bequemlichkeit der Schiffe genügt zu sein schien. Der steigende Wohlstand und die zunehmende Bevölkerung des seit 1856 zur Stadt erhobenen Fleckens gelangen in der äußeren Erscheinung desselben allmählich zum Ausdruck. Eine neue Kirche und die Gebäude der Bürger- und Volksschule werden errichtet.

Eine Reihe widriger Umstände machen den Verkehr von 1862 an wiederum sinken. Der Norddeutsche Lloyd vertreibt seit 1859 die englische Flagge von der Wejer,

concentriert die Auswandererbeförderung in seinen transatlantischen Dampfern und verlegt seit 1862 den Verladeplatz für Vieh von Brake nach Nordenham. Die Schiffe der drei oldenburgischen Rhedereigesellschaften werden von der atlantischen Fahrt abgedrängt und in die ostindischen Gewässer gejagt, welche für die Actionäre das Grab ihrer Hoffnungen wurden. Eine Zeit lang hielt sich noch die Frequenz des Braker Hafens, da reiche Einfuhren von Kohlen und Getreide für den Ausfall Ersatz boten. Dann aber beginnt mit der Eröffnung der Seeste-  
bahn am rechten Weserufer, welche die deutsche Kohle direct an die Schiffe führte und den lucrativen Kohlenimport Brakes zerstörte, mit der Erbauung des Seestemünder Hafens, der auch eine Ermäßigung der Abgaben für den alten Bremer Hafen zur Folge hatte, mit dem Erlasse der Bremer Lösordnung von 1866, die während der vier Wintermonate den nach Bremen bestimmten Schiffen das Anlaufen von Brake untersagte, so lange eine Bahnverbindung mit dem Hinterlande nicht existirte, jene traurige Periode des oldenburgischen Hafenplatzes, die Zeit einer fast vollständigen Verödung, die erst seit Eröffnung der Eisenbahn im Jahre 1876 einem abermaligen Aufschwunge durch die Etablierung neuer Dampferlinien, das Entstehen eines großen Holzverkehrs und die erweiterte Expedition nach dem Oberlande gewichen ist.

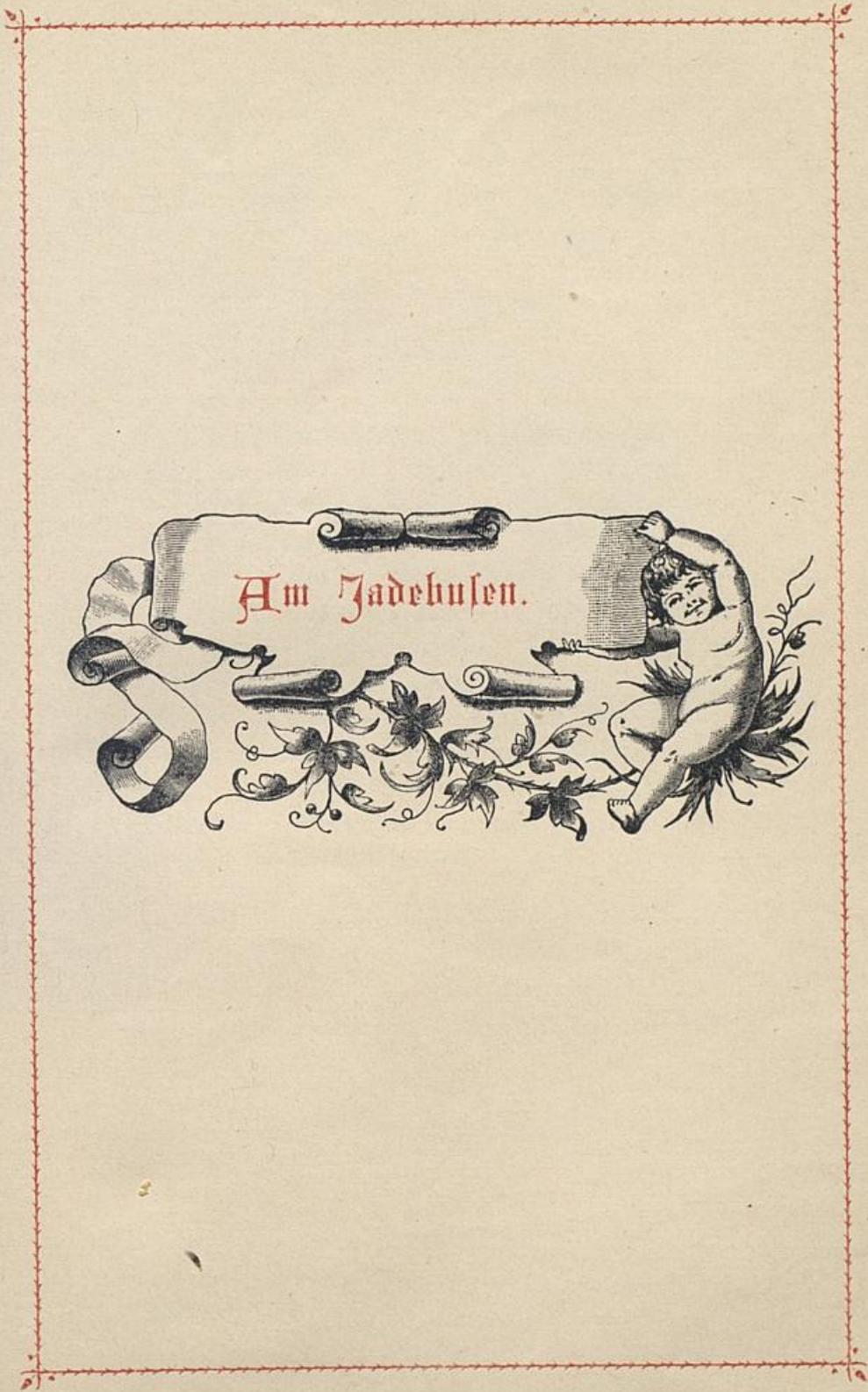
In Brake befindet sich einer der schönsten Punkte an der Weser, der Garten des Victoriahotels. Der Blick von dem Platze unter der Linde auf das Wasser gleicht dem von einer Terrasse am Rhein, wenn die Phantasie an Stelle der flachen Ufer Berge emporzuheben vermöchte.



Aber es läßt sich auch hier wohl träumen. Von den Werften und dem nahen Hafen dringen Laute herüber, wie von Schifferlust und Schifferleid, und regelmäßig mit dem Wechsel der Gezeiten ändert sich die Scenerie zu unseren Füßen, wenn jetzt die Fluth vom Meere aufsteigt, jetzt die Ebbe mit beschleunigter Geschwindigkeit die gelben Wassermassen zurücksendet, als hätte sie Eile, die veräumte Zeit wieder einzuholen. Und mit den vorüberrauschenden Wellen gleiten die Gedanken den Strom der Geschichte hinab bis zu den ersten Anfängen menschlichen Daseins in diesem Erdenwinkel, als der uferlose Fluß träge durch Sumpf und Röhricht seinen Lauf nahm und auf vereinzelt Warfen fischessende Strandbewohner eine kümmerliche Existenz fristeten, sie verweilen bei den ferneren Wandelungen, als von der Stadt, die um den uralten Bischofssitz entstanden war, auf ihren Roggen mit hochgethürmtem Hinterdeck, abenteuerlich geformtem Bug und dem Steuer an der Seite, die Esthlandfahrer hinausgingen, und bleiben wohlgemuth haften an der Fülle der Erscheinungen am Ufer und auf dem Strome, welche die Gegenwart um den zum Weltverkehre emporgestiegenen Nachkommen ausbreitet.







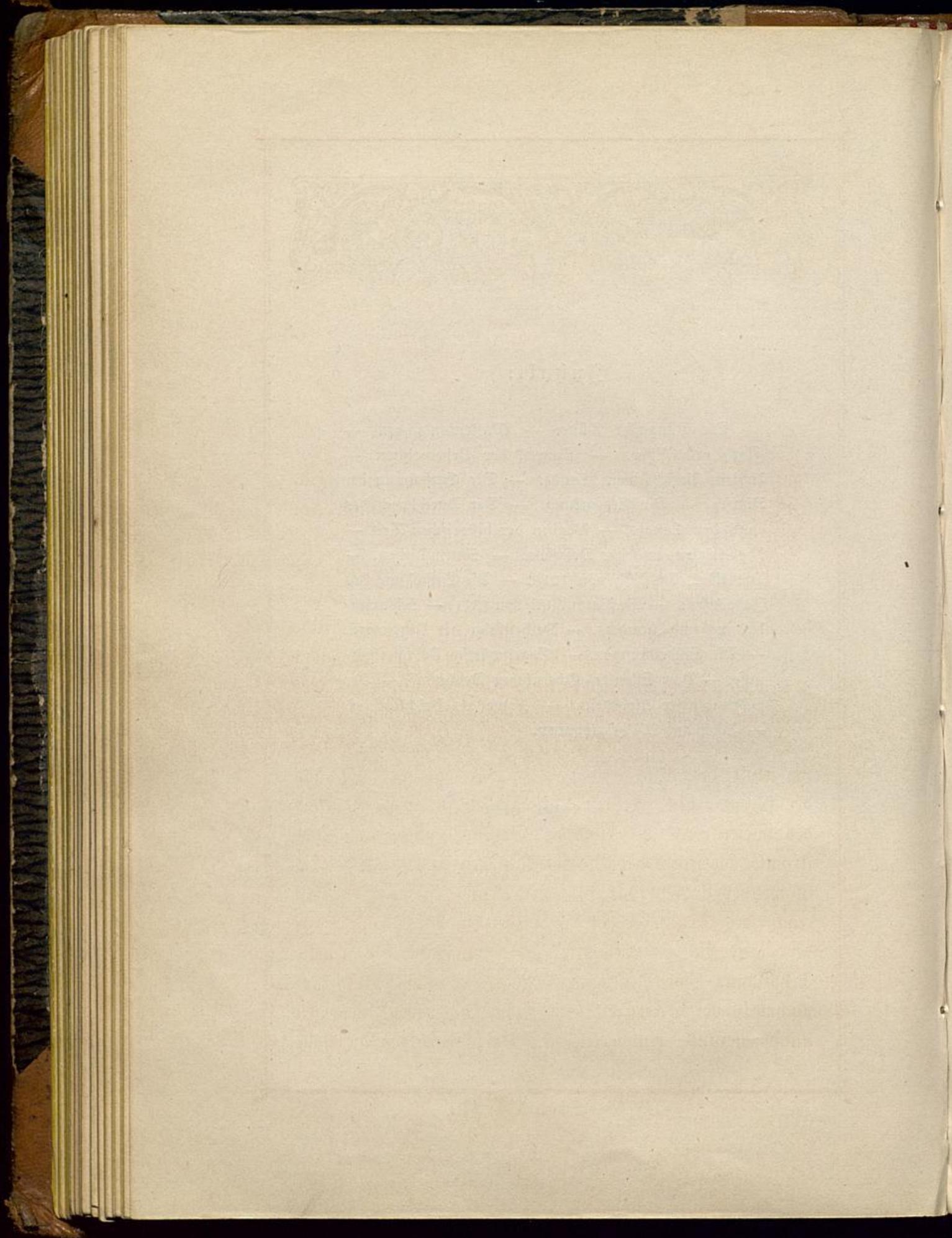
Am Jadehusen.



## Inhalt:

Die Dangaster Düne. — Wattenlandschaft. —  
fluth und Ebbe. — Spuren der Urbewohner. —  
Aelteste Ansicht vom Lande. — Die Entstehung der  
Marsch. — Die Erdsenkung. — Der Durchbruch des  
englischen Canals. — Beginn der historischen Zeit. —  
Die friesen und der Deichbau. — Sturmfluthen. —  
Die Marcellusfluth von 1218. — Die Entstehung des  
Jadebusens. — Die Antonifluth von 1511. — Schlamm-  
bildung und Anwachs. — Reihenfolge der Vegetation.  
— Die Eindeichungen. — Gegenwärtige Deichverhält-  
nisse. — Das Ellenser-Oberahmer Deichwerk. — Der  
Schweiburger Moordeich. — Faust als Deichkünstler.  
— Blick auf Wilhelmshaven.







**V**on der südlichen Grenze Stedingens aus nordwärts ziehend, bezeichnet ein hoher Landrücken die Grenze zwischen Geest und Marsch. Bei Hude springt die Sandzunge vor, auf welcher die Cisterzienser ihr reiches Kloster gegründet hatten. Bei der Stadt Oldenburg durchbricht die Hunte den Höhenzug, der auf ihrem rechten Ufer zu einer Dünengruppe, den Nienbergen, sich verflüchtigt, aber dann am linken Ufer bei Donnerschwee aufs neue ansetzt. Hinter dem steilen Abhange des Loyerberges hatten einst die Benedictiner den Wald gerodet und von der Grenze ihres Gebietes aus sahen sie zu den Seiten des Weserarmes, der damals über Großenmeer zur Sade strömte, die fruchtbare Marsch entstehen und sich besiedeln, in welcher sie jetzt das Gut der Kirche eifrig zu mehrern trachteten. Dann erhebt bei Saderberg, Bavel und Tever der Rand sich zu Anhöhen, an deren Fuße die neueste Erdbildung, das Alluvium, beginnt. Einsam aber ragt nochmals bei Dangast eine Düne aus dem niedrigen Lande heraus, ein vereinzelter Vorposten, den die hohe

Geest zum Meere hinabsendet, das hier mit roher Gewalt sein eigenes Geschenk, das mühsam gewonnene Land, wieder an sich gerissen hat. In dem Schutze der Höhe haben sich stattliche Bauernhäuser eingebettet, die Reste des großen Kirchdorfes, welches weiter nördlich in dem jetzt versunkenen Lande lag. Von dem steilen Nordrande aus, gegen welchen die Gewalt der Wellen vergeblich anstürmte, bietet sich die beste Rundschau über den Sadebusen, das Bild einer zweifelhaften Landschaft, bald Wasser, bald Erde, nicht geschmückt mit dem Zauber romantischer Reize und doch so eigenartig selbst in seiner so öden und trostlosen Erscheinung.

Es ist zur Ebbezeit. Eine graue Fläche breitet sich vor uns aus, theils Sand, theils fetter Schlack, in dem die Sonne sich spiegelt. Keine Spur von Vegetation, nur Haufen von Algen oder Seegrass, welche die Miesmuschel mit einem Gewirr von Fäden übersponnen hat, liegen hier und dort zerstreut, wo der Zufall der Wellenbewegung sie gerade hintragen muß. Noch strömt in zahlreichen Rrielen, wie das Blut aus dem Adersystem zum Herzen, das Wasser der Mitte zu, an deren tiefster Stelle es sich sammelt. Aber den Schiffen, die noch mit günstigem Fahrwasser über den seichten Grund zu den Sielen zu gelangen hofften, ist das tragende Element bereits unter dem Kiele verlaufen und geduldig legen sie sich auf dem Trockenen zur Seite. Alles ruht wie im Banne des Todes. Schweigsam lassen sich Schaaren von Strandvögeln auf dem Nahrungsplatze nieder, welchen die Ebbe ihnen gedeckt hat, die Silbermöve mit dem weichen Gefieder und dem grauen Kopfe, die kleine See-

schwalbe mit den zierlich geschweiften Flügeln, die rothbeinigten Musternfischer, die Tüten und die Regenspfeifer mit dem goldenen Krage am Halse und der flötenden Stimme, mit welcher sie dem Landmanne den Regen künden und die auch der Städter kennt, wenn sie im Frühjahre oder Herbst auf ihren Wanderzügen nächtllicherweile die Stadt umkreisen, deren Gasschein sie anlockt. Allerlei Gethier hat das ablaufende Wasser überrascht, ängstlich rennen verspätete Krebse hin und her, um in irgend einer Spalte einen Unterschlupf zu finden; es wimmelt auf dem feuchten Sande und dem Schlamme von Würmern und klaffenden Muscheln, und auch der Mensch darf nicht fehlen, um an dem Raubzuge Theil zu nehmen, der auf der entblößten Fläche tagaus tagein gegen das niedere animalische Leben bereitet wird. Sene dunklen Punkte, die mit bedeutender Schnelligkeit über das Watt sich fortzubewegen scheinen, sind Schlitten, auf deren Brett ein Mann mit dem Knie sich stützt, während er mit dem freien Bein hinten ausholend das Gestell vorwärts schiebt. In jenen aus Weiden geflochtenen Zäunen, die in einen spitzen Winkel zulaufen und in einen zweiten kleineren Korb endigen, zappeln Garneelen und Butte, die zur Fluthzeit behaglich auf dem Meeresgrunde lagen und durch das zurückströmende Wasser in die Fänge geführt sind, aus denen der arglistige Fischer jetzt seine Beute herausholt.

Bald aber wechselt die Scenerie. An der Grenze der Südsee hat sich der Wellenberg erhoben, der mit rasender Geschwindigkeit den Indischen Ocean durchheilt, um das Südcap Afrikas in den Atlantischen tritt, jetzt

an den Küsten Neufundlands brandet und zurücklaufend durch den Canal und um Schottland herum in der Nordsee sich vereinigt, um mit geminderter Kraft in die Buchten und Strommündungen einzutreten. Wie ein frischer Luftzug durchweht es die Atmosphäre, ein rauschender Ton geht hoch oben durch die Luft. Auf den tiefer gelegenen Watten am Rande der See zeigt sich weißer Schaum und näher und näher steigt die Fluth durch die enge Oeffnung in den Busen, zuerst gierig in unregelmäßigen Windungen die Rinnen und Meeresbäche anfüllend und dann langsamer über die ebenen Ufer nach allen Seiten sich ausbreitend:

Sie schleicht heran an abertausend Enden,  
Unfruchtbar selbst, Unfruchtbarkeit zu spenden.  
Nun schwillt's und rollt und wächst und überzieht  
Der wüsten Strecke widerlich Gebiet.

Die Regenpfeifer eilen raschen Laufes dem Strande zu und gesättigt flattern die Möven in die Luft. Jetzt erwacht das ungezählte Volk der kleinen Seethiere, das tief verborgen in Sand und Schlick der Ruhe der Erwartung gepflegt hatte. Wie freudig drängt und schaukelt es sich in dem belebenden Strome, den das gütige Meer über das abgestorbene Wattenfeld von neuem ergießt. Schon hat die Fluth das zurückgebliebene Schiff erreicht, es legt sich gerade, ein Ruck und es hebt sich und es wird Zeit, den Anker zu lichten und die Segel zur Weiterfahrt einzusetzen. Alles Land ist verschwunden und das Wasser hat Besitz ergriffen von dem Gebiete, das so eben noch feste Erde zu sein schien.

Aber das Meer, welches hier ebht und fluthet, ist nicht dasselbe, wie draußen, wo es in ewiger Bewegung auf den Strand der friesischen Inselgruppe schlägt. Dem Bilde, welches von der Dangaster Düne die Tade jetzt darbietet, fehlen die stimmungsvollen Bestandtheile, die im Anblicke der See so unwiderstehlich gefangen nehmen, das Spiel der Wellen, die von Englands Ufern her der Wind gegen Deutschlands Nordküste treibt, das Tosen der Brandung, die wie ferner Donner die Luft mit unaufhörlichem Geräusche erfüllt. Friedfertig breiten sich über weitgedehnte flache Gründe die trüben Gewässer aus und schaukeln nur leise an den Baumreisern, die dem Schiffer das Fahrwasser anzeigen. Die ruhige Oberfläche verräth nicht, welche Tücke in der Tiefe lauert, in welcher Gewalt die jetzt so niedrigen Wogen sich zu entfesseln vermögen, wenn der von der See hereinbrausende Sturm in dem engen Becken sich fängt und zu wildem Tanze sie aufrührt. Der Tadebusen ist eine der denkwürdigsten Stätten in der an physischen Revolutionen so reichen Geschichte der Nordsee. Hier war der Kampfplatz, auf welchem ihre zornigen Massen siegreich das schwachgeschützte Land überwandten und dauernd unterjochten. Dasselbe kosmische Gesetz, welches mit dem Gange des Mondes das Land zu Wasser und das Wasser zu Land wandelt, war der letzte Anlaß der Umwälzungen, welche dieses vielumstrittene Küstengebiet im Laufe der Jahrhunderte erlitt. Und noch immer anhaltend wirkt in der Erscheinung, deren täglicher Wechsel der todten Landschaft das einzige Interesse verleiht, eine geheimnißvolle Kraft, die zerstörend und schaffend eingreift in den Bestand des

Landes und in Geschichte und Cultur des auf ihm angesiedelten Volkes.

\* \* \*

Nur schwach erkennbar ragen an zwei Stellen noch einige Landflächen aus dem Wasser hervor, die Düneninsel Arngast in nächster Nähe und weiter entfernt die Schlickplaten der oberahnschen Felder. Aber wenn ein langer Süd- oder Ostwind das Wasser vom Lande abgetrieben hat, treten Reste von Menschenwerken zu Tage, die Fundamente weggespülter Wohnungen oder Kirchhöfe, wie dort gegenüber zu Bant, Leichensteine mit unleserlich verwaschenen Inschriften, Spuren von Ackerfurchen und Feldwegen, die Merkzeichen der alten Dörfer, die hier im Meere versunken sind. Wie über Vineta sollen bei ruhiger See noch die Glocken erklingen und wie bei anderen untergegangenen Stätten meldet die Ueberlieferung von dem Reichthume und der Leppigkeit der Bewohner, deren grauses Geschick den christlichen Predigern und Annalisten als das Strafgericht Gottes erschien.

Aber noch weiter hinunter in dunkle Zeiten, aus denen kein Lied ertönt und keine Sage Kunde giebt, gehen jene Spuren der ältesten Ansiedelungen, die von einem oldenburgischen Forscher neuerdings auch hier entdeckt sind, Gräber, Küchenabfälle und Düngergruben, namentlich kreisrunde brunnentartige Vertiefungen, von Moorsoden eingefasst, am Boden zuweilen dicht mit halbgebrannten Topfscherben bedeckt, unter denen mitunter sogar eine im Feuer gehärtete thönerne und sehr rohe Aschenurne zum Vorschein kam. An anderen

Stellen sind große Massen geöffneter Muscheln, gespaltene Markknochen oder Flechtwerke von Zweigen gefunden, die muthmaßlich zu Fußböden dienten und an die von Weiden geflochtenen Matten der Lappen in ihren Zelten von Rennthierfellen erinnern. Die Wattflächen des Hohen Weges nördlich von Butjadingen und der Tadebusen sind die vornehmsten Fundorte dieser sog. Kreisgruben oder Abfall- und Dungstätten, von denen analoge Reste auch bei der Untersuchung einer Anzahl von alten Wurthplätzen im Feverlande oder Butjadingen entdeckt sind. Während einzelne Fundstücke, wie bronzene Spangen und bearbeitete Werkzeuge, auf einen fortgeschrittenen Culturzustand hindeuten, gehen die in den untersten Schichten erhaltenen in jene unendlich ferne Epoche hinab, wo Wald und Moor auch hier den Urboden bildeten und es noch keine vom Meere herangeschwemmte fruchtbare Marsch gab.

Welche Völkerschaft es war, die längst vor der Einwanderung der kräftigeren germanischen Stämme auf solchen Plätzen ihres Daseins sich freute und ihre Todten begrub, ob Celten, dürstige Nomaden finnischer Herkunft oder Pfahlbaubewohner mit spitzem Schädel, wer weiß es und wer will es deuten? Die Geschichte verzweifelt, die lückenhaften Erinnerungen einer längstvergangenen Menschheit zu einem sicheren Bilde zu verdichten, und nur die Geologie wagt es noch, aus der Bildung der Erdoberfläche die Kenntniß der Vorzeit herzuleiten, deren merkwürdige Zeugen das Watt in seinen Sand- und Schlamm-massen verbirgt. Indem sie die früheren Erdlagerungen unter der Kleidecke bloßlegte, fand sie eine Torfschicht von

wechselnder Stärke und um die Ueberbleibsel menschlicher Wohnsitze die Reste von untergegangenen Wäldern, Nadelhölzer, Erlen und Birken, umgeworfen und der herrschenden Windrichtung nach gegen Osten liegend. Und indem sie aus den Vorgängen der Gegenwart die Thatsache zu Rathe zog, daß die Entstehung des Moores nur im stagnirenden Süßwasser stattfindet und die Wälder nur in einem Boden Wurzel treiben konnten, den noch nicht die unfruchtbare Salzfluth tränkte, war sie zu dem Schlusse berechtigt, daß es an diesem Gestade einstmals eine Zeitepoche gegeben haben muß, in welcher das Wasser noch nicht bis hierher emporschwoll, in welcher die ganze Landschaft, Wald und Moor, noch über dem Spiegel des Meeres sich erhob.

Damals mag es hier ausgesehen haben, wie noch jetzt auf der hohen Geest. Kieshausen und Wälle von Gletschergeschieben bezeichneten den Rückzug, den die Vereisung Norddeutschlands genommen hatte. In den von den Schmelzwässern gezogenen Furchen rannen Ströme und Bäche dem weiter zurückliegenden Meere zu oder bildeten Sümpfe in den Niederungen, während Haidekraut die höchsten Erhebungen bedeckte. Mächtige Rohr- und Binsfelder umrauschten die an den tiefsten Stellen vorhandenen Binnenseen, welche durch die Ueberbleibsel der absterbenden Vegetation sich allmählig mit einem eigenthümlichen Moor ausfüllten, dem sog. Darg, einer gelbbraunen und reichlich mit Schwefelkies versetzten Masse, die aus diesem Grunde zum Brennen untauglich ist. Zwischen dem Moore lagen Baumstämme, welche der Sturmwind gefällt hatte, namentlich Fichten, die ein

flüssiges Harz aussonderten, welches sich verhärtete und, wenn es von den Meereswellen losgerissen und auf den Strand geschleudert war, einen wegen seines goldigen Glanzes bei den späteren Menschen sehr geschätzten Handelsartikel, den Bernstein, abgab. Da auch Seesalz und eine Reihe von Meeresinfusorien im Darg gefunden sind, so ist anzunehmen, daß bei hohen Fluthen die See in die Oeffnungen trat und die weite Dede überschwemmte. Am Rande des Meeres aber trieben bei Ebbe die Winde den losen Sand landeinwärts und thürmten ihn zu Hügeln auf, wenn irgend eine Hervorragung, ein Stein oder Büschel Haidekraut der Bewegung ein Ziel setzte. So entstand, allerdings noch weiter vorliegend, jener Kranz von Dünen, der vom englischen Canal bis nach Stagenshorn reicht und in den Niederlanden und Sütlund noch unverfehrt erhalten ist, während von der Zuydersee bis Nordfriesland nur eine Kette von Inseln den früheren Zusammenhang ahnen läßt.

Dann trat das erste Phänomen in der Geschichte der Marschenentstehung ein. In welcher Zeit, wir wissen es nicht. Aber das Ereigniß selbst leidet anscheinend keinen Zweifel.

Die Geologie lehrt uns, daß das Verhältniß des Landes zum Wasser auch in den früheren Perioden niemals unverändert festgestanden hat, vielmehr noch in der Neuzeit langsame und nur für Jahrhunderte nachweisbare Schwankungen stattfinden, die nicht auf ein Steigen und Fallen des flüssigen Elementes, sondern auf eine Hebung und Senkung der Continente zurückzuführen sind. Jede Stelle des heutigen Festlandes ist einmal Meeres-

boden gewesen, und auch die gegenwärtige Erdoberfläche ist dadurch, daß sie an einigen Stellen sich hebt, an anderen sich senkt, stetigen Niveauveränderungen unterworfen, deren Folgen sich ausgleichen müssen, insofern, als das zurückgedrängte Meer dort wieder neuen Raum zur Ausdehnung findet. In einer derartigen Wechselwirkung steht Norddeutschland mit der scandinavischen Halbinsel. Hier im Norden bei Hammerfest hat man alte Strandlinien, Reste von Muscheln und Walfischen bis zu 600 Fuß über dem jetzigen Meeresspiegel nachgewiesen und nimmt an, daß die Hebung des Bodens mit einer Geschwindigkeit von 3 bis 5 Fuß im Jahrhundert fortschreitet. Je weiter nach Süden, je mehr schwächt sich die Bewegung ab, bis sie bei Christiania in ihren Gegensatz, die säculare Senkung, übergeht, die sich sodann weiter bis zur Küste der Nord- und Ostsee erstreckt.

So brachte auch damals ein sehr langsam erfolgender Senkungsvorgang die niedrigen Landschaften von der jütischen Küste bis Holland, die theilweise auf leicht zusammenpreßbaren Moorschichten ruhten, unter die Höhe der gewöhnlichen Fluth, sie brachen an dem Rande ab, der noch jetzt die Scheidung zwischen Geest und Marsch markirt, und durch die Lücken in der Schutzmauer, welche der dichter zusammenhängende Zug der friesischen Inseln gegen die See gebildet hatte, drang langsam fluthend das Meerwasser ein und überspülte das Moor und zog den Wald zu sich herab, mit ihnen die fargen Ansiedelungen der Urbewohner zerstörend.

Jetzt beginnt eine neue geologische Periode in der Geschichte unseres Küstenlandes, die der Marschbildung.

Aus den fetten Bestandtheilen des Wassers, mit welchem das Meer und die Flüsse die untergegangene Vegetation bedeckten, wuchs das Alluvium heran und wieder nach langer Zeit war es möglich, daß auf dem versunkenen Lande Leben entstand. Von der Geest aus trieben die Bewohner im Sommer das Vieh auf das vor ihren Wohnsitzen neu entstandene grüne Vorland, und auf den natürlichen Anhöhen oder künstlich aufgeworfenen Warfplätzen siedelten einzelne Familien sich dauernd an. Es bildeten sich jene Zustände, die Jahrhunderte später noch die Römer vorfanden, als sie auf dem Seewege von Holland her über die Ems in das Innere Deutschlands einbrachen. Als Augenzeuge hat uns Plinius eine vielberufene Schilderung von jenen ersten Marschbewohnern entworfen. Hier steigt und fällt der Ocean zweimal binnen Tag und Nacht, einen unermesslichen Landstrich überfluthend, so daß man bei diesem ewigen Kampfe der Natur nicht weiß, ob die Gegend zum festen Lande oder zum Meere gehört. Hier haust das elende Volk auf Hügeln oder künstlich errichteten Warfen, auf die sie ihre Hütten setzen, Schiffenden ähnlich, wenn die Fluth Alles um sie her bedeckt, Schiffbrüchigen aber, wenn sie zurückweicht. Indessen hat der Gegensatz zu seiner eigenen feineren Cultur dem überbildeten Römer etwas zu viel Lebhaftigkeit in seiner Darstellung eingeflüßt oder er meint nur die auf den äußersten Vorposten an der See wohnenden ärmeren Fischer, wogegen sich auf den geschützteren Stellen näher dem Lande zu sicherlich schon viele durch Viehreichthum ausgezeichnete Warftbesitzer fanden, wie noch jetzt auf den Halligen an der friesischen Westküste.

Da nun aber weiter die heutige Beobachtung lehrt, daß das fruchtbare Gebilde des Alluviums nur in einem Gewässer entstehen kann, welches der gewaltsamen Einwirkung heftiger Fluthen und des Wellenschlages entrückt ist, so waren sicherlich damals andere Verhältnisse in der Nordsee vorhanden. Die See muß weniger heftig als heute an der Küste entlang geflossen haben, und jene Dünenreihe am äußersten Rande des Wattes muß besser als jetzt im Stande gewesen sein, dem Andrang der Strömung zu wehren, so daß in dem beruhigten Wasser zwischen ihr und dem älteren Festlande die Marsch entstehen konnte. Auch andere geschichtliche und geologische Zeichen deuten darauf hin, den Grund dieser Erscheinung darin zu suchen, daß die Deffnung des englischen Canals, durch welchen nunmehr die mächtige Fluthwelle des Oceans in die Nordsee tritt, damals noch geschlossen und das deutsche Meer ein ruhiger Binnensee war, welcher nur über Schottland hinaus mit dem Atlantischen Becken in Verbindung stand. Der jetzige Boden des Canals wird von einem vielfach zerrissenen und zackigen Bergesrücken gebildet, der unter dem Meere in der Richtung von Dover nach Boulogne hinstreicht und sodann auf dem französischen wie auf dem englischen Ufer genau in derselben Streichungslinie weiter verläuft. Ueber diesen Bergesrücken müssen einst die Thiere und Pflanzen des Festlandes auch nach den brittischen Inseln gelangt sein und erst später, nachdem diese Besiedelung erfolgt war, kann sich die Straße bei Dover eröffnet haben. Ein weiteres Zeugniß ist aber die zunehmende Breite der Marsch an unserer Nordseeküste von Osten nach Westen. Folglich

muß der südwestlichste Theil der Nordsee, als die breite holländische Marsch sich bildete, der ruhigste Theil derselben gewesen sein, während er jetzt durch die Canalströmung der unruhigste ist. Unter den heutigen Verhältnissen ist die Naturbildung einer Marsch in Holland unmöglich, selbst die Erhaltung des Gebildeten ist nur durch die größten Anstrengungen der Kunst zu erzielen.

In welcher Zeit dann der Durchbruch des Weltmeers erfolgte, das zweite folgenreiche Phänomen in der Geschichte dieser Küste, ist uns nicht aufbewahrt.

Die Römer haben Britannien nur als Insel gekannt und schon in der Mitte des 4. Jahrhunderts v. Chr. schiffte der berühmte Geograph und Seefahrer Pythias von Marseille, als er den bernsteinsuchenden Phönicern folgte, durch den Canal. Die gewöhnliche Bezeichnung dieser allergrößten Fluth ist die der cimbrischen, indem man mit derselben die angeblich dadurch veranlaßte Auswanderung der Cimbern, welche ihre Wohnsitze an der Westküste der jütischen Halbinsel verloren, in Verbindung bringt. Vermuthlich aber hatte der Andrang des Oceans gegen den nur aus leichtem Kreidegesteine bestehenden Höhenrücken die Scheidewand bereits so abgeschwächt, daß sie unter Mitwirkung der entstandenen Senkung des dahinter liegenden Landes nun einem letzten Angriffe wich. Eine ungeheure Fluthwelle ergoß sich über die Nordsee bis zu den Küsten Schleswigs, eine Schicht von Steingerölle, die sog. Steinahl mit sich führend, welche sie über die überschwemmten Küstenstriche hinlagerte. Aus der Höhe dieser Schichten, deren Entstehung in anderer Weise sich nicht erklären läßt, geht hervor, daß diese Fluth

stellenweise bis zu 40 Fuß angeschwollen sein muß, während die stärksten Sturmfluthen in der historischen Zeit sich nur 24 Fuß über dem niedrigsten Wasserstande erhoben. Unter der Steinahl aber sind Gräber mit Resten verbrannter Leichen, Thongefäße zc., gerade wie in den Kreisgruben des Jaderbusens, gefunden, zum Zeichen, daß jene Landstriche bereits von einem höher entwickelten Volke bewohnt waren.

Und so gelangen wir über dunkle, unheimliche Katastrophen, über das versunkene Moor und den umgestürzten Wald, welche der Schlamm des Meeres unter seiner schützenden Decke barg, über den Sturm und das Erdbeben, welche die Klippe zwischen England und Frankreich sprengten, bis an die Schwelle der Zeit, der wir Lebenden angehören. Der Durchbruch des Canals ist das letzte, für die Gliederung unserer Küstenlande so wichtige Ereigniß. Die ruhige Nordsee hat das Weltmeer zu sich hereingelassen und ist ein tieffströmendes, gefährliches Gewässer geworden. Die Küste hat sich zu einem feuchten Nebelgestade verwandelt, an welchem der heftige Seewind den Baumwuchs unterbindet. Die Leidensgeschichte der Marsch nimmt ihren Anfang.

Verschwunden sind in jener Fluth bereits die am weitesten vorliegenden Ortschaften an der Jade- und Wesermündung, deren Name uns noch in den Sandbänken Mellum, Wineroldenoog, Hochdünkirchen zc. erhalten sind, über welche bei hohem Wasser der Küstenfahrer seinen Weg sucht und auf welchen Leuchttürme und Baken dem Schiffer auf See die gefährliche Nähe des Landes ankünden. Aber noch hatte die Marsch einen viel größeren

Umfang als gegenwärtig und der weite Busen der Tade war damals nur ein unbedeutendes Sumpfgewässer. Eine Reihe von Dorfschaften war auf dem neuen Lande entstanden. Noch saßen die Landbauer wie ihre Vorfahren auf hohen Hügeln. Aber es war nicht mehr das elende Volk, welches uns Plinius mit soviel Mitleid schildert. Der Dänische Geistliche und Historiker Saxo, der wegen seiner Gelehrsamkeit und seines schönen Lateins den Beinamen Grammaticus erhielt, erzählt von den Westfriesen des 12. Jahrhunderts, daß ihr Land reich an Korn und Vieh sei, daß die kleinen Deiche aber dasselbe vor Ueberschwemmungen nicht zu schützen vermöchten und man zur Sommerzeit mit dem Pfluge, zur Winterzeit mit Schiffen darüber fahre. So wird es auch an unserem Küstenstriche ausgesehen haben, über welchen sich jetzt allmählig ein helleres Licht verbreitet.

War es das Erträgniß der üppigen Weide oder das reiche Korn, welches dem Ansiedler die jungfräuliche Erde lieb und werth machte, oder die mit einer gewissen Regelmäßigkeit auftretende Erscheinung, als ob ein unsicherer Boden und Seßhaftigkeit der Bewohner, ein von Alters her befestigtes Gebiet und unaufhörlicher Umzug oder Auswanderung der Bevölkerung sich gegenseitig bedingen, wir finden seitdem keine Zeit, in welcher dieses durch stetige Erschütterungen bedrohte Gebiet nicht von einer und derselben Völkerschaft bewohnt gewesen wäre. Sie werden von den Römern die Chauken genannt und als kleine Chauken zwischen Ems und Weser und große Chauken zwischen Weser und Elbe unterschieden. Tacitus bezeichnet sie als einen der edelsten Stämme. Im 7. bis zum



11. Jahrhundert treten die Chauken, nachdem ein großer Theil des Volkes nach England ausgewandert war, unter dem Namen der benachbarten und nahe verwandten Friesen auf, die in der jetzigen holländischen Provinz Friesland wohnten. Unter dieser Bezeichnung hat sodann der Gesamtstamm seit dem Mittelalter den schmalen Uferstrich längs der Nordsee von Tondern bis Brügge an sich genommen, überall von dänischem, sächsischem und fränkischem Lande in die See gedrängt, die ihn zu verzehlingen droht. Unter den deutschen Volksstämmen ist er, mit alleiniger Ausnahme des thüringischen, bei Weitem der kleinste, wenn er auch eine besondere Wichtigkeit insofern in Anspruch nimmt, als er den Uebergang von den südgermanischen Stämmen zu den in Scandinavien sesshaft gewordenen Blutzgenossen bildet. Von derber, breitschulteriger Gestalt, die ihn wesentlich von seinem hageren sächsischen Nachbarn auf der Geest unterscheidet, von röthlichem Haar und rosigem Gesicht, repräsentirt der Frieze in seinem Körpertypus bekanntlich am reinsten und nahezu unvermischt die altgermanische Race, wie deren Merkmale von den römischen und griechischen Schriftstellern angegeben werden.

Diese Friesen sind es, welche auf dem gesenkten und durch den nahe gerückten Ocean doppelt bedrohten Terrain jetzt den Wettstreit mit dem Meere beginnen. Von einem wirklichen Deichbaue kann man indessen erst reden, wenn die Schutzbauten eine solche Höhe erreicht haben, daß sie auch die Winterfluthen von dem Lande abhalten, was in Verbindung mit den gleichzeitig erforderlich werdenden Abwässerungsanstalten einen gewissen Stand der

Technik und einigermaßen geordnete gesellschaftliche Zustände voraussetzt. Die Sage von dem oldenburgischen Grafen, der schon im 10. Jahrhundert an der Tade einen großen kupfernen Siel, den Schlieker Siel, angelegt haben soll, ist wenig glaubhaft und wenn das Stedingerland erst zu Anfang des 12. Jahrhunderts eingedeicht ist, so werden die planmäßigen Bedeichungen auf den gefährlicheren Strecken im Fever- und Butjadingerlande auch nicht früher begonnen haben, womit auch die obige Bemerkung des Sazo Grammaticus übereinstimmt.

Nunmehr aber will der Mensch sein Land behaupten und dadurch entsteht an dem ganzen Küstensaume der Nordsee jener beständige Wechsel, jenes Vordrängen dort und Zurückweichen hier, jenes Spiel ohne Gleichen mit dem Einsatze zahlloser Menschenleben, die nicht für eine Idee den heroischen Tod erleiden, dankbaren Nachkommen ein Gegenstand der Verehrung und des Vorbildes, sondern resignirt im ungleichen Kampfe einem erbarmungslosen Elemente zum Opfer fallen.

In diesem Kampfe hat sich die Charakteranlage des Volkes gebildet, die Ruhe und Besonnenheit im Handeln, die Kargheit der Rede und der geringe Schwung der Phantasie, dagegen die Neigung für die Verstandeswissenschaften, namentlich die Mathematik, der mit Troß gepaarte Freiheits Sinn und die Anhänglichkeit am Alten. Niemals hat ein Geistlicher hier einen Zehnten erhoben. Kein unverheiratheter Priester ist je geduldet. So gering war die Empfänglichkeit für die schöne Mystik des katholischen Christenthums, daß die Märtyrer und Heiligen desselben auf die Sinnesart dieser Menschen nie Einfluß

gewannen und nicht einmal die hergebrachten altheidnischen Namen zu verdrängen vermochten. Seine alte Sprache und Sitte, sein altes Recht hat das Volk noch behauptet, als im übrigen Deutschland schon längst neue Bildungen entstanden waren, und erst gegen Schluß des Mittelalters erging es der Freiheit in Friesland wie anderswo, indem sich aus den einheimischen Richterfamilien despotisch veranlagte Häuptlingsgeschlechter entwickelten oder benachbarte Dynasten die unabhängigen Landgemeinden unterwarfen. Dieser Kampf war endlich auch die Ursache, daß der friesische Stamm, umgeben von der gewaltigen Erscheinung des Oceans und fortdauernd gezwungen, Leben und Erwerb gegen seine zerstörende Kraft zu schützen, zu einem politischen Zusammenschlusse nie gelangte, ganz abseits der deutschen Entwicklung stand und, abgesehen von einigen particularen Rechtsinstituten eigenthümlicher Art, für die Gestaltung des modernen deutschen Staats mit seinen Freuden und Leiden, seinen Licht- und Schattenseiten nie einen Beitrag geliefert hat.

Die eigentliche Geschichte der Sturmfluthen an diesem Theile der Nordsee beginnt mit dem 13. Jahrhundert. Bis dahin hatten die nordfriesischen Inseln, die fast den ganzen Raum zwischen Helgoland und der schleswigschen Halbinsel ausfüllten, den unter der jütischen Küste herkommenden Fluthstrom von der Elbe- und Wesermündung abgehalten. Als aber diese Vormauern zerbröckelt waren, drang mit den Nordwestwinden das gefährliche Wasser auch gegen die hier belegenen Marschen vor.

Mit der Marcellusfluth von 1218 hebt an der Sadeküste im friesischen Küstringen die Zerstörung an.

Einen zusammenhängenden Abschluß gegen die See wird es dort noch nicht gegeben haben, da das Terrain zum größten Theile zum Weserdelta gehörte, welches, von den hohen Geestrücken begrenzt, nach Bremen hinunterreichte und sich allmählich mit den Alluvionen der See und des Flusses und Moorbildungen ausgefüllt hatte. In diesen weiten Busen ergoß sich, zertheilt durch vielfache, mit Kirchdörfern besetzte Inseln, die Hauptmasse des Stromes weiter westlich als jetzt zum Meere und nahm an der Tade das Wasser von den Anhöhen bei Barel, Zetel und Driefel in sich auf. In der genannten Fluth soll der östliche und südliche Theil des Tadebusens eingerissen sein, die Kirchspiele Tadeleh, wo die Grafen von Oldenburg nach der Tradition der Rasteder Mönche ein sagenhaftes Stammschloß besaßen, Wurdeleh, Arngast, Dangast, Olde-Ellens und das Land beim Hoben. Zur Wiedergewinnung des Verlustes waren die Einwohner zu schwach und die erst im Entstehen begriffenen Deichbände noch zu wenig organisirt, sodaß Rüstingen durch eine breite Rinne in zwei Theile getrennt blieb und man den östlichen Theil fortan das Land buten der Tade nannte.

Mehrere Jahrhunderte waren nach diesem Landverluste verhältnißmäßig ruhig verlaufen, als im Jahre 1509 noch einmal eine große Fluth in Friesland einbrach und die Deiche zerstörte, sodaß das Land voll Wasser stand und verdarb. Auch in Rüstingen war die Noth groß und jedes Kirchspiel mußte einen Kahn halten, um die gefährdeten Bewohner mit Lebensmitteln zu versehen. Im Jahre 1510 hatte man mit großer Mühe die Deiche

wieder aufgerichtet. Jedoch noch in demselben Jahre vernichtete eine abermalige Sturmfluth am St. Magnustage, dem 6. September, das Menschenwerk.

Im nachfolgenden Winter 1511 war eine große Menge Eis gefroren und als dasselbe gegen St. Antonius, den 17. Januar, bei heftigem Sturmwind aufbrach, stürzte das Wasser, mit Eisschollen untermischt, über die schwach gewordenen Schutzwehren. Die Häuser wurden niedergeworfen, das Vieh ertrank und die Menschen trieben auf Dächern bis nach Butjadingen und Moorriem hinein.

Das Unglück traf hauptsächlich die rüstringischen Kirchspiele im Süden Seeverlands, Sande, Seedick, Ahme, Oldebrüggen, Bordum, das Kloster Havemönniken, Hoppens und Insmerhave. Durch die Wehlen in den zerrißnen Deichen drang jetzt bei jedem Hochwasser die See, riß Braken ein und grub sich tiefe Baljen. Trogdem hätte Rüstingen gerettet werden können, wenn ein kräftiges Regiment vorhanden gewesen wäre, welches die in sich uneinigen Kirchspiele zu energischer Deicharbeit angeleitet hätte. Noch hielten sich trotzig auf hohen Warfen inmitten des der See geöffneten Terrains viele Landbesitzer, und höher gelegene Flächen wurden während des Sommers im Grünen fortgenutzt. Aber auch diese Stellen schmolzen immer mehr dahin unter den täglichen Einwirkungen der ein- und ausströmenden Fluth. Am 19. April 1511 war Edo Wiemken von Seever gestorben und die zu Regenten eingesetzten Männer aus den Häuptlingsfamilien des Landes dachten weniger daran, für die nachgelassenen Kinder und die Herrschaft zu sorgen, als

sich selbst zu bereichern. Nur auf beiden Seiten der gleichfalls eingerissenen Wade gelang eine Vereinigung der Deichinteressenten, sodaß hier ein großer Landgewinn die Folge war. Auf der Sander Seite dagegen stockte alle Arbeit unter dem Eigennuz der Junker und dem Hader der Gemeinden, und als man sich gegen 1530 endlich zur Wiederaufrichtung der Deiche entschloß, war man genöthigt, die erste Deichlinie bis unmittelbar an das auf einer Sanddüne gelegene Dorf Sande hinein-zurücken.

Denn in unheimlicher Thätigkeit hatte das Meer auf dem preisgegebenen Boden die Zerstörung fortgesetzt, bald nagend, bald unterwühlend, bald im Kleinen das Erdreich lockernd, bald in mächtigerer Strömung es flächenweise abreißend. Aus den verlassenen Gotteshäusern wurden die Materialien von Wert veräußert und zu Schiffe abgefahren. Das Holz aus den Kirchen zu Bandt und Bordum fand Verwendung bei dem neuen Maadesiele, die Glocke aus Bandt wurde nach Lettens verkauft. Die Ahmer Kirche wurde von den Regenten abgebrochen und aus der zu Oldebrügge holten Oldenburgische Unternehmer die Steine ab, um sie für den Neubau der Lamberti-kirche zu benutzen. Als nach ungefähr 19 Jahren die Deiche wieder standen, hatte auch auf dieser Seite der Sade das Meer sich zu einem großen Busen vertieft und erweitert.

\* \* \*

In dem Plane der Natur ist es gesetzt, daß dieselbe Kraft, die tödtet und zerstört, in anderer Form neues

Leben oder Wachsthum fördert. Dieselbe See, die vom Sturme gegen die Küste gepeitscht in den Leib ihres Widerfachers tiefe Wunden schlägt, ist die stille Arbeiterin, die Atome löst und bindet, aus denen über den Narben nochmals frische Erde emporwächst. Dieselbe Fluth, die zur verderblichsten Höhe aufsteigt, wenn Sonne und Mond, in gerader Linie zur Erde stehend, mit verdoppelter Schwere auf das leicht bewegliche flüssige Element wirken, ist die unermüdliche Trägerin, welche diese Atome zum Lande spült und über das unfruchtbare Moor oder den Sand hinlagert.

Dieser ewige Wechsel von Leben und Vernichtung, Entstehen und Vergehen, zieht sich vom Meere den Fluß hinauf bis an das Gebirge und vom Gebirge hinunter denselben Lauf bis zum Meere. Der Bach, der zur Zeit der Schneeschmelze über seine Ufer tritt und Verderben ringsum im Thale austreut, rundet und zerkleinert die Steinblöcke, die sein Bett beengen. Der Fluß, der sich gemächlicher in der Ebene ausbreitet, verarbeitet das Gerölle schon zu gröberem Sande, aus denen er zum Nachtheile der Schifffahrt Untiefen bildet, aber auch manche passende Anlandung dem Landnachbarn zuführt. Und jetzt wälzt sich das feinere Geschiebe als Lehm oder Thon in gelben Massen zum Meere hin, welches zu den erdigen Bestandtheilen des Flußwassers die vielen aufgelösten und in Verwesung befindlichen Stoffe, die zerriebenen Kalk- und Kieselschaalen der mikroskopischen Seethiere fügt, von denen alle Tropfen seines eigenen Wassers wimmeln. Mit jedem Aufsteigen der Fluth und jedem Fallen der Ebbe wiederholt sich namentlich auf der Strecke,

wo das süße und das salzige Wasser sich mischen, die Ausscheidung der Sinkstoffe, das Spiel der chemischen Affinitäten, die Bildung jenes überaus fruchtbaren Schlammes, gemengt aus dem Staube des Gebirges und den organischen Ueberresten des Meeres, welchen die Strömung weiter bis zur See hinunterschwemmt und weiter den ganzen Küstenstrich entlang trägt.

Gebrochen und abgeleitet durch die Inseln und die höheren Theile der Wattenselder dringt nun die Fluth langsam zum Festlande vor und in die Buchten hinein, und wenn sie innerhalb 24 Stunden zweimal ihren höchsten Stand erreicht hat, hört eine Zeit lang jede Bewegung auf. Dann senkt sich der graue Schlamm wie eine Wolke zum Boden und seine Schwere verhindert, daß das ablaufende Wasser ihn wieder mit fortzieht. Die Stauzeit ist somit die eigentliche Geburtsstunde der Marsch. Je weniger die Ruhe in diesem Momente durch widrige Winde oder bewegtes Wasser gestört wird, je erheblicher ist die Ausscheidung des Schlammes. So legt sich Schicht auf Schicht, und wenn sie getrocknet sind, kann man sie blätterweise von einander nehmen und den Fortgang der Aufschlickung verfolgen. Nicht in Wochen oder Monaten, aber doch in Jahren wächst allmählich das Land aus dem Meere hervor, eine kostbare Gabe, mit der es vergilt, was es anderswo geraubt hat.

So vollendet sich der Bildungsgang der Natur. Die mechanische Kraft des Wassers, welche den Stein in Erde verwandelt und aus vielen Elementen von nah und fern den Meeresschlamm gebildet hat, ist es, die hier wieder das Feste aus dem Flüssigen scheidet und die von den

Bergen hergeschwemmten Brocken, untermischt mit einigen Zuthaten, am Ufer als Alluvium ansetzt.

Wenn im Sommer andauernd große Ebben geherrscht haben, ziehen sich kaum sichtbare Fäden über den Schlick und der grüne Schimmer der Algen verräth den Anfang des vegetabilischen Lebens. Hat der Anwuchs eine solche Höhe erreicht, daß er sich vielleicht noch ein Fuß unter der ordinären Fluth befindet, so ist der Quendel oder Krückfuß die erste Pflanze, die sich auf dem rohen noch unbenarbtten Seeschlamme ansiedelt und als erster Repräsentant der Landflora von ihm Besitz ergreift. Weit ins Meer hinein wagen sich einzelne dieser Pflanzen und strecken der Fluthwelle ihre blanken cactusähnlichen Nester entgegen, mit denen sie die Schlammtheile des Wassers auffangen, um sie nachher zur Ebbezeit getrocknet wieder fallen zu lassen. Mit der wachsenden Bodenhöhe stehen sie landeinwärts immer dichter, bis die tägliche Fluth den Strand nicht mehr bedeckt. Dann stirbt der Quendel ab und ein Durcheinander von Salzpflanzen erscheint, eine Zwischenstufe zwischen der vordringenden Region des Quendels und der Flora des festen Landes. Noch fehlen Gräser und Kryptogamen gänzlich, Grasnelken, die Strandaster, an der Tade Züddig genannt, und der Wermuth, mit welchem der Marschbewohner seinen Branntwein als Präservativ gegen Fieber würzt, überziehen mit schmutzigem Grün und kleinen Blüthenstengeln den Boden.

Aber schon ist das neue Vorland landwirthschaftlich nutzbar geworden. Die höheren Stellen bedeckt ein dichter Teppich des Scerispengrases, des Andels, einer unscheinbaren Grasart mit kriechender Wurzel und nacktem

Stalm, welche im getrockneten Zustande eine schmutzig gelbe Färbung annimmt und in ihrem unscheinbaren Aeußern nicht den hohen Futterwerth verräth, der beim Pferde dem des Hafers gleichgeschätzt wird. Der Eigenthümer des Grodens, die Landesregierung, die in den Zeiten der Regalität sich des Rechtes auf den Anwuchs bemächtigt hat, kann nunmehr aus dem Groden hohe Pachten ziehen. Der Andel wird Ende August gemäht, oder, wo die Zufuhr von süßem Wasser möglich ist, auch geweidet. Kleine Wirthschaften haben oft ihre ganze Existenz auf die Pacht von Andelparcellen gegründet und selbst die größeren Höfe ergänzen dort ihr Grünland, worauf sie mehr altes Land binnendeichs unter den Pflug nehmen können. Aber noch sind die hohen Fluthen gefährlich, welche den Andel mit Schlamm überziehen, wenn er nicht rechtzeitig gleich nach dem Mähen auf den Deich in Sicherheit gebracht wird, oder die weidenden Schafe wegtreiben, welche, statt wie die Pferde und Rinder nach der schützenden Höhe zu entfliehen, sich rathlos zusammendrängen, bis das Wasser ihnen über die Köpfe geht.

Ist der Groden so hoch geworden, daß die Ueberfluthungen seltener werden und das Regenwasser ihn ausfrischen kann, so verlieren sich die Strandgewächse und machen den Marschpflanzen Platz, weil mit der Salzigkeit des Bodens die Bedingung ihres Daseins abhanden geht. Ein saftig grüner Rasen erscheint und dazwischen siedelt sich der weiße Klee an, ein untrügliches Zeichen, daß der Groden reif ist, wie man sagt, daß das dem Meere durch die vereinte Thätigkeit des Niederschlages und der Vegetation abgerungene Land mit einem Deiche

zu umziehen und als Ackerland aufzubrechen ist. Tritt im Verlauf der Jahre der unglückliche Fall ein, daß die See den Damm zerreißt und das neue Land überströmt, so werden in kurzer Zeit alle Pflanzen des Binnenlandes zerstört und der Andel, der Bermuth und die Meerstrandkräuter beziehen wieder ihr altes Gebiet.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß, wie die Epoche der großen Sturmfluthen, so auch die massenhafte Schlammansetzung an unserer Küste einer gewissen Periodicität unterworfen ist, die auf bis jetzt noch unbekanntem siderischen Einflüssen beruht. Gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts wenigstens entsteht im ganzen Umfange der Nordsee eine große Hinneigung zur Grodenbildung, ohne daß eine äußere Aenderung in den Verhältnissen des Meeres wahrnehmbar ist. Die beiden genannten, für das einheimische Litoral bemerkenswertheften Fluthen von 1219 und 1511 hatten gegen die See vieles Land zerstört, aber auch die Verschlammung in den Armen der Weser vorbereitet, welche zu jener Zeit Butjadingen durchzogen. Jetzt erhält aus ihrer allmählichen Abdämmung und durch die Einschließung des Stromes in seinen östlichen Arm die Halbinsel ihre gegenwärtige Gestalt. An der westlichen Seite des Jadebusens von Mariensiel bis zum Kirchspiel Jade, die gegen die vorherrschenden Westwinde geschützt lag, wird in rascher Aufeinanderfolge ein Groden nach dem andern gewonnen. Triumphirend rückt der Mensch auf dem Felde, wo er 1511 den Kampf gegen die See verloren hat, wieder vor und ringt der Wüstenei des Wattes Fläche an Fläche ab, die unter seinem fleißigen Anbaue sich alsbald in fruchtbares Culturland ver-

wandelt. So geschah es, daß der Jadebusen die Stätte nicht nur der wilden Zerstörung, sondern auch der segensreichen Arbeit geworden ist, mit welcher das Meer still, aber unablässig den Anwuchs an dem abgebrochenen Ufer anhäuft und der Mensch sich erfolgreich müht, die angebotene Gabe unter den Schutz der von ihm aufgeworfenen Deiche zu bergen.

Seit Anfang dieses Jahrhunderts begann man, der natürlichen Alluvion auch durch künstliche Vorrichtungen nachzuhelfen. Hier ist das Hauptfeld des sog. Wattenbaues. Man schießt lange Gruppen in den frischen Anwuchs hinein und verbindet sie durch Quergruppen, um die an- und auflaufenden Wellen möglichst zu besänftigen und sie zu zwingen, den feinen Klei am Rande des Grodens abzusetzen. Das bedeutendste Werk war jedoch der Anfang der fünfziger Jahre begonnene Durchschlag nach den oberahniischen Feldern, eine große Schlenge die man vom Deiche aus bis zu jenen Resten des alten Marschlandes zu legen beabsichtigte, um die heftige Strömung des Ahnerewiers zu unterbinden und durch den dadurch hervorgerufenen Anwuchs die Felder mit dem festen Lande wieder in Verbindung zu setzen. Das Werk hat verhältnißmäßig große Opfer gekostet und in Bezug auf seine Rentabilität vielfache Anfechtungen erfahren, zumal einige technische Versuche mit neuen Schlengeconstructionen sich nicht bewährten. Es ist nicht vollendet worden, weil man aus der Landfestmachung einer so großen Fläche Störungen für das Wilhelmshafener Fahrwasser befürchtete. Dieses wird durch die Kraft der aus der Jade herausströmenden Ebbe offen gehalten, durch die

Einengung der Ufer wäre aber die Aufnahmefähigkeit des Busens für die hereinkommende Fluth gemindert worden, woraus sich ebenfalls eine geringere Wassermenge für den Ebbestrom ergeben hätte. Die widerstreitenden Interessen sind nach langwierigen Verhandlungen und Untersuchungen durch das Reichsgesetz vom 19. Juni 1883 dahin ausgeglichen, daß der Zuschlag auf Kosten des Reiches wieder beseitigt und die seitherigen Baukosten zum Betrage von 830 552 *M* Oldenburg ersetzt wurden. Auch die späteren Landgewinnungen an der dortigen Küste bleiben einigermaßen in Frage gestellt, indem alle Eindeichungen und alle Anlagen zur Beförderung der Schlickablagernng in einer bestimmten Entfernung über das Vorland der jetzigen Winterdeiche hinaus von der Genehmigung der Marinebehörde abhängig gemacht sind, die zunächst untersuchen wird, ob durch die Anlage etwa Schaden für das Fahrwasser des Kriegshafens oder die Wassertiefe entstehen könnte.

Die gewöhnliche Annahme ist, daß von den an den oldenburgischen Uferstrecken seit dem 13. Jahrhundert weggeschwemmten 7 □ Meilen ungefähr 6 □ Meilen wieder gewonnen sind. Noch bedeutender aber war der Anwuchs an anderen Stellen der Nordsee, z. B. am Dollart. Hier hatten die Fluthen seit 1219 eine Fläche von 7 □ Meilen begraben, worauf sich eine Stadt, drei Flecken, fünfzig Dörfer und reiche Klöster befanden. Aber diejenige Fluthströmung der Nordsee, die von Norden herunterkommt und, durch das Wasser der Elbe und Weser verstärkt, eine kreisende Bewegung von Osten nach Westen gegen die friesische und holländische Küste hin bewirkt,

war die Ursache, daß der Landgewinn hier noch rascher und umfangreicher als an der Jade hervortrat. Durch diese Strömung wurden die Sinkstoffe verhindert, sich ganz an der jütischen und schleswigischen Küste oder an der Elbe und Weser abzusetzen, und gerade ihre edelsten und feinsten Theile wurden weiter gegen Westen getrieben. So entstand an der Ems jener Anwuchs von unerschöpflicher Fruchtbarkeit, jene Polder, die seit ihrer Eindeichung noch keinen Dünger gesehen haben, im Sommer ein wogendes Meer üppiger Saaten, fast nirgends Grün- oder Brachland, wo die ganze Bearbeitung nur darauf hinzielt, den überkräftigen Boden zu bändigen und zu zähmen. Was ist aber auch dieser Segen gegen die wuchernde Fülle der Natur in den Alluvien unter südlichen Breitengraden, was gegen den Nil, der mit dem aus den Hochthälern Abyssyniens mitgeführten Schlamme alljährlich aufs Neue die Ländereien an seinen Ufern befruchtet, was gegen die reichen Deltas an den Ausflüssen des Mississippi, des Amazonenflusses, des Ganges oder der großen chinesischen Ströme, wo unter der Gluth der tropischen Sonne die Intensität der Schlammerzeugung sich unendlich vervielfacht!

\* \* \*

Der heutige Marschbauer wohnt sicher auf dem Grunde, um welchen seine Ahnen mit Darangabe von Hab und Leben kämpfen mußten. Er schläft ruhig hinter dem güldenen Bande, das die fruchtbare Landschaft umzieht, und gedenkt kaum der hangen Nächte, die sein Vorfahr auf einsamer Warft verbrachte, wenn der Sturm die gefährliche Fluth gegen den schwachen Schutzwall

heranpeitschte. Wollte man eine Rentabilitätsberechnung für den heutigen Marschboden aufstellen und genau den Geldeswerth jener Opfer buchen, die seine Erhaltung im Laufe der Jahrhunderte erfordert hat, so würde manche Strecke, vielleicht die ganze Marsch sich kaum als besserer Zinszahler darstellen, als die magerste Geest. Aber der Generation, die im Kampfe mit einem übermächtigen Gegner zu Grunde gegangen war, folgte alsbald eine andere, die auf dem trocken gelegten Terrain rasch wieder zu Wohlstand gelangte und sich nicht weiter um die Verluste grämte, welche Andere auf demselben Boden zu erleiden gehabt hatten.

Die Sicherheit, welche der heutige Deichbau gewährt, wird als eine absolute zu betrachten sein, so lange nicht eine unerwartete Veränderung in den Verhältnissen dieser Küste eintreten sollte. Und doch liegt die Zeit nicht lange hinter uns, seit welcher wir ein derartig stolzes Wort auszusprechen wagen dürfen, und eine Reihe von bitteren Erfahrungen waren nothwendig, um Technik und Organisation des Deichbaues auf die gegenwärtige Höhe zu führen. Nicht die Natur, sondern die Menschen haben sich geändert, nicht der Angriff ist schwächer, sondern die Vertheidigung zäher und planvoller geworden. Die Fluth von 1825 wird von dem Ostfriesen Ahrends für die höchste gehalten, die je seit historischer Zeit an unserer Küste aufgestiegen ist, und doch hat sie nur mit Privatdeichen versehene Groden geschädigt und an den Hauptdeichen sich ohnmächtig gebrochen.

Die Schule der oldenburgischen Deichbau-meister, die im 18. Jahrhundert mit den Münnichs

und Hunrichs beginnt und im folgenden sich zu den Nienburgs und Peters fortpflanzt, hat die Sicherheit einer Deichanlage nicht nur in ihrer Stärke und guten Unterhaltung, sondern auch in der Verbindung mit dem Uferbau gesucht, der zu jener Zeit neu aufkam und seitdem als der eigentliche Prüfstein für die an sich ja sehr einfache Kunst des Deichbaues gilt. Die erste Vertheidigungslinie liegt deshalb bereits unten am Groden, nicht erst am äußeren Deichfuß. Man sucht durch Schlingen oder Steinbermen dem Deiche ein genügend breites Vorland zu erhalten, damit die anstürmenden Wellen sich auf demselben brechen und in ihrer Gewalt schon vor dem Anprall an das eigentliche Bollwerk geschwächt sind. Als ein Meisterwerk in dieser Beziehung steht die von H. C. Peters in den vierziger Jahren hergerichtete Berme vor dem Schwarder Einlagedeich an der gefährdetsten Ecke des Butjadingerlandes da, durch welche es gelungen ist, einen im Laufe eines Jahrhunderts bereits dreimal zurückgelegten Deich auf leichtem, mit groben Sand und Kalkschalen durchsetzten Boden ein für allemal in Sicherheit zu bringen. Aber auch die größte Kunstfertigkeit würde auf diesem Gebiete wenig erreichen, wenn ihr nicht andauernd die materiellen Mittel an Geld und Arbeitskraft zu Gebote stehen. Hier hat die neueste Gesetzgebung eingesezt und durch eine umfassende Regelung der Deichlast und der Deichverbände den jetzigen, sowohl der Gerechtigkeit als der technischen Zweckmäßigkeit entsprechenden Zustand angebahnt. Indem sie den aus den früheren Jahrhunderten überkommenen Mißbräuchen der Deichfreiheiten ein Ende setzte, hat sie mit dem Grundsatz

Ernst gemacht, daß alles unter dem Schutze der Hauptdeiche liegende Binnenland die Kosten aller zum Zwecke des Deich- und Sielwesens gemeinschaftlichen Anstalten zu tragen hat: kein Land ohne Deich und kein Deich ohne Land. Indem sie die kleineren Interessentenschaften zu größeren Verbänden vereinigte, hat sie für eine Ausgleichung der Deichlast und vermehrte Leistungsfähigkeit des pflichtigen Verbandes gesorgt. Indem sie darauf hinwirkte, daß an Stelle des Schlendrians der Pfanddeichung die Communiondeichung trat, nach welcher eine vorkommende Last von allen Genossen gemeinsam getragen wird, hat sie die Grundlage geschaffen, auf welcher die Gleichmäßigkeit der Deichunterhaltung und die Wirksamkeit der staatlichen Controlle im Wesentlichen beruht. Ein so originales und bewährt befundenes Gesetz, wie die Deichordnung für das Herzogthum Oldenburg von 1855, enthält die Aufzeichnung dieses neuen Deichrechtes und ist mit seinem genau geregelten, zuverlässig arbeitenden Apparate die Bürgschaft, daß wir glauben dürfen, nunmehr der Marsch, an Betriebbarkeit und Steuerkraft das Fundament unseres Staates, eine feste Grenze gegen See und Fluß aufgerichtet zu haben.

Auch aus früheren Jahrhunderten wird von mancher großen That berichtet, durch welche eine gefährliche Deicharbeit vollführt oder eine fruchtbare Landstrecke der Cultur gewonnen wurde. Es ist natürlich, daß sich in dem Gedächtnisse unserer Küstenbevölkerung derjenige ein treues Andenken bewahrte, welcher sich der Förderung eines so nationalen, für den Wohlstand des Landes und den

Reichthum des Fürsten gleich bedeutungsvollen Werkes angenommen hatte. Eine der mühseligsten Bedeichungen, welche an der oldenburgischen und ostfriesischen Küste je unternommen wurde, haben in den Jahren 1593 bis 1615 die Grafen Johann XVI. und Anton Günther an der Westseite des Jadebusens bei Ellens und Oberahm zu Stande gebracht. Sie legte die Grundlage für den späteren, so beträchtlichen Landerwerb an dieser Strecke, ihr von Wechselfällen der verschiedensten Art unterbrochener Verlauf hat über zwei Jahrzehnte das Land in Spannung erhalten, ihr schließlicher Erfolg ist ein Zeichen sowohl für die Kühnheit des Planes, als die Zähigkeit seiner Ausführung.

Vor den Geestvorsprüngen bei Barel, Steinhausen, Driefel und Zetel lag eine bis dahin unbedeicht gebliebene Niederung, durch welche von dem hohen Lande das Wasser in die Jade abfloß und jeden Tag die Fluth durch die vielen Bäche weit hinein in die Geest aufstieg. Ging man dann nach Norden weiter, so kam man auf eine große Wattfläche, das Terrain der in der Antonifluth von 1511 weggeschwemmten Kirchspiele. Nur einige Sandinseln hoben sich als Ueberreste des alten Landes hervor, zunächst am jetzigen Steinhausersee Hiddels, sodann Ellens und zuletzt Oberahm. Auf ihnen befanden sich noch Reste der alten Kirchen und einige Warffstellen. Von einander und dem festen Lande waren sie durch breite Baljen getrennt und zwischen Ellens und Oberahm ging eine tiefe, breite Strömung, das schwarze Brack, welches in der späteren Eindeichung eine so verhängnißvolle Rolle spielen sollte.

Am 20. Februar 1575 war Fräulein Maria, die letzte angestammte Fürstin des Severlandes, gestorben. Um alle Ansprüche Ostfrieslands auf ihren vielbestrittenen Besitz zu beseitigen, hatte sie die Grafen von Oldenburg zu ihren Erben eingesetzt und schon einige Jahre vor ihrem Tode, als sie sich krank fühlte, dem Grafen Johann XVI. von den Bürgern und Landleuten huldigen lassen. Dieser letztere hatte sich bereits durch mannigfache Unternehmungen im Deichwesen bekannt gemacht, weshalb ihn die gleichzeitigen Geschichtsschreiber mit dem Ehrentitel: des Heiligen Römischen Reiches Baumeister an der Seekante, auszeichneten. Er hatte den Hoben bei Seefeld, eine alte Einbuchtung der Tade, viele Groden im Butjadingerlande bedeicht und setzte später diese nutzbringende Thätigkeit im Severlande fort, wo er das Land bei Garmis und beim Hoop gewann. Damals waren die Grafen selbst die Oberdeichgräfen und auch der Kanzler und seine Rätthe mußten sich auf diese Wissenschaft verstehen, um als Unterdeichgräfen, allenfalls mit Zuziehung der kundigen Bögte, die wichtigsten Anordnungen treffen zu können. Keines seiner Werke aber lag Johann mehr am Herzen, als der lange Damm bei Ellens. Der Einbruch an der westlichen Seite der Tade durch die Antonisluth hatte seine Herrschaft Sever von den oldenburgischen Grafschaften getrennt, sodaß man, um nach Sever zu gelangen, Ostfriesland berühren mußte. Gerechtfertigt war daher sein Wunsch, durch eine Bedeichung hier die unmittelbare Verbindung zwischen Oldenburg und Sever wieder herzustellen und zugleich eine große Fläche neuen Landes dem Meere zu entreißen.

Nachdem die einleitenden Deichzüge in der Einbuchtung bei Driefel und Zetel gelegt und auch die oben erwähnten, nördlich belegenen Inseln landfest gemacht waren, konnte man 1597 daran gehen, den ersten Theil des Verbindungsdammes durch das unbegrünte Watt von Steinhauersiel über Hiddels nach Ellens zu legen, womit der Grundgedanke des bisher mit Rücksicht auf den friesischen Nachbarn geheim gehaltenen Planes zu Tage trat.

In demselben Jahre erhob Graf Enno von Ostfriesland, der über den Anfall Jever's an Oldenburg aufs Höchste erboßt war, Einspruch gegen die Eindeichung und seit 1599 schwebte der Proceß bei dem Reichscammergericht zu Speyer, um für die nächste Zeit seinen lähmenden Einfluß auf den Fortgang der Arbeiten auszuüben. Der ostfriesische Anspruch ging auf Inhibirung des Deichwerkes, weil dadurch Handel, Schifffahrt und Fischerei den dortigen Unterthanen unmöglich gemacht, die Abwässerung aus dem Amte Friedeburg beeinträchtigt und der Zoll auf der Hohemey geschmälert würde. Oldenburgischerseits wurde erwiedert, daß es sich um die Wiedergewinnung uralten oldenburgischen und jever'schen Landes handele, daß die Fischerei im Brack den Ostfriesen stets verboten gewesen wäre und die Abwässerung nicht hierher, sondern nach Norden durch die Made gegangen sei. Der erste Bescheid des Gerichtes fiel jedoch ungünstig für Oldenburg aus. 1604 erhielt es den Befehl zur vorläufigen Einstellung der Deicharbeit und konnte sich dagegen nur schützen, daß es 1612 eine Bürgschaft bestellte, das Deichwerk sofort wieder zu zerstören, falls das schließliche Urtheil im Proceße gegen ihn ausfallen sollte. Eine

solche Entscheidung ist jedoch nie ergangen und die einzelnen Streitpunkte wurden durch spätere Vergleiche erledigt.

Während dieser Zeit hatte die Deicharbeit sich wohl nur auf die Erhaltung des Gewonnenen und den Bau der Siele beschränkt. Graf Johann war bei einer Besichtigung der Arbeiten erkrankt und am 12. November 1603 gestorben. Aber sein Nachfolger Anton Günther trat in die Fußstapfen seines Vaters ein und ging, nachdem er wider seinen Proceßgegner einstweilen freie Hand gewonnen hatte, 1613 energisch an die Vollendung des letzten und schwierigsten Abschnittes des ganzen Werkes, an die Durchschlagung des schwarzen Brackes zwischen Ellens und Oberahm.

Alle Kräfte des kleinen Landes wurden angespannt, um die für die Eindeichung erforderlichen großen Mittel zu beschaffen, welche schon längst über den anfänglich berechneten Betrag hinausgegangen waren. Die Severschen Vogteien mußten im Hofdienste Mannschaften und Pferde stellen, Butjadingen, Stadland und Mooriem zahlten dafür ein Deichgeld, während die Ammerschen Kirchspiele Holz und Schlengenmaterial lieferten. Ueber 1000 Personen waren jeden Sommer beschäftigt, um Soden und Erde von den Außengroden oder von den in der Tade noch vorhandenen Inseln mittelst Karren und Schiffen anzubringen oder mit Schlengen und Pfählen die Dämme auf dem losen Grunde zu sichern. Ein Commando der gräflichen Soldateska sorgte für Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung.

Zur Oberleitung des ganzen Werkes hatte der Graf nacheinander mehrere holländische Deichmeister mit ihren

Gehülfsen angenommen. Die Schließung des Dammes in der letzten Oeffnung, durch welche das eingeeugte Brack bei jeder Fluth reißend ein- und ausging, wurde zuerst durch lange Reißbündel und später durch große Senkstücke versucht, die aus geflochtenem Buschwerk bestanden und mit Steinen beschwert waren. Dreimal hinter einander 1613, 1614 und 1615 zerstörte die heftige Strömung die in dem Treibsande schwierig zu befestigenden Werke, bis schon gegen Mitte des Sommers 1615 der ammerländische Bogt Arend Stindt sich zu einem letzten Versuch erbot und wirklich so glücklich war, die fremden Deichkünstler zu beschämen.

Nachdem wiederum eine große Menge von Schlengenmaterialien und Hölzern herangeschafft und viele Menschen, Wagen und Schiffe angestellt waren, wurde das Loch bei Ebbe mit Senkstücken gefüllt und durch eine Reihe starker Pfähle überbaut, auf denen man eine Brücke legte, um von beiden Seiten Erde hineinwerfen zu können. So gelang es mit dem Steigen des Wassers auch den Damm in die Höhe zu bringen, so daß zum ersten Male die Fluth nicht auf dem gewohnten Wege durch die Oeffnung treten konnte. Nun fuhren die Wagen mit großem Jubel von der jeverschen nach der oldenburgischen und von der oldenburgischen nach der jeverschen Seite. Die ganze Nacht blieb Alles in Thätigkeit und erst am nächsten Mittag, als die Ebbe wieder eintrat, gönnte man Menschen und Pferden nach der übermenschlichen Anstrengung Ruhe, während die Schiffe, so lange es der Wasserstand erlaubte, noch fortarbeiteten, um den Grund von außen und innen zu erhöhen.

Der Tag des Zuschlages ist nicht genau festzustellen. Aber am dritten Tage nach demselben ließ der Statthalter von Sever, Oberst Wollrabe von Löwenberg, auf dem Damme eine hohe Stange aufrichten, mehrere Theertonnen daran befestigen und Abends anzünden, wobei drei Salven abgegeben wurden, dem mißgünstigen Nachbarn zum Schein und Zeichen des Glücks. Dem Grafen Anton Günther, welcher am kaiserlichen Hofe zu Prag weilte, wurde die Nachricht durch den Hauptmann von Rüdigheim hinterbracht, welchen er dafür mit dem ansehnlichen Geschenke von 1000 *sch* lohnte. Er ließ das Land durch besonders abgesandte Rätthe feierlich in Besitz nehmen und verordnete unterm 22. Juni 1615 einen allgemeinen Betttag. Da drangen von allen Kanzeln brünstige Danksgungen zum Himmel, daß an einem solchen Orte, da zuvor die ungestüme salze See gewesen und da die Fische ihre Wohnungen gehabt, sich jetzt vernünftige Creaturen an der lauterer Milch des Evangeliums laben könnten.

Eine andere große Deicharbeit hat auf der östlichen Seite der Dangaster Düne ungefähr 100 Jahre später stattgefunden und ihre äußeren Umstände waren kaum weniger schwierig, als beim Ellenserdamme.

Eine schreckliche Sturmfluth hatte in der Weihnachten des Jahres 1717 wiederum die Deiche an unserer Küste durchbrochen, die in Verfall gerathen waren, als mit dem Eintritte der dänischen Regierung die unermüdliche persönliche Einwirkung des Grafen aufgehört hatte. Ueber 4000 Menschen verunglückten und an 1400 Häuser wurden zerstört. Das Elend war unbeschreiblich. Erst 1719

hatte man wieder Muth gefaßt, das den Fluthen geöffnete Land durch Nothdeiche zu sichern, als die Neujahrfluth von 1721 die eben erst kümmerlich vollendeten Schutzwehren von Neuem vernichtete. Am Tadebusen war das Land bei der Schweyburg eingebrochen und hatte den seit 1650 dort begonnenen Deichbau zum dritten Male zerstört. Der fruchtbare Marschstrich zwischen der Tade und dem Moore bei der Kleihörn gerieth in Gefahr, weiter eingerissen zu werden, in welchem Falle sich die nachtheiligen Wirkungen bis an die dahinterliegende Marsch bei Schwey und auf das seit dem Durchschlage der Lüne bei Salzendeich in diesem früheren Weserarmer neu gewonnene Land erstreckt hätten.

Zum Glück besaß das Land in der Person des dänischen Admirals und Oberlanddrosten Christian Thomsen Sehestädt einen Mann von Einsicht und seltener Thatkraft. Unterstützt durch jene Reihe von Oberdeichgräfen aus der Familie derer von Münnich wurde jetzt durch die energischen Anordnungen Sehestädts Butjadingen mit einer fast neuen Bedeichung versehen. Um das Land bei der Schweyburg zu retten, hatte man den Deich im Westen an die Geest von Taderberg nach Barel angelehnt, ihn aber bisher nur bis an das Moor geführt, welches den Tadedistrict von Butjadingen scheidet und bei der Kleihörne bis unter das Watt des Tadebusens verläuft. Bei jeder Sturmfluth tritt das Wasser von der See in die unteren Schichten dieses Moores hinein, hebt dasselbe mit allen darauf befindlichen Bäumen und Häusern und läßt es beim Abflauen wieder fallen. Es stellte sich jetzt die Nothwendigkeit heraus,

dieses treibende Moor hart an der Küste zu durchdeichen, um weiter nordwärts den Anschluß an die Butjadinger Deiche beim Hoben zu gewinnen und so den Deichring an dieser Ostseite des Jadedeusens zu schließen.

Im Jahre 1721 schritt man zu Werke und brauchte 4 Jahre, um dasselbe zu vollenden. Sehestädt war unermüdetlich an Ort und Stelle, um den Fortgang der Bedeichung zu überwachen oder die revoltirenden Arbeiter durch sein entschiedenes Auftreten wieder zur Ordnung zu bringen. Ueber schwankendes Terrain bahnte man sich, von zwei Seiten zugleich anfangend, auf Bohlen und Faschinen einen Weg, auf welchen zweirädrige Wüppen die Erde heranzführten, die sich oft 30 Fuß tief senken mußten, ehe sie den festen Grund erreichte. Im Jahre 1725 schloß man endlich zusammen und das gefährdete Land war aufs Neue gerettet. Ein kleines Dorf, welches später an dieser Deichstrecke entstand, erhielt in dankbarer Erinnerung an den Erbauer den Namen Sehestädt.

Aber was der Graf mit seinen Tonnen Goldes und der Frohnarbeit seiner Unterthanen, was die Thatkraft und Ausdauer des wasserbaukundigen Ingenieurs hier ins Dasein rief, das hat Goethe in seinem großen Lebenswerke auch dichterisch zu verwerthen gewußt. Um Faust am Ende seiner Laufbahn als Mann der practischen Thätigkeit zu zeigen, läßt er ihn Deichkünstler wie Sehestädt werden. Um das ereignißvolle Leben seines Helden mit einer großartig nützlichen Wirksamkeit abzuschließen, läßt er ihn am Ufer des Meeres neues Land gewinnen, wie die Grafen Johann und Anton Günther.

Aus der Enge seiner Bücherwelt ist Faust losgestürzt in die Welt des Handelns und des Genusses. Er hat die Tragödie mit Margarethe durchgekostet, den Hof des Kaisers mit Gaukelspiel und glänzenden Zerstreungen erfüllt und in der Helena das schönste Weib der Erde, das Idol des classischen Alterthums, sich zu eigen gemacht. Entschwunden ist jetzt das Land der Schönheit und der Liebe und er steht wiederum auf der Spitze des Hochgebirges und schaut in die ungemessenen Weiten, die zu seinen Füßen sich ausdehnen. Der Flitter und das Glend der überfeinerten Cultur ist ihm zuwider, er will Befriedigung suchen nicht mehr im Genießen, sondern im eigenen Schaffen und Wirken. Die Stadt mit ihren Plätzen und Straßen und ihrem vornehmen Schein, das Schloß auf Bergeshöhen mit Feldern, Wiesen und lustigen Gärten, sie vermögen ihn nicht zu locken. Sein Auge ist auf das Meer gezogen, wie es emporschwillt und seine Wogen gegen das flache Ufer schüttelt, wie es wächst und eine wüste Fläche rollend überzieht und doch zur Stunde vor dem stolz erreichten Ziele zurückweicht, mit Unfruchtbarkeit den Raum erfüllend, wo Alles blühen und gedeihen könnte. Ihn verdriest dieses zwecklose Treiben des Elementes und schnell im Geiste ist der Plan gefaßt:

Erlange dir das köstliche Genießen,  
Das herr'sche Meer vom Ufer auszuschließen,  
Der feuchten Breite Grenzen zu verengen  
Und weit hinaus sie in sich selbst zu drängen.

So wird, was zu den Seiten der Dangaster Düne und an den Buchten dieses öden Meeres von jeher als der dankenswerthe Preis irdischen Mühens gegolten hat, in dem Schlußacte des Gedichtes der Gegenstand, welcher dem

Räthsel dieses Menschendaseins die endliche Lösung bringt. Faust unternimmt es, ein unbewohntes und bisher unbewohnbares Stück Erde den Naturgewalten abzutrocknen, die es verheeren, und mit Hülfe der ihm dienenden Geister es wohnlich für ein freies Menschengeschlecht herzurichten. Indem diese Thätigkeit darnach angethan ist, ihm stets neue Anregung, Befriedigung und Freude am eigenen Besitze zu gewähren, hat er den festen Punkt gefunden, an welchem sein gewaltiges Streben, seine rastlose Ungeduld sich endlich beruhigt und ermäßigt.

Und so steht er, ein erblindeter Greis, am späten Abend auf dem Vorhofe seines Palastes. Während die Gespenster des Todes schon das Grab schaufeln, fliegt sein Geist unermüdtlich fort zu immer umfassenderen Plänen. Er hat des Meeres Rechte geschmäleret, um an seiner Stelle Herr zu sein. Er hat an dem grenzenlosen Strande durch eigene Kraft und nach eigener Wahl eine neue Welt sich aufzubauen. Er sieht ihre fruchtbaren Gefilde belebt von einer emsigen Völkerschaft, die, weil sie täglich sorgen muß, den schützenden Deich gegen das rasende Element zu festigen, in diesem Kampfe, der alle Kräfte zur Vereinigung anspornt, die Grundlage zu einem freien Staatsleben gewinnt. Er ist der tröstlichen Verheißung sicher, daß mit dem Werke auch der Name des Meisters in der Erinnerung der Ewigkeiten fortleben wird. Und im Vorgefühle eines solchen überköstlichen Ausblickes spricht Faust jene Worte, welche die Erfüllung seines Pactes mit Mephistopheles bedeuten. Der Zeiger der Lebensuhr weist die Stunde, er singt zurück in die Arme der harrenden Lemuren.

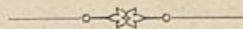
Für den Jadebusen hat sich kein Faust gefunden, der Alles wieder in Besitz nehme, was vor dem Einbruche der Nordsee einstmal's Land war. Noch bedeckt das Wasser den großen Raum der Mitte und gemahnt an den Anblick einer weitgedehnten Trümmerstätte, aus welcher eine versunkene Welt nur noch in wenigen Zeichen zu uns redet. Aber wenn der Busen die hereinströmende Fluth mit vollen Armen langsam zu sich aufgenommen hat, drängt bald darauf mit größerer Hefigkeit die fallende Ebbe aus dem Becken wieder heraus. Eingeeengt durch die vorspringenden Ecken Butjadingens und des Seerlandes, hält sie hart am Ufer des letzteren eine tiefe Fahrinne offen, welche eine an dieser Küste seltene Gelegenheit zur Anlegung eines Hafens darbot. Von der Dangaster Düne aus sehe ich Thürme und Schiffsmasten am Horizonte emporragen, auf dem Lande der alten Friesen erhebt sich der Kriegshafen, der den Namen des Kaisers trägt, ein Bollwerk, wohlverwahrt gegen die Angriffe der See und feindlicher Menschen, ein Wahrzeichen deutscher Stärke und Kraft, die von dort ihr farbiges Symbol in alle Meere der Erde entsendet.







In die oldenburgische Schweiz.





## Inhalt:

Reise nach Damme. — Der Ort und die Berge.  
— Geologischer Charakter derselben. — Entstehung  
des Dammer Diluviums. — Landschaftlicher Reiz der  
Gegend und Ausblicke von den Bergen — Die Alter-  
thümer der Vorzeit. — Hünensteine und Urnengräber.  
— Die Kämpfe mit den Römern. — Die Niederlage  
des Varus. — Die Bohlwege und das Unglück des  
Cäcina. — Idistaviso und der Agger Angrivarius. —  
Die Kämpfe der Sachsen. — Wittekind. — Die Versa-  
burg und die Sierhauser Schanzen. — Das Erscheinen  
des Christenthums. — Kirche und Dorf zu Damme.  
— Die Markenverfassung. — Die Deesberger Mark.  
— Umwandlung der Bauernwirthschaft. — Die Mark-  
theilungen und die Tertia. — Bäuerliche Zustände.  
— Persönliche Unfreiheit. — Bestandtheile der Stellen.  
— Die Heuerleute. — Folgen der Marktheilungen. —  
Blüthe und Verfall der Leinenindustrie. — Weg nach  
Neuenkirchen. — Landesgrenze. — Verworrene Hoheits-  
verhältnisse und kirchliche Trennungen. — Rückfahrt.







**M**it diesem im Hinblick auf bekannte Analogien nicht unerlaubten Namen pflegt der Oldenburger die südlichste Ecke des Herzogthums zu bezeichnen, die scharf in das Gebiet des ehemaligen Königreichs Hannover einschneidet und hier auf der Vorstufe des Wesergebirges eine Hügelgruppe, die Dammer Berge genannt, umfaßt. Seitdem durch Goethe und die Naturanschauung der Romantiker der Cultus des Gebirges zum Modeton der heutigen Bildungswelt wurde und zugleich ein ungeahnter Aufschwung des Transportwesens dazu beitrug, dem erwachenden Sinne für landschaftliche Schönheiten nahe und ferne Gegenden zu erschließen, mußte auch der Oldenburger, der auf dem Boden seiner Heimath fast sämtliche Bildungen der Ebene aus allen Zeitepochen vereinigt fand, seinen Antheil an der Höhenformation der Mutter Erde für sich in Anspruch nehmen, und so war es ihm nicht zu verargen, wenn er die durch die Gunst einer politischen Constellation ihm in den Schoß geworfene winzige Abfindung kühn mit dem Namen des stolzesten Hochgebirges bezeichnete.

Es ist die letzte territoriale Erwerbung, welche dem Herzogthume aus der ländervertheilenden Arbeit des Wiener Congresses zufiel, die anmuthigste Gegend unseres karg bedachten Ländchens, leider wegen der schwierigen Communicationsverhältnisse bis jetzt nur wenig gekannt und gewürdigt.

Die Poststraße, die von der Residenz durch das Münsterland nach Minden oder Osnabrück führte, ist jetzt verödet. Die Eisenbahn ist auch zum Süden durchgebrochen und von dem einsamen Posthause bei Ahlhorn, wo sich einstens von vier Seiten die an- und abgehenden Posten kreuzten, benutzen wir den nach Bechta und Lohne führenden Schienenstrang. Anders wird der Charakter der Gegend und des Volkes, wenn wir auf der Höhe der Garther Heide, von welcher sich die Quellen links zur Weser und rechts zur Ems hinabwenden, die Grenze überschreiten, welche die ammerschen Grafschaften von dem ehemaligen Besitzthum des münsterischen Bischofs trennt. Kreuze und Capellen am Wege erinnern an Süddeutschland und den Rhein und deuten an, daß wir das Gebiet eines anderen Bekenntnisses betreten, das hier seine Herrschaft am weitesten in den protestantischen Norden vorschiebt. In Bechta, dessen stattlich breite Hauptstraße mit den niedrigen Häusern contrastirt, residirte ehemals der adelige Drost des Niederstiftes, jetzt nur noch der geistliche Statthalter des Ländchens, der Official des Bischofs. Der jetzige Endpunkt der Bahn ist das betriebsame Lohne. Hier müssen wir den Postomnibus besteigen, der uns weiter bringt. An der linken Seite des Weges beginnen die ersten Anzeichen der Hügelbildung. Hinter

dem Dorfe Steinfeld erklimmt die Chaussee die steile Kuppe des Höhenzuges, auf welchem sie jetzt verläuft, um dann eben so steil an der anderen Seite nach dem Orte Damme abzufallen, das der Schwager mit langgedehntem Signale begrüßt, in welchem bekannte Häuser und Menschen in unveränderter Erscheinung dem Ankömmling zuwinken und am Posthause einstmals eine würdige Gestalt im Kreise lebenswürdiger Hausgenossen uns empfing und nach dem Zimmer gleich links am Eingange geleitete, wo damals eine junge Beamtencolonie hauste und an der Quelle edler Röhre oft den Abend an den Mittag zu knüpfen sich befließ.

Der Ort Damme liegt am südöstlichen Abhange der Hügelkette, die ihn nach Westen und Norden schützend umgiebt. Wie die Rehburger Berge am Steinhuder Meere, der Stenshorn bei Lemförde, die Hügel zwischen Bramsche und Fürstenau gehören die Dammer Berge zu den äußersten Posten, welche der vom Ural herkommende carpathische Landrücken in die norddeutsche Ebene hinabsendet, die ihrerseits wieder einen Theil des großen nordosteuropäischen Tieflandes bildet, welches von den Dünen der Nordsee bis zum östlichen Rußland fortstreichend erst am Fuße der Hochländer Asiens endigt. So verknüpft sich im Geiste die beschränkte Localität mit dem Gesamtbilde der europäischen Situation.

Die Hügelkette zertheilt sich in zwei Züge. Der eine dehnt sich von West nach Ost in  $1\frac{1}{2}$  Meilen Länge zwischen Neuenkirchen und dem Moore bei Damme aus und biegt dann noch eine Meile weiter nördlich nach Steinfeld herum, die zweite niedrigere Kette fällt von

hier in die Haseniederung bei Behta allmählich hinab. Die Wasserscheide zwischen Ems und Weser verläuft auf dem Rückgrate des Höhenzuges. Die Bergkuppen bestehen aus magerem, häufig sehr steinigem Sande, der sich im Westen durch großen Quellreichthum auszeichnet, sei es, daß die Regen bringenden Westwinde hier den meisten Niederschlag absetzen oder wohl richtiger, weil sich unter dem Sande eine undurchlassende Bodenschicht befindet. In den Thälern dieses Westabhanges haben sich malerisch gelegene Bauernhöfe eingebettet und das angesammelte, oft weithin verleitete Quellwasser giebt Gelegenheit zu mancher künstlichen Verieselung. Man hat hier auch häufig Bergbauversuche in Anregung gebracht und dabei auf den der Stadt Osnabrück gehörigen nahegelegenen Piesberg hingewiesen, wo unter dem Kalksteine die für den Hausbrand werthvolle Anthracitkohle lagert. Bei der Anlage eines Brunnens in Ossenbeck wurden Steinkohlenbrocken zu Tage gefördert und entnahm die oldenburgische Staatsregierung daraus Gelegenheit, 1839—1844 unter Leitung des Oberforstmeisters von Heimburg Bohrungen vornehmen zu lassen, die jedoch keinen Erfolg erzielten. Auch die Braunkohlenförderung in dem Kreidegestein des gegenüberliegenden Stemshorns hat ein finanziell lohnendes Resultat nicht ergeben und die Formation der Dammer Berge, ihr theilweise sehr ausgeprägt dünenartiger Charakter weisen auf eine spätere Diluvialbildung hin, so daß die Existenz irgend einer Art Kohle sich nicht oder doch nur in solcher Tiefe vermuthen läßt, daß der Abbau sich kaum rentiren würde, auch wenn in dem Herzogthum ein bis jetzt noch fehlendes Berg-

baugesetz dem Unternehmer die Schurffreiheit garantiren sollte.

Die Formation des Dammer Diluviums entspricht den ähnlichen Bildungen Norddeutschlands. Die oberste Schicht aus Sand und Kies zeichnet sich durch einen großen Reichthum an erratischen Steinen aus, welche die Kuppen der Hügel wie mit Mauerwerk auspflastern und für den Chausseebau der Gegend das Material liefern. Unter dieser Steinschicht kommen mächtige Bänke von Kies oder zartgeschichtetem Sande, vorherrschend weiß oder durch Eisengehalt gelb gefärbt und mit Nestern von röthlicher Färbung durchsetzt, welche an das Verwitterungsproduct des Bruchsandsteingebirges erinnern, das in dem fruchtbarsten Theile der Gemeinde die Ackerkrume bildet. Das unterste Diluvium ist sodann ein blauer Mergel, welcher das Wasser führt und als Quellen nach oben sendet oder in den Thälern aufsteigt und hier den üppigen Wuchs des Laubholzes verursacht. Nur bei Steinfeld hat man anstehendes Gestein der Tertiärzeit entdeckt, sodaß hier der Kern zu suchen ist, um welchen sich in der letzten Periode unserer Erdbildung die neueren Geschiebe hoch auflagerten.

Was es in Wirklichkeit war, das großartige geologische Phänomen der Eiszeit, welches dem Boden unserer norddeutschen Ebene seine jetzige Gestalt verlieh, eine große Wasserfluth, welche die von dem Fuße der nordischen Gletscher losgerissenen Eisberge nach Süden trug, oder eine feste Decke von Inlandseis, welche unter ihrer starren Masse alles Lebende begrub — mag aus den nach Jahrtausenden noch vorhandenen Spuren der Er-

scheinung mit völliger Sicherheit nicht zu entscheiden sein. Als der gebirgige Theil des mittleren Deutschlands bereits aus der Verwüstung hervorragte und den wärmenden Strahl der Sonne empfing, war der Boden der norddeutschen Ebene noch von dem Wasser bespült, das langsam zurückwich, oder von dem Eise, das bei der steigenden Temperatur zu zerbröckeln begann. Die Dammer Berge mögen eine hohe Klippe in den brausenden Wogen oder ein mit Eis bedecktes Plateau gewesen sein, um welches die Schmelzwasser das Geröll und den Schutt aus der Grundmoräne des Gletschers anhäuften, während sie selbst in tiefen Furchen ihren Weg zur Niederung suchten.

Und so stieg der Boden empor, den wir jetzt bewohnen und bebauen, das Diluvialland, noch überfüllt mit den Trümmern der scandinavischen Gebirge, welche die Macht des Eises und Wassers von Norden herbeigeführt hatte. Ein breiter Strom bahnte sich durch die Elbe und das Havelthal einen Abfluß zur Ems hin, bis er sich einstmals aufstaute, die Süntelkette bei Minden durchbrach und jetzt als Weser sich nordwärts wandte, um an seinem Ufer die Zukunft der Hansestadt und den Reichtum der oldenburgischen Marsch zu begründen. Eine neue Erdbildung begann an den Rändern der See und in den Flußthälern, das Alluvium. Unter dem Schutze der Dammer Höhen setzte im Westen und Norden die Havel das aus den Wesergebirgen angeschwemmte Material an Lehm und Thon ab und schuf neues Land, das wie bei den Groden in der Marsch in dem südlichen frühesten Ablagerungsstriche den fruchtbarsten Boden aufweist und

vielfältig von hohen Haidrücken durchzogen wird, den ehemaligen Sandbänken des Diluvialmeeres oder den Erzeugnissen der Gletscherströmung. Im Osten hatte die vom Abhange des Wiehengebirges herkommende Hunte ein weniger starkes Gefälle, und die enge Oeffnung zwischen den Dammer Bergen und dem Stenshorne verlangsamte den Abfluß des Wassers, so daß sich aus den Residuen der absterbenden Vegetation Süßwasserfämpfe oder waldiges Bruchland bildete, auf welchem das unscheinbare Torfmoos seine zähe Arbeit begann und den Moorstrich an der Süd- und Ostgrenze des Herzogthums entstehen ließ, während an der tiefsten Stelle sich die Reste des Wassers in dem großen Tümpel des Dümmer Sees sammelten.

Der landschaftliche Reiz dieser Berge liegt nicht in ihrer nur mäßigen Höhen- und Thalbildung, sondern in den weiten Ausblicken und freundlichen Ansichten, die sie wegen ihrer isolirten Lage inmitten der Ebene trotz der nur geringen Höhe von etwa 500 Fuß über dem Meerespiegel darbieten.

Wir gehen vom Orte aus das enge Thal eines kleinen Baches, der Bezadde, herauf, an mehreren Mühlen und einem stattlichen Bauernhause mit großem Weiher vorbei, welches einst der Haupthof der bedeutenden, später in den Besitz des Osnabrücker Domcapitels übergegangenen tecklenburgischen Besitzungen in dieser Gegend war. Von der Höhe repräsentiren sich im Vordergrunde die rothen Dächer des Ortes, überragt von dem weißangestrichenen vierschrotigen Kirchthurme. Nach beiden Seiten schließen Reihen buschumgebener Bauernhäuser die Ansicht.

Weiter gehen wir direct über das Plateau und gelangen auf steinigen Fußpfäden durch Föhrenanpflanzungen bis an den nördlichsten Rand zu einer Stelle, dem sogenannten Hexenbusche, wo sich eine Rundschau auf das ehemalige Inundationsgebiet der Hase eröffnet. Meilenweit schweift der Blick in das Land hinein, über Haiden und grüne Wälder, über Ackerflächen und die Siedelungen der Menschen, aus deren Mitte sich die Backsteinbauten der neuen Gotteshäuser erheben, mit denen Frömmigkeit und kirchlicher Eifer das Münsterland bedeckt hat. Hier habe ich oft gestanden und wenn das Auge auf der sonnig hingebreiteten Fläche weilte und vorwärts in immer weitere Fernen zu dringen suchte, umfing Herz und Gemüth jenes Gefühl sehnsüchtiger Wanderlust, das den Tiefländer auf hohen Aussichtspunkten zu beschleichen pflegt und dem Goethe in einer wunderbaren Stelle des Faust so ergreifenden Ausdruck verliehen hat.

Nun kreuzen wir die Steinfelders Straße. Von den Ruhebänken an derselben genießen wir reizende, vom Walde eingerahmte Durchblicke auf den Dümmer See. Der aufsteigende Bergvorsprung dort mit den vom Regen ausgespülten Rinnen an beiden Seiten ist der sagenberühmte Mordkuhlenberg, der den Namen von einer Räuberbande bekam, die einstmals hier ihr Unwesen getrieben haben soll. Wir lassen uns die Mühe einer kleinen Steigung nicht verdrießen und werden belohnt durch die jetzt nach Süden sich eröffnende Aussicht, nicht so weit in die Ferne hinein, wie die eben beschriebene, aber bunter durch die wechselnden Farben im Vordergrunde und in der Mitte. Zunächst vor unseren Füßen dunkle Tannen-

bestände auf der Abdachung des Höhenzuges, dann ein fruchtbares Ackerlande, das in das innere Knie der seitwärts sich wendenden Kette einbuchtet und Dörfer, Mühlen und einzelne Höfe auf seinem sanft gewellten Rücken trägt. Nach Süden und Osten verläuft das angebaute Land in bräunlich schimmerndes Moor. Vor uns umschließt ein langer Gebirgszug den Horizont und jener Einschnitt am äußersten Ostende ist das bekannte Thor, welches bei Minden den Eintritt in die westfälische Ebene markirt. Das Ganze ist die westliche Weserkette, die mit dem Wittekindsbirge bei Minden ansetzt und unter verschiedenen Namen, Mindensche Bergkette, Wiehengebirge, Lübbecker Berge, Capperler Berge westwärts sich zur mittleren Hasegegend wendet, während sie nördlich ohne Vorhöhen in das Tiefland abfällt. Links steigt in unmittelbarer Nähe der Stemshorn einsam aus der Ebene empor. An seinem Fuße zieht sich die Pappelreihe einer napoleonischen Heerstraße hin, welche die Gemeinden in harter Frohnarbeit auf das Geheiß des Imperators anlegen mußten, und erglänzt die breite Wasserfläche des Dümmer, der, so eintönig und wenig interessant seine Ufer im Moore auch sein mögen, von der Höhe gesehen, überall der Landschaft Leben und Bewegung verleiht. Gleiche Ausichten haben wir vom Wahnberge bei Bergfeine, von der hochgelegenen Schnatmühle auf der einstigen Markengrenze zwischen Osterdamme und Boringhausen. Und wenn wir von der letzteren hinabsteigen, gelangen wir zu den ältesten Höfen der Umgegend, zu dem Meier- und dem Holzgrafenhofe bei Bockern, beide einst ungetrennt und ein Besizthum der Osnabrücker

Kirche. Hier steht auf dem Felde eine uralte Buche mit massigem Stamme und prächtig gewölbter Krone, ganz darnach angethan, als wenn schon der alte Sachse unter ihr dem Naturwesen seines Glaubens rohe Verehrung darbrachte und der christliche Missionär gerade deshalb hier den Platz zu einer Capelle wählte, die noch heute in jedem Frühjahre das Ziel einer Bittprocession der Landleute bildet.

\* \* \*

Generationen des Menschengeschlechtes waren vergangen, seitdem nach den Verwüstungen der Eiszeit Norddeutschland sich wieder begrünt und mit lebenden Wesen bevölkert hatte. Die Nachkommen der alten Höhlenbewohner hatten eine Stufe der socialen Ordnung erreicht, auf welcher ihnen Ideen von Staat und Religion nicht mehr fremd waren, und in diese Zeit reichen die ältesten geschichtlichen Erinnerungen hinein, welche unbekannte Ahnen auf diesen Bergen hinterlassen haben, jene langen Reihen der Steindenkmäler, zu denen sie die aus den Muränen der nordischen Gletscher zurückgebliebenen Blöcke zusammenthürmten, muthmaßlich, um ihrer Gottheit eine Stätte der Verehrung oder ihren Helden das Grab zu bereiten.

Wer auf der Chaussee nach Börden wandert, trifft gleich hinter dem Orte rechterhand 2 solcher Hühnensteine. Das schönste Denkmal aber liegt ungefähr auf der höchsten Erhebung der Berge, jetzt vom herrschaftlichen Föhrenkampe umgeben. Trotzdem die spätere Zeit den größten Theil der Steine zur Verwendung für Bauten und Ein-

frühdigungen verschleppt hat, sind noch in ungefähr 100 Fuß Länge und 20 Fuß Breite 50 gewaltige Steine vorhanden, roh und ungefügt, theilweise umgestürzt und versunken, aber augenscheinlich von Menschenhand zu einer fortlaufenden Reihe von Ost nach West geordnet. Noch ist das Volk nicht enträthelt, welches überall längs der Küste von Rußland bis Portugal jene Steinmassen gehäuft hat. Vielleicht waren es Indogermanen, welche von der Hochebene Asiens aus in das nördliche Europa gezogen kamen. Vielleicht noch die Urbevölkerung, welche vor dem Einbruche der überlegenen Rasse hier ihre Wohnplätze hatte.

Bestimmter weisen die alten Begräbnißstätten mit ihren Todtenurnen auf unsere nächsten Anverwandten, die heidnischen Germanen hin, die nach der Aussage ihres ältesten Historikers, des Römers Tacitus, die Sitte der Feuerbestattung besaßen. Runde, niedrig aufgeworfene Hügel verrathen die Stelle und nicht ganz tief unter der Oberfläche kommen die Scherben oder wohl erhaltenen Gefäße in Urnenform zu Tage, von röthlich gebranntem Thon, oft mit Verzierungen versehen, von der Wurzel des Haidekrautes fest umschlungen oder durchwachsen, angefüllt mit Knochentheilen und Brandresten und in der Mitte des Kreises zuweilen der ehemalige Feuerplatz, dessen Kohlen in dem trockenen Sande so frisch und unverzehrt erhalten sind, als wäre erst gestern die Flamme erloschen, welche dort in ihrer Gluth Holz und Gebein verzehrt hat. Auf den Holzstoß, oft von seltenen Hölzern, legte man damals den Todten, und wenn das Feuer mildthätig sein Werk verrichtet hatte, nahen langsam die

umherstehenden Verwandten und Leidtragenden. Sie sammelten die Knochenüberbleibsel und packten sie in die Urne, welche sie in das frische Grab betteten und mit einem Hügel bedeckten. Was dem Manne oder der Frau theuer gewesen war, Schmucksachen oder Geräthe zum Gebrauch für das jenseitige Leben, gab man dem lieben Todten mit. Jede Familie hatte ihren gemeinsamen Verbrennungs- und Beisetzungsplatz und so entstanden jene Friedhöfe auf den Bergesspitzen oder in der stillen Haide, die uns mit den Resten ihres Inhaltes so manches Licht über das Leben unserer heidnischen Vorfahren entzündet haben.

Durch die Berührung mit den alten Culturstaaten am Mittelmeere treten jetzt die deutschen Stämme in die Geschichte ein und ihr langer Kampf mit der römischen Uebermacht zieht sich bis in diese nördlichen Gegenden hinab, welche von den Angrivariern, den Nachbarn der Bructerer und Cherusker, bewohnt waren. Der Teutoburger Wald, in welchem nach der seitherigen Tradition Varus durch den jungen Cherusker Armin jene schreckliche Niederlage erlitt, liegt kaum einige Meilen von der südlichen Bergkette bei Osnabrück entfernt, dem Osning mit der uralten Iburg. Es war deshalb keine zu große Verschiebung, als man die Vertlichkeit neuerdings in das Osnabrücker Land selbst verlegte, und namentlich aus den merkwürdig zahlreichen Funden von Rötermünzen aus der Zeit des Augustus in der Nähe des Gutes Barenau den Schluß zog, daß die Schlacht bei Venne und Engter, in dem Engpasse zwischen dem südlichen Rande des großen Moores und dem nördlichen Abhange des Wiehengebirges stattgefunden habe.

Im Jahre 15 aber hatte Armin voll tiefsten Zornes über die Gefangennahme der Thusnelda noch einmal die ihm ergebenen Stämme zum Aufruhr gebracht, und Germanicus rückte gegen ihn, nachdem er mit 40 Schiffen über die See gesetzt war und sich an der Ems mit den auf dem Landwege vorgerückten Präfecten Cäcina und Pbedo vereinigt hatte. Das Heer kam an die Wahlstatt, wo Varus gefallen war, und bestattete hier die Reste der Erschlagenen. Armin selbst war in unwegsame Gegenden entwichen und nach einem unentschiedenen Kampfe stand Germanicus vom weiteren Vordringen ab. Beim Rückzuge jedoch hatte Cäcina die ganze Wucht der Deutschen auszuhalten. An den berühmten langen Brücken im Sumpflande, den Pontes longi, ward er angegriffen, ihm drohte das Schicksal des Varus und nur die Beute- gier der Feinde ließ ihn entschlüpfen.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß mit diesem Ereignisse eines der merkwürdigsten Ueberbleibsel der alten Zeit in Verbindung gebracht werden darf, die Reste von früheren Wegen, die kunstmäßig aus Lagen hölzerner Bohlen von dem Ostabhange der Dammerberge über das Moor bis zum gegenüberliegenden Sandrücken bei Diepholz oder Lemförde gebaut sind. Solche Dämme wurden südlich von Damme bei Clausing an der Hunteburger Chaussee, zum Hahneberg bei Steinfeld und in Brägel bei Lohne aufgedeckt. Zum Unterschiede von den altgewohnten kunstlosen Aufschüttungen im Moore, die als Zufuhrdämme zu den Dorfsfändern oder als Kirchwege für die entfernteren Bauerschaften der ausgedehnten Kirchspiele dienten und unter dem Namen von Knüppeldämmen

oder hölzernen Straßen bis in die Neuzeit bekannt geblieben sind, pflegt man sie Bohlwege zu nennen. Sie bestehen in der Hauptsache aus Längsschwellen, welche direct auf dem Moore oder an schwierigeren Stellen auf einer Faschinen-Unterlage ruhen, und aus quer darüber gelegten gespaltene Bohlen, welche meistens so übereinander lagern, daß die Arbeit von West nach Ost vorgerückt sein muß. Ihre Breite beträgt ca. 3 Meter und ihre Festigkeit ist wohl geeignet, einem schwer bepacten Heere mit allem Troß den Uebergang zu gewähren. Ihr römischer Ursprung wird deshalb ziemlich allgemein angenommen. Eine gleichmäßige, wohlausgebildete Bauweise ist bei allen derartigen Straßenzügen erkennbar, die man bei den Deutschen der damaligen Zeit nicht kennt, während die Römer ausgezeichnete Pioniere waren und in jedem Heere eigene Abtheilungen besaßen, die unter Bedeckung vorausgingen, um das gangbarste Gelände ausfindig zu machen und herzurichten. Der vorherrschenden Richtung von West nach Ost würde der Gang der Römerzüge von der Ems zur Weser entsprechen. Außerdem weisen vielfache Fundstücke in unmittelbarer Nähe auf die Anwesenheit der Fremden hin. Da nun aber derartige Bohlwege sich mehrfach auch anderwärts in den Mooren zwischen der Ems und Weser finden und muthmaßlich auch in späteren Zeiten von dem römischen Hausirhandel benutzt wurden, der von den Grenzlanden bis ins Innere Deutschlands drang, so mag es immerhin gewagt erscheinen, ohne genauere Anhaltspunkte die Bohlwege in dem Dammer und Diepholzer Moore für einen einzelnen geschichtlichen Vorgang und einen bestimmten Zeitpunkt in Anspruch zu nehmen.

Im Jahre 16 landete Germanicus nochmals an der Ems, nicht weit von ihrer Mündung, und marschirte gegen die Deutschen, vielleicht auf einer jener alten Römerstraßen, die quer durch das unruhige Gebiet zur Weser führten. Die südliche dieser Straßen folgte dem Laufe der Lippe, die nördliche überschritt bei Tuderium oder Dütthen die bis dahin schiffbare Ems und wandte sich dann zwischen den Mörren des Meppenschen Gebietes auf dem trockenen Rücken des Hümlings bis zur Cloppenburgur Geest und zur Gartherhaide, wo sie von Bühren auf dem alten Foltweg verlief, der durch die Grafschaft Hoya zur Weser ging.

An diesem Flusse schlug der römische Feldherr sein Lager auf, und auf einem Felde mit Namen Idisia-viso, das zwischen dem Flusse und dem Hügel lag, entspann sich jene Schlacht, in welcher die Germanen der überlegenen Tactik ihrer Gegner unterlagen und 10 000 Schritt weit mit ihren Leichen und Waffen das Feld bedeckten. Das Heer begrüßte auf der Wahlstatt den Tiberius als Imperator und errichtete aus den erbeuteten Waffen eine große Trophae mit den Namen der besiegten Völker. Aus Erbitterung über diesen Anblick und schon bereit, über die Elbe zu entweichen, ergreifen die Deutschen noch einmal die Waffen, und bei dem hohen Walle, welcher das Gebiet der Angrivarier von dem der Cherusker trennt, entsteht aufs neue der Kampf. Die Römer schicken Schleuderer und Wurfmaschinen vor, um die Feinde von dem Walle zu vertreiben, den sie dann im blutigen Handgemenge erstürmen. Darauf führt Germanicus die Legionen wieder den Fluß Ems entlang über den Ocean zurück.

Leider ist über die Lage von Idisiaviso und dem Agger Angrivarius, die eigentlich den Kernpunkt aller Streitfragen bildet, noch nichts Sicheres ermittelt, so daß die Conjecturen über diese Vertlichkeiten, in welchen Damme wegen seines mit einem Walle gleichlautenden Namens eine nicht unbedeutende Rolle spielt, sich in einem weiten Umkreise bewegen.

Die Angriffe der Römer waren zurückgeschlagen und in den folgenden Jahrhunderten begannen die Deutschen selbst heutigetierig in die schönen Länder des Südens einzubrechen, wo sie aus dem zerbröckelnden römischen Weltreiche neue Staatswesen gründeten. Im innern Deutschlands hatten sich seit dem 3. Jahrhundert die kleinen zurückgebliebenen Stämme zu großen Völkerbünden vereinigt, und auf dem weiten Raume der norddeutschen Tiefebene vom Harz bis zur Nordsee und von der Elbe bis zum Niederrhein saßen nunmehr die Sachsen, dreifach getheilt in Westfalen, Engern und Ostfalen und in starrer Unbeugsamkeit dem heidnischen Götterglauben ergeben. Als der letzte unter den deutschen Stämmen hatte er seine Selbstständigkeit gegenüber dem sich ausbreitenden Frankenreiche zu behaupten gewußt, bis unter König Karl noch einmal die alten Kämpfe aufleben und jetzt fränkischerseits 33 Jahre lang mit Consequenz und Energie fortgeführt werden, so daß sie mit einer völligen Unterwerfung des Sachsenlandes unter die Herrschaft des Christenthums und des Frankenkönigs enden. Noch einmal erscheint von Süden her ein Eroberer in dieser Gegend und grausamer, als je der Römer Germanicus auftrat, bezeichnen Verwüstung und Brand seinen Weg

Es ist Pippins Sohn, der Große Karl. Er kam im Jahre 785 von der Chresburg, umging den Osnung und das Wiehengebirge, durchzog den Dersagau und verfolgte auf einer jener Militairstraßen, die schon unter den Römern eine große Bedeutung gewonnen hatten, seinen Marsch bis zur Weser und Elbe, hinter welcher die Sachsen ihren Rückzug genommen hatten. Wie der Cherusker Armin dem Varus und Germanikus, so tritt der Gaufürst der westfälischen Sachsen, Widukind oder Wittekind, dem fränkischen Eroberer gegenüber und verkörpert in seiner Person den Widerstand des Volkes, dem man die angestammte Freiheit und den Glauben der Väter zu rauben droht.

So gering die Ausbeute ist, welche die gleichzeitigen Annalisten an beglaubigte Nachrichten über Widukind uns überliefert haben, so üppig ist das Sagenewebe, welches die Erinnerung an jenen langen erbitterten Kampf um die Heldengestalt des ersten Anführers geschlungen hat. Jene Kette des Wiehengebirges, die man von Damme aus in ihrer ganzen Ausdehnung sieht, bewahrt den größten Schatz dieser Sagen, so daß sie recht eigentlich ein Wittekindsgebirge genannt werden darf. Am südwestlichen Abhange des Gebirges bei Osnabrück fand am Schlagforderberge, da, wo jetzt der Bahnhof der Paris-Hamburger Bahn steht, die Entscheidungsschlacht statt. Am Ende des Höhenzuges liegt Minden, der zweite Bischofssitz, welchen Karl der Große nach Osnabrück gründete, und in der Nähe Egner, wo der Christ gewordene Wittekind die letzten Jahre still auf seinen Gütern verlebte, welche der großmüthige Feind in seinem

Besitze gelassen hatte. Hier in der Kirche ist er der Sage nach begraben, und rings umher wohnen auf großen Höfen die Nachkommen der Sattelmeyer, die zu Lebzeiten das Gefolge des alten Bauernherzogs bildeten.

Auf dem Wiehengebirge liegen eine Reihe von alten Verschanzungen, bald rund mit mehrfachen Umwallungen, Rundwälle genannt, oder durch einen oder mehrfache Quermälle abgeschlossene Bergzungen, Wallburgen genannt. Die Sage bringt auch sie mit Wittekind in Verbindung. Rund umher hatte er seinen Privat-Besitz und barg er sich mit seinem Volke, wenn das Kriegsglück ihm nicht hold war. Vielleicht aber hatten diese Befestigungen, die meistentheils auf dominirenden Anhöhen oder Ausläufern von Hügelreihen erbaut sind, schon früher in den Kämpfen mit den Römern oder der verschiedenen Völkerschaften unter sich Verwendung gefunden und dienten nun auch den Sachsen zur Abwehr der Franken und später den letzteren zur Sicherung des eroberten Landes. Auch sind diese Burgen keine vereinzelte Erscheinung auf dem hiesigen Schauplatze, sondern, wie die Steindenkmäler und Hünengräber, mit einem gleichförmigen Typus ebenfalls in anderen deutschen Gegenden bis nach Polen und Rußland hin verbreitet, wenn sie auch auf dem Wiehengebirge und weiter bis nach Versenbrück zu sich in merkwürdig großer Anzahl finden. Zu ihnen gehört auch die Ssburg bei Osnabrück, die Wildagenburg an der Porta-Westfalica, die Hartesburg oder Harzburg, und ihnen ist auch jene merkwürdige Burg bei Damme zuzuzählen, die Olleborg, deren Spuren bis heute wohl erkennbar sind. Sie liegt ca. 1 Stunde nordwestlich von dem Orte bei

Handorf auf dem Rücken eines Hügelvorsprungs, von 3 Erdwällen eingeschlossen und im Süden durch tiefe Niederungen geschützt, in denen der Handorfer Mühlenbach entspringt. Von ihrer Höhe erblickt man den größten Theil der Deesberger Mark und den nachherigen Dersegau, weshalb sie auch die Derfaburg genannt wird. An ihr vorbei führte der Hauptheerweg von Osnabrück nach Behta, welcher das große Moor auf den nächsten Sandhöhen umging, bis Bischof Benno im 12. Jahrhundert den directen Weg durch das Wittenfeld anlegte. Inwieweit sie mit den späteren oder gleichzeitigen Befestigungslinien, den sogenannten Landwehren in Verbindung stand, muß dahin gestellt bleiben. Gleiche Anlagen sind weiter nördlich der Heidenwall bei Ganderfesee und die Leuchtenburg bei Raftede.

Noch andere Befestigungen lagen eine Stunde südseits von Damme bei Sierhausen auf einer sich weit in das Moor hineinstreckenden schmalen Landzunge, aus 3 Theilen bestehend und von den Anwohnenden die Schanzen genannt. Es sind Erdwälle mit Graben- und Brustwehren, die eine unregelmäßige gradlinige Figur bilden. Sie gehören deshalb, wie es scheint, einer späteren Zeit an, indem schon die Franken unter Karl dem Großen das frühere System der runden Befestigung verließen und die von den Römern übernommene Methode der viereckigen Verschanzung befolgten. Vielleicht gehen sie noch später in die moderne Zeit hinab, weil die glatten Linien auf eine Vertheidigungswirkung durch das Feueergewehr berechnet zu sein scheinen. Eine alte Tradition bezeichnet sie als Schwedenschanzen. Sie waren nach ihrer jetzigen

Anlage bestimmt, den Uebergang über das Moor nach Hunteburg gegen einen Angriff sowohl von Norden als von Süden zu decken. Aber wie die Burgen werden sie an einem solchen strategisch wichtigen Punkte den gleichen Zwecken selbst in weit auseinander liegenden Perioden gedient haben und demnach auch der jedesmaligen Befestigungskunst oder der zufälligen Vertheidigungsrichtung entsprechend verändert sein.

Mit der Einfügung des Sachsenlandes in das Frankreich und der Herrschaft des Christenthums beginnt die größte Umwälzung, welche das Leben unserer Altvordern getroffen hat. Karl der Große theilt das Land in Gaue ein und in seinem Gefolge erscheinen die Priester und Mönche, welche die Botschaft von einem neuen Gotte dem gedemüthigten Volke verkünden. Sie dringen immer weiter in die Landschaft hinein, sie fällen die Göttersäulen und werfen die aufgehängenen Pferdeköpfe auf den Ager, sie stürzen die Opfertische und richten die Steine der heidnischen Gräber zu den starken Mauern her, auf welche sie die christliche Kirche zimmern mit ihrem Chor, Altar und Taufstein, daneben die Glocke auf hohem Gerüst und herum der Kirchhof für die Leichen, die man nicht mehr verbrennen darf, um ihren Leib für die Auferstehung zu bewahren.

Zu Wisbeck hatte Abt Castus, vermuthlich noch zu Zeiten Karls des Großen, das erste Missionshaus gegründet, von welchem aus schwarze Mönche vom Orden der Benedictiner eifrig der Bekehrungsarbeit oblagen. Und in langer beschwerlicher Fahrt über die schneebedeckten Alpen führt Graf Walbert, Wittkind's Enkel, die Ge-

heine des heiligen Alexander heran, eine kostbare Gabe, welche er sich vom Pabst erbeten hatte, um das Volk an seinem Stammsitze in dem Anblicke des wahren Gottes zu bestärken. So groß war der Ruf von der Wunderkraft dieser Reliquien, daß aus allen sächsischen Gauen Andächtige und Kranke herbeieilten, um den geweihten Knochen ihre Verehrung zu bezeugen und sich heilen zu lassen. Auch in Damme ist ihr Weg noch zu erkennen, den ein Fuldaer Mönch, ein Freund des Grafen, uns genau beschrieben hat. Sie übernachteten auf der Villa Bochorna, dem großen Hofe zu Bofern, da zu dieser Zeit noch keine Kirche in Damme war, und setzten dann den Weg nach Wildeshausen fort. Vor dem Glanze dieser Reliquien erbleicht der Ruhm der älteren Missionsstätte zu Wisbeck, die von da an in der Geschichte verschwindet. Und immer siegreicher erhob über das absterbende Heidenthum der Christengott seine Fahne, immer mehr gelang es der klugen und geduldigen Arbeit seiner Glaubensboten, den Bauern von den Erinnerungen der Vorzeit loszureißen, so daß er die Denkmäler der Heide wie eine fremde Welt betrachtete und nicht auf den Gedanken kam, daß es doch auch seine Vorfahren waren, die hier auf den Steinen ihren Göttern das Opfer gebracht und darunter ihren Todten das enge Haus bereitet hatten.

Anderere Männer aber gründeten am südlichen Abhange der Hügelfette, wo die Wege vom Moore her das feste Land wieder erreichten und den Uebergang über die Berge suchten, ein Gotteshaus. Es war die Hauptkirche in dem neuen Gaue Derfaburg, der aus den Haupttheilen der Deesberger Mark gebildet war, und lange Zeit die

einzig, bis sich im 12. Jahrhundert von ihr die Tochterkirchen zu Steinfeld und Neuenkirchen abzweigten. Im weiten Umkreise sammelte sie die Neubefehrten, und wenn ihre Glocken am Sonnabend den Festtag einläuteten, so wiesen ihre Töne den weit entfernt wohnenden Kirchgängern über die Bohlendämme im Moore, über die Berge, durch Sumpf und Erlengehölz den Weg, den sie schon Tags vorher antreten mußten, um zur Frühmesse rechtzeitig am Platze zu sein. Sie brachten in den am Kirchhofe belegenen hohen Speichern die Nacht zu, in welchen bei unruhigen Zeiten auch die benachbarten Höfe Hab und Gut zu bergen pflegten. Bald siedelte sich Kram und Gewerf um den Platz an. Aus dem kirchlichen Mittelpunkte wurde ein Markt für die Landbevölkerung und die große Verkehrsstraße, die von Bremen aus bei Wildeshausen die Hunte überschritt und sich dann über Bechta nach Osnabrück und dem Rheine wandte, bevor erst viel später die östliche Straße durch die Moore von Diepholz und Lemförde eröffnet wurde, fand hier einen Haltepunkt.

So entstand der Ort, der sich eng an den Berg-  
hang lehnte und weithin das fruchtbare Gelände und  
das Moor beherrschte.

\* \* \*

Als die deutschen Völkerschaften in der Zeit zwischen  
Cäsar und Tacitus vom Nomadenthum zur Sesshaftigkeit  
gelangt waren, bildete die gemeinsame Ansiedelung der  
militairischen Abtheilung der Hundertschaft den ersten  
Gemeindeverband und noch bis zur Neuzeit ist, wenn

auch sehr abgeschwächt, das Dorf oder die Bauerschaft der Mittelpunkt eines communalen Lebens geblieben. Der Vorsteher des Dorfes, der Burrichter, urtheilte über fahrende Habe und Geldschuld, er entschied mit der Gemeinde alle Besitzstreitigkeiten, schlichtete Händel über Wege, Grenzen und Zäune und führte die Burgenossen zur Landesversammlung und zur Landesvertheidigung. In Bezug auf das zwischen ihnen liegende uncultivirte Land aber bildeten die verschiedenen Dorfschaften wieder den Markenverband, eine wirthschaftliche, jedoch mit der alten Hof- und Wehrverfassung aufs Engste zusammenhängende Genossenschaft, die Jahrhunderte lang als der wichtigste Bestandtheil der so höchst interessanten westfälischen Agrarverfassung gegolten hat.

Die Mark war bestimmt, in gemeinsamer Benutzung den Genossen die unentbehrlichsten Bedürfnisse jeder Hofstelle zu sichern, Weide für das Vieh und Holz und Feuerung für das Haus. Daraus folgt ihre Bedeutung für die mittelalterliche Bauernwirthschaft, die im Wesentlichen auf Viehhaltung basirte und in welcher obenan die Schweinezucht stand, deren geräucherte Producte schon zu den Zeiten der Römer einen Hauptausfuhr-Artikel Westfalens gebildet hatten. Wo jetzt der Boden von der Sonne gedörrt oder durch den Plaggenhieb aller Vegetation beraubt ist, standen einst die Eichwälder der Mark, nicht so dicht und gleichmäßig, wie sie die moderne Forstkultur anlegt, sondern in Haufen vertheilt und mit breitästigem Holze, wie sie die regellose Ansamung erzeugt. In den zahlreichen Lichtungen und auf dem angrenzenden grünen Moore aber weidete kleingestaltetes Rindvieh, und

unter dem Holze fanden Heerden von Schweinen reichliche Mast von Eichel- und Bucheckern. Als so wichtig galt diese Fütterungsmethode, daß man für sie auch den freien Platz um das Gehöft und alle Wege mit Bäumen bepflanzte, wodurch noch jetzt die Landschaft ihren wechselvollen Character bewahrt hat.

Weil in dem Markengerichte die rechten Bewohner der Erben und Höfe ohne Unterschied, ob sie frei oder hörig waren, als Genossen erschienen, hat die Markgenossenschaft gleich wie der Deich- und Sielverband der Marsch, der unerbittlich Alle unter die gleiche Pflicht des Deichzwanges beugte, am längsten das Bild der alten Freiheit und Volksverfassung bewahrt. Der Markrichter erkennt in öffentlicher Versammlung unter freiem Himmel über den Frevler, welchen die zur Aufrechterhaltung der Ordnung berufenen Mahlleute ihm zur Anzeige gebracht haben. Will er aber gegen einen Widerspenstigen ein Urtheil vollstrecken, so darf er sich nicht an seiner Person oder seinem Gute vergreifen. Er schließt ihn nur von der Gemeinschaft aus, indem er sein Vieh pfändet und sein Haus zupfählen läßt, bis er Folge leistet.

Die Deesberger Mark, welche mit ihrem Mittelpunkte in Damme außerdem die Kirchspiele Holdorf, Neuenkirchen und angrenzende preußische Bauernschaften umfaßte, war eine der größten des Nordlandes. An 3 verschiedenen Stellen wurde in ihr das jährliche Gericht unter dem Voritze des Holzgrafen gehalten, in dem einen Jahre auf der Straße in Damme, wo bei Leibers Hause die Höltingsbank stand, das andere Jahr auf dem Havixberge zwischen Damme und Neuenkirchen, das dritte Jahr

auf der Straße zu Neuentkirchen. Hier wurden Köhrun-  
gen für das Beste der Mark vereinbart, Excesse in der  
Mark, die in der Zwischenzeit begangen waren, angezeigt  
und bestraft. Dabei vertrank man das Bier, welches der  
ohne Entschuldigung Ausgebliebene oder der junge Wehr-  
fester geben mußte, der nach dem Antritte der väterlichen  
Stelle zum ersten Male in der Genossenschaft zur feier-  
lichen Beeidigung erschien.

Mancherlei Umstände wirkten zusammen, um seit dem  
Beginn des 18. Jahrhunderts eine Umwandlung der  
überkommenen Markewirthschaft herbeizuführen. Mit  
der zunehmenden Bevölkerung hatte der nach Sonder-  
eigenthum strebende Ackerbau an Bedeutung gewonnen.  
Die Märker machten von dem Zuschlagsrechte ausge-  
dehnten Gebrauch und siedelten Söhne und Töchter auf  
den Rodungen an. Es ist wahrscheinlich, daß auf diese  
Weise auch bei Damme schon früher vor den alten  
Colonendörfern Rüschenhof, Borringhausen und Holdorf  
die Rötteransiedelungen Dümmerlohausen, Hüde und Glad-  
derlohausen entstanden sind. Den entschiedensten Ueber-  
gang zur Ackerwirthschaft aber vermittelten hier, wie in der  
Marsch, zum Schluß des Jahrhunderts einige Hunger-  
jahre und der siebenjährige Krieg. Hatte der Bauer vor  
Zeiten nur so viel Korn gebaut, um Brod für seinen  
Haushalt zu haben und die schuldige Garbenzahl an den  
Gutsherrn und den Zehnten an die Kirche entrichten zu  
können, so suchte er jetzt den Ueberschuß zu versilbern  
und vermehrte die urbare Fläche, indem er Holz und  
Bruchland rodete und bei sorgfältiger Abwässerung hier  
jetzt einen viel fruchtbareren Boden fand, als auf den

uralten Ackerplätzen der hohen Heide. Es begann jene Periode der Bauernwirthschaft, die trotz aller Rückschläge in den Kornpreisen, namentlich in den 20ger Jahren, sich bis zur Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts gehalten hat, in welcher Wald und Wiese dem Acker wichen und das Vieh nur als nothwendiges Uebel behufs der Düngerproduktion angesehen wurde. Nachdem der bessere Markengrund als Bauland mehr Werth bekommen hatte, fingen auch die Gemeinden an, wenn sie durch Einquartierungen, kriegerische Durchzüge oder Bauten in Schulden gerathen waren, durch Verkauf von Zuschlügen auf die bequemste und am wenigsten drückende Art sich ihre Lasten zu erleichtern. Der Holzreichthum aber war bereits gegen Schluß des Mittelalters durch schlechte Nutzung und Verschwendung arg mitgenommen, der 30jährige Krieg und die anwachsende Bevölkerung, welche das neue Element der Heuerleute in sich aufnahm, thaten das Ihrige, um die letzten Bestände allmählig zu vernichten, so daß auf der entblößten Heide wenig mehr als eine farge Trift für genügsame Schafe übrig blieb.

Die wirthschaftlichen Gründe, welche auf eine Minderung der Zahl und Größe der Marken hindrängten, fanden eine Unterstützung in der zunehmenden Einwirkung der Landesherrschaft auf die Verwaltung der Genossenschaft.

Das Amt des Markenrichters beruhte ursprünglich wie jedes Richteramt auf der Wahl der Genossen. Die Wahl fiel herkömmlich auf den hervorragendsten Grundbesitzer, und weil dies wegen der Domänen oder sonstigen gutspflichtigen Stellen meistens die Landesherrschaft war,

so wurde im Osnabrück'schen wie im Münsterlande der Bischof Markenrichter, wo nicht, wie z. B. in der Herrlichkeit Dinlage, es einen besonders eximirten Gutsherrn gab oder, wie in den kleinen Städten, die Bürger keinen Patrimonialherrschaften unterworfen waren und daher die Magistrate die markenrichterlichen Geschäfte ausübten.

Und von jetzt an theilt sich der Gang der Entwicklung. In den alten Grafschaften bemächtigte sich muthmaßlich unter Einwirkung der seit dem 16. Jahrhundert aufgebrachten Lehre von der Regalität, die auch für das so hoch geschätzte Recht auf den Anwuchs in den Marschdistricten maßgebend war, der Graf des Eigenthums der Gemeinheiten und gesteht den Genossen nur einen Abfindungsanspruch zu. In den Ländern der Bischöfe zu Osnabrück und Münster war ein derartiger Uebergreif schon deshalb unmöglich, weil der in Domcapitel und auf den Landtagen mächtige Adel ein entschiedenes Interesse an der Conservirung der mit seinen Gutsrechten eng verknüpften Markenverfassung hatte. Jedoch trat auch hier die finanzielle Ausbeutung des Markenrichteramtes bald in den Vordergrund, und seit dem 17. Jahrhundert steht im Hochstifte Münster das Herkommen fest, wonach der Markrichter als Vergütung für seine Dienste ein Drittel der Schüttgelder und Markalbrüche und bei Veräußerungen oder Zuschlägen als Entschädigung für den Wegfall dieser Gebühren ein Drittel des Werthes des Grundes erhielt. Später ging man noch weiter, indem man bei Theilungen statt der Geldentschädigung das Drittel in Grund und Boden verlangte, und ein wirthschaftlicher Nothstand, die Dämpfung der in den weiten Marken viel-

fach vorhandenen Sandwehen, gab Anlaß, diesen Anspruch zunächst für einen speciellen Zweck gesetzlich ins Leben zu rufen. Die Münster'sche Verordnung vom 21. Mai 1771 verfügte, daß die wüsten Sanddistricte in Zuschlag gebracht und mit Nadelholz besät werden sollten, wobei es dem Markenrichter frei gestellt war, jene Entschädigung in einem Drittel des zu besäenden Grundes zu nehmen, zuzuschlagen und in Holzwuchs anzuwenden. Auf diese Weise sind die herrschaftlichen Fuhrenkämpfe im Kreise Cloppenburg und der Fladderlohauser Fuhrenkamp bei Damme entstanden. Hatten sich die Markgenossen dieses Verfahren nicht ungern gefallen lassen, weil ihnen damit ein Theil der lästigen Besamung abgenommen wurde, so machten sich doch die Consequenzen empfindlich bemerkbar, als strebsame Beamte einen Eigenthumsanspruch der Landesherrschaft an der Mark jetzt auch bei anderen Theilungen erhoben. Die 1803 eintretende Oldenburgische Regierung hielt an dieser Tendenz der Münster'schen Bögte fest und vermochte sie um so unbeschränkter, allerdings meistens in der Form freiwilliger Vereinbarungen, durchzusetzen, als das einflußreiche Burgmannscollegium zu Bechta, welches noch 1763 energisch gegen eine Ziehung der Tertia in Natura protestirt hatte, aufgehoben war. Durch das Staatsgrundgesetz und das spätere Markengesetz ist dann dieses Recht verfassungsmäßig begründet und zwar zu dem socialpolitischen Zwecke, die nöthigen Mittel zur Unterstützung kleiner Grundbesitzer daraus zu entnehmen. In der Deesberger Mark hatte der bischöfliche Hof zu Bokern die Holzgrafschaft ausgeübt. 1763 legte der Bischof sie jedoch seinen Beamten zu Wörden

bei, sodaß der Hof nur die Unterholzgrafschaft und die Broge über Haspel, Maaß und Gewicht behielt. Hier war bei einzelnen Ausweisungen die Tertia in Geld bezahlt, bei ganzen Theilungen aber erhielt der Markenrichter 3 oder 4 Vollerbentheile in Land, wofür sich später auch wohl der zehnte Theil oder die Decima festsetzte.

Unter dem Einflusse der eudämonistischen Staatstheorien beginnt man seit der Mitte des 18. Jahrhunderts nach dem Vorbilde Englands mit der Auftheilung der Gemeindegüter. Ihre politische Bedeutung hatte die Markengenossenschaft verloren, seitdem die Beerbten sich gegen die neuen Zuzügler abgeschlossen hatten und die Mark nicht mehr im Gesamteigenthume der politischen Gemeinde, sondern im Privateigenthume der ausschließlich Berechtigten stand. Die gemeinschaftliche Benutzung in großen Revieren hatte sich kaum anderswo als in den großen Moordistrikten an der ostfriesischen und holländischen Grenze erhalten, während auf besserem Boden und bei stärkerer Bevölkerung die einzelnen Bauerschaften von Alters her Weisungen oder Heimschnaaten für sich abgetheilt hatten. Auch diese verfallen jetzt dem Uebereifer der Beamten. Die ehrwürdigen Marken, das Vorbild und zum Theil die Grundlage der altgermanischen Staatsverfassung, schwinden zusehends dahin und nur wenige hohe Haide oder Moor hat sich ungetheilt bis zur Neuzeit erhalten.

\* \* \*

Es ist mir oft des Nachdenkens nicht unwerth erschienen, wie der in der Markgemeinde sich abspielende

Lebensproceß, der jedem Mitgliede unaufhörlich Veranlassung gab, sich als Wächter der hergebrachten Ordnung zu fühlen und eifersüchtig darauf zu achten, daß der Nachbar nicht durch übermäßige Viehhaltung oder heimliche Aneignung von Markengrund das Recht des Anderen schmälere, auch die Gemüthsbildung des Bauernstandes beeinflussen mußte, bei welchem ohnehin der Eigenthums-sinn die treibende Wurzel der Persönlichkeit gerade so bildet, wie beim Officier die Ehre, beim Kaufmann der Credit. Hat doch erst neuerdings ein geistvoller Jurist in der kämpfenden Bethätigung des subjectiven Rechtsanspruches das ideale Moment der Rechtsentstehung überhaupt gefunden. Die Untersuchung würde sich dann weiter auf diejenigen historisch gegebenen Einwirkungen zu erstrecken haben, die als mildernde Fermente der Charaktermischung geeignet waren, dem trotzigen Egoismus des Höltingsgenossen die Wagschale zu halten, die politische Unfreiheit, die seit der fränkischen Zeit in den mannichfachsten Formen das sächsische Bauernvolk überzog, als noch Friesland den ursprünglichen Stand der Gemeinfreiheit aufrecht erhielt, die katholische Kirche, die es verstanden hat, mit den vielseitigsten Geboten das irdische Leben der Gläubigen an sich zu fesseln und deren schroffes Autoritätsprincip unbewußt auch in der gesteigerten Geltung staatlichen Ansehens reflectirt.

Und noch wie vor Jahrhunderten liegen die Höfe in den Einsenkungen des Thales unter Busch und Wiesen, während das Ackerland die niederen Hügel hinaufzieht. Mit Vorliebe pflegt der Bauer die Reste des früheren Waldes, die das strohgedeckte Haus mit dem Pferdekopf

am Giebel umkränzen. In wenig Landen grünt die Eiche in stolzerer Pracht. Eine Capelle oder das roh in Holz geschnitzte Bild des Gekreuzigten beschirmt den Eingang zum Hause oder zum Felde, wo vor Zeiten vielleicht ein Waldbruder seine Clause erbaut oder der Christ gewordene Vorfahr ein frommes Zeichen zu errichten gelobt hatte, wenn ihn Noth oder Trübsal bedrängte. Die Standesbezeichnung des größeren Bauern ist das römische Wort Colon, während im Münsterlande der Name Zeller üblich ist, im übrigen Herzogthume der Name Hausmann, in der Grafschaft Delmenhorst auch Baumann vorherrscht, welcher den Gegensatz zum Hofmann, Hovemann einer Titulatur der Dienstmannen, des späteren niederen Adels ausdrückt. Diese alten Titel sind hier noch nicht in Mißcredit gerathen, wie in den Marschen, wo der städtisch gewordene Bauer sich so gerne Landwirth, Deconom oder gar Gutsbesitzer zu nennen liebt. Die uralte germanische Anschauung, daß eigentlich die Hufe den Mann macht, ist für die Sitte maßgebend, daß jeder auf eine Stelle Aufheirathende den Namen dieser Stelle annimmt, in Folge dessen die alten Benennungen, die schon im frühesten Mittelalter in den Urkunden vorkommen, in welchen die in der Gegend begüterten Großen ihre Höfe für ein Darlehen zum Pfande setzen, oder eine fromme Edelfrau den benachbarten Klöstern Land und Zehnten zum Geschenke macht, eine bis in die Neuzeit andauernde Geltung gewonnen haben. Und während der Marschbauer diejenige Stelle am meisten liebt, die ihm mühelos den größten Ertrag abwirft oder bequem in der Nähe eine Ortschaft gelegen ist, während er ohne Bedenken den Platz

wechselt, wenn er anderswo ein passenderes Dasein zu finden glaubt, oder verpachtet und verkauft, um in der Stadt oft allzu frühzeitig ein Schlenderleben zu beginnen, hält es den Geestbewohner bis an sein Lebensende auf der ererbten Stelle fest, wo er Bäume gepflanzt und die Haide gebrochen und alles, was sie jetzt an Culturen und äußerer Behåbigkeit bietet, nur um den Preis eines arbeitsamen Lebens zu erzielen vermochte.

Früher besaßen die herrschenden Geschlechter hier große Vorwerkswirthschaften, die Tecklenburger zu Nordhose, der Osnabrücker Bischof zu Bokern. Diese wurden schon bald in eine Reihe zinspflichtiger Stellen zerschlagen, und da zu gleicher Zeit die freigeblienen Bauern sich in den Schutz einer neu erbauten Grafenburg oder eines mächtigen Gutsherrn begaben, so war bald nach der fränkischen Zeit die persönliche Unfreiheit in stärkerer oder milderer Form das herrschende Kennzeichen des Bauernstandes. Die spätere Jurisprudenz hatte genug zu thun, um alle diese verschiedenen Lebenslagen in die gehörigen Schablonen zu bringen. Man unterschied Eigenbehörige nach Leibeigenschaftsrecht und Eigenbehörige nach Hausgenossenrecht, Hofhörige, die ihre persönliche Freiheit bewahrt hatten, und Meier, die nach Meierrecht lebten. Jene beiden ersten Klassen der Leibeigenen standen sich darin gleich, daß sie Abgaben vom Felde und Vieh zahlten und ihre Kinder zu knechtischen Diensten auf die Burg schicken mußten, daß sie ihren Aufenthalt nicht frei wählen durften und nach ihrem Tode der Herr den ganzen Nachlaß an sich nahm, falls keine Kinder vorhanden waren. Aber die Leibeigenen nach Hausgenossenrecht bildeten zum

gegenseitigen Schutze eine Gemeinschaft, Hausgenossenschaft unter sich, in welcher der Meier des Haupthofes die erste Rolle spielte, die dem Herrn zu leistenden Abgaben an Vieh und Korn in Empfang nahm und zu bestimmten Pflichttagen die Genossen versammelte, um nach dem Urtheile seiner Besitzer, der Redeleute oder Redemeier, ihre Händel zu schlichten und die Auffahrt neuer Hofbesitzer zu ordnen. In solcher Gemeinschaft standen die Hörigen der bischöflichen Tafel, der Domcapitel, Stifter und Klöster.

Nachdem man bereits im vergangenen Jahrhundert Anlaß genommen hatte, der willkürlichen Behandlung der leibeigenen Bauern durch die Gesetzgebung Schranken zu ziehen, haben im jetzigen Jahrhundert die französische Zeit, welche die persönliche Leibeigenschaft, und die Ablösungsordnungen, welche die im Gutsverbande enthaltenen geldwerthen Rechte zum billigen Werthe in Wegfall brachten, auch in den südlichen Theilen des Herzogthums den großen Proceß der Grundentlastung zu Ende geführt, dessen letztes Ueberbleibsel, das Zerstückelungsverbot der Stellen, bei der neuen Regelung der Grunderbfolge im Jahre 1876 verschwunden ist.

In dem Haupttheile der Gemeinde Damme besteht der Boden aus verwitterten Sandsteinlagern von bunter Färbung. Je dunkler und poröser diese Ablagerungen sind, desto fruchtbarer ist die Ackerkrume und bei Rüschen-  
dorf nimmt sie jene röthliche Färbung an, welche Westfalen den Beinamen der rothen Erde verschafft hat.

Der älteste gemeinschaftliche Ackergrund jedes Dorfes ist der sogenannte Esch. Hier liegen die Aitheile jeder

Stelle zusammenhängend in einer Fläche und uraltes Herkommen bestimmt die gegenseitigen Verpflichtungen der Anlieger. Bis zum alten Mai darf jeder Besitzer den Pflug auf dem Stücke seines Nachbarn wenden, während er nach der Wendezeit auf seinem eigenen Acker die Wendung machen muß. Deshalb darf auf dem Esche auch Nichts eingefriedigt, und die Grenze nur durch Grasfur- chen, Steine oder Pfähle markirt werden. In früheren Zeiten fand nach beendeter Ernte die gemeinsame Stoppelweide statt. Seitdem aber nach der Mitte des vergange- nen Jahrhunderts der Kartoffelbau sich mehrte und man anfang Rüben und Spörgel als Nachfrucht zu bauen, wurde die Stoppelweide als nachtheilig erkannt und ist verschwunden bis auf das freie Umherlaufen der Schweine im Winter und Frühjahr. Durch die fortwährende Zu- fuhr von Pflaggendünger hat sich der Esch gegen das übrige Land erhöht und zum Theil sind auch noch die Wallungen erhalten, die man vormals anlegen mußte, um das in der Gemeinheit weidende Vieh von den Acker- feldern abzuhalten. Auf die Eschländereien folgen die aus den Marken zugeschlagenen oder bei der Theilung erhaltenen Kämpfe, an denen allein ein wahres Privat- eigenthum bestand. Leider sind diese Theilungen fast überall in wenig zweckmäßiger Weise erfolgt, weil man auf eine gleichzeitige Verkoppelung nicht Bedacht genom- men hat, vielmehr jedem Berechtigten in jeder Bodengat- tung seinen Theil anwies und noch dazu über die ört- liche Lage häufig das Loos entscheiden ließ. Nimmt man schließlich die weiter abseits belegenen Bestandtheile jeder Stelle, der Antheil an der Bergmark, der, nachdem mit

der Theilung die Schafweide aufgehört hat, meist mit Tannen bestanden ist, der Antheil im Moore, der zu Wiesen hergestellt ist oder lohnende Torfausbeute gewährt, so ist die Uebersicht vollendet.

Die späteren Ansiedelungen auf Marktgrund oder auf Erbsestücken waren die Kotten, deren Besitzer Markt- oder Erbkötter, wenn er mit dem Verwejer des Colonates den gleichen Namen führte, der Kleine im Gegensatze zum Großen genannt wurde. Auf der Stelle selbst waren der Haupthof und die Leibzucht des abgegangenen Wirthschafsters die einzigen Gebäude, die Abfindlinge zogen, wenn es ihnen nicht gelang, durch Heirath auf eine andere Stelle zu kommen, mit etwas Baargeld in der Tasche ab oder blieben unverheirathet bei dem Haupterben, um zum Besten der Stelle fortzuarbeiten.

Seit dem Beginne des 17. Jahrhunderts aber bereitet sich eine denkwürdige Umwälzung vor. Flüchtlinge, welche die unaufhörlichen Kriege und Religionswirren in die Fremde vertrieben hatten, Bauern, welche unter dem Steuerdrucke und den fortwährenden Cinquartierungen den Hof verließen, entlassene Söldner, die jetzt als gefährliche Landstreicher umherzogen, entlaufene Knechte und Hörige aller Art, die in den vielen Schlupfwinkeln des Landes vor dem Herrn sich bargen, der ihnen an Leib und Leben wollte, vermehren die Zahl der unangesehenen Leute. Sie nisten sich in Scheunen und Backhäusern ein, graben Erdhütten im Walde und auf der Haide, die Bauern und die Stände klagten, daß die Gemeinde von ihnen ausgezogen und Holz und Weide durch sie beschädigt werde. Lange Verhandlungen werden auf den Landtagen

über sie geführt. Hüffelste ist damals der gemeine Name für diese vagirende Menschenmasse. Erst allmählig bahnt sich ein neuer Zustand an. Die Populationsordnungen der Landesherrn legen sich ins Mittel und heischen von der Bauerschaft die Aufnahme der Zuzügler oder überweisen ihnen die wüsten Erben oder Kotten. Die Fremden sind bewandert in allerlei Künsten oder Gewerben, sie flicken das Geschirr und brauen Tränke für Menschen und Vieh oder besitzen auch wohl etwas Baargeld, um den Bauern bei dringenden Anlässen auszuhelfen. Trotzdem war im 18. Jahrhundert noch wenig von dieser neuen Menschenklasse ansässig gemacht, bis gegen Schluß desselben jene Veränderung in den Wirthschaften vor sich ging, welche den Ackerbau an die Stelle der Viehzucht setzte. Jetzt fängt der Bauer an, die Arbeitskraft der herandrängenden Leute für sich nutzbar zu machen, da sie ihn billiger zu stehen kommt, als wenn er ständige Dienstboten halten oder auf kurze Zeit fremde Arbeiter heranziehen wollte. Holz wächst genug auf dem Hofe und einige Wände sind leicht geklemmt. Und so entstehen niedrige Lehmhäuser um das Hofgebäude, welche den neuen Ansiedlern mit etwas Ackerland überwiesen werden, wofür sie sich zu persönlichen Diensten im Hause und auf dem Felde verpflichten müssen. Bald schließen sich die Hinterleute mit dem Hofe zu einer wirthschaftlichen Einheit zusammen, die auf einem durch Herkommen geregelten Systeme gegenseitiger Naturalleistungen sich gründet und für die Dienenden mit einem Beigeschmacke der Hörigkeit versehen ist. Die Bevölkerung des Landes hat sich um die Hälfte vermehrt. Es giebt Bauern, welche 14 und

mehr Familien und bis 100 Menschen auf ihrer Stelle haben. Es sind von jetzt an die Heuerleute, welche die socialpolitische Physiognomie des Osnabrücker- und Münsterlandes bestimmen.

Die Abhängigkeit der Heuerleute von ihrem Bauern ist stets eine sehr verschiedene gewesen und hat gewechselt vom strengsten persönlichen Dienstzwange mit ungemessenen Diensten bis zu recht milden Verhältnissen und bestimmten, auch mit Geld bezahlten Leistungen. Sie war drückend, wo auch der gutsherrliche Verband drückend aufgetreten war, so namentlich auf der fruchtbaren Strecke von Damme, Dinklage, Lohne, Bakum und Essen. Sie war milde, wo auch der Bauer sich unter einem milden Gutsherrn befand, und verlor sich ganz in jenen Theilen des Kreises Cloppenburg, wo man keine Gutsherrschaft gekannt, und wo vormalig die Friesen und mit ihnen der Sinn für persönliche Freiheit eingewandert war.

Am besten standen sich von jeher die Heuerleute, die am Moore wohnen, welches ihnen Gelegenheit zu mancherlei Nebennutzung und zu einem lukrativen Torfhandel nach dem Hinterlande gewährt. An anderen Stellen war es der Auszug in die Fremde zum zeitweiligen Arbeitsverdienste, der das baare Geld in die kleine Deconomie brachte. Der streitbare Bischof Bernhard von Galen soll zuerst den Einwohnern dieser Gegend, welche unter seinen Fahnen dienten, das wohlhabende Holland gezeigt haben, und nach dem Wiedereintritte ruhigerer Zeiten begannen die wirthschaftlichen Beziehungen zu jenem Lande, die noch heute unendlich wichtig für ganz Westfalen geblieben sind. Das Detailgeschäft in den holländischen Städten ist den

behäbigen Mynheers von den deutschen Handelsbessenen aus den Händen entwunden, die, wenn sie Glück gehabt haben, in das Geburtsdorf als gewiegte Rentiers zurückkehren oder durch reiche kirchliche Stiftungen die Anhänglichkeit an die Heimath bethätigen. Das Mähen und Torfbaggern in der holländischen Niederung wurde ebenso von den Heuerleuten besorgt, die, wenn sie die Hülfe beim Bauern geleistet und den eigenen Acker mit den Pferden desselben bestellt hatten, zu Beginn des Sommers in ganzen Trupps dorthin zogen, um mit blanken Gulden in der Tasche zurückzukehren, mit welchen sie dann die Vorschüsse beim Kaufmann bezahlten oder ein junges Schwein zum Fettmachen einkauften. Da indessen mit der Abwesenheit immerhin Verlust für die eigene Wirthschaft verbunden war, auch das feuchte Klima der Niederlande der Gesundheit Schaden brachte, so ist das Hollandgehen in der Neuzeit einigermaßen in den Hintergrund getreten. Am regelmäßigsten wird noch von Steinfeld aus die Fahrt auf den Heringsfang gemacht.

Die Existenz einer so zahlreichen, in Unterthänigkeit auf den Bauernhöfen lebenden Menschenklasse würde trotzdem eine nicht geringe sociale Gefahr gebildet haben, wenn sie nicht ihr Gegengewicht in der Beharrlichkeit der ländlichen Verhältnisse selbst gefunden hätte. Die ganze Stellung der Heuerleute beruht noch jetzt fast ausschließlich auf Herkommen. Niemals hat sich die staatliche Gesetzgebung, welche im vergangenen Jahrhundert die Eigenbehörigkeit der Bauern geregelt hatte, der Heuerleute angenommen, obgleich mehrfach commissarische Untersuchungen stattfanden, um wenigstens die schlimmsten Auswüchse

dieses Wirthschaftssystems, namentlich die Ungemeßheit der Dienste und die willkürliche Kündigung, abzuschneiden. Wenn gegenwärtig die Heuerleute im Allgemeinen in ganz leidlichen Verhältnissen leben, so liegt der Grund weniger darin, daß ihre rechtliche Lage eine Besserung erfahren hat, sondern darin, daß die Concurrenz zu ihren Gunsten ausgefallen ist und ihre Arbeitskraft für den Bauern einen höheren Werth darstellt.

Ein schwieriges Uebergangsstadium wurde aber zunächst durch zwei Umstände hervorgerufen, durch die fortschreitende Theilung der Marken und den Verfall der als häusliche Nebenbeschäftigung betriebenen Leinenindustrie.

Wo die Mark fruchtbares Land enthielt, hat der Uebergang in die Einzelwirthschaft bedeutenden Nutzen auch für den Heuermann geschaffen, indem mit der Vermehrung des Anbaues die Nachfrage nach Arbeitskräften sich hob. Wo die Mark aus magerer Heide oder Sand bestand, ist ihre Theilung, falls nicht größere Holzculturen erfolgten, meistens von wenig Vortheil gewesen und von dem Beamten oft mit viel zu viel Eifer betrieben worden. Die ehemals freie Nutzung des Heuermanns ist jetzt überall durch Grenzen beengt oder wird durch Ansammlungen beeinträchtigt. Die Theilung der Moore war durch die zunehmende Wiesencultur und das Bedürfniß einer Regelung des wilden Torfstichs erforderlich, hat aber dem Heuermann keinen Segen gebracht, der für das zum Torfhandel benöthigte größere Pfand oder die Weide jetzt Entgelt leisten muß. Der Bessersituirte konnte früher ein oder zwei schlecht genährte Pferde in die Gemeindeweide treiben. Der Andere war ganz auf das Gespann des

Bauern angewiesen. Die später entstandene Sitte, auch das Rindvieh als Zugkraft auszunutzen, hat hier die Selbstständigkeit des Heuermanns außerordentlich gehoben. Der einträglichste Zweig seiner kleinen Wirthschaft ist unter den augenblicklichen Verhältnissen die Mast von Schweinen, die im Winter rudelweise auf den Feldern umherlaufen und sich oft in die Straßen des Ortes verirren. Wegen der bekanntlich großen Preisschwankungen dieser Thiere, die sich durch Fruchtbarkeit hervorthun, aber auch häufigen und verheerenden Krankheiten unterworfen sind, ist indessen mit ihrer Aufzucht ein ziemliches Risiko verbunden.

Ungleich verhängnißvoller aber ist der fortdauernde Rückgang und das vorausichtliche Ende der Flachsendustrie. Wo sind die Zeiten, als Spinnrad und Webstuhl, das uralte Besizthum der Indogermanen, zum Hausgeräth der Ritterburg wie der Hütte gehörte und nach gethaner Arbeit im Felde und auf der Diele um den Herd die Spindel schnurrte und in der Webekammer das Schiffchen emsig zwischen der Kette den Einschlag hin und her zog, als auf den Leggen, welche die Fürsorge des Osnabrücker Bischofs überall in den bedeutenderen Orten errichtet hatte, der Meister mit seinem Gehülfen sich sputen mußte, um das an den Leggetagen von allen Seiten angebrachte Leinen auf dem langen Tische zu messen und nach seiner Feinheit abzustempeln, als auf den großen Auktionen die Bremer und Amsterdamer Kaufleute sich drängten, um das Erzeugniß des häuslichen Fleißes aufzukaufen, welches einen ansehnlichen Exportartikel Deutschlands bildete?

Die Verarbeitung von Flachs und Hanf zu Garn oder Leinen war damals das wichtigste Nebengewerbe der niederdeutschen Landwirthschaft. Unglaublich war die Zahl der Stücke, die in einer fleißigen Familie am Spinnrade oder Webstuhle an den langen Wintertagen fertig gestellt wurden. Rein Leinen aber galt mehr als das Osnabrücker. Ihre größte Bedeutung hatte die Leinenausfuhr gegen Ende des 17. Jahrhunderts mit dem Aufblühen der englischen, holländischen und spanischen Colonien gewonnen, durch deren Verbrauch sie sich bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erhielt, namentlich als nach dem amerikanischen Befreiungskriege die Bremer Häuser den directen Absatz nach der neuen Welt eröffneten.

Die ausnehmende Bedeutung des Gewerbes hat zu verschiedenen Zeiten Regierungs-Maßregeln veranlaßt, um dasselbe zu fördern oder zu erhalten, wenn es bedroht war. Man sorgte für guten Lein- und Hanfsamen und zweckmäßige Geräthe, man errichtete Spinn- und Webeschulen oder Musterbleichen und erließ Anordnungen, um den Betrügereien und Unordnungen im Handel vorzubeugen. Hauptsächlich aber kommen die Schauanstalten oder Leggen, die in der Stadt Osnabrück seit unvordenklicher Zeit bestanden hatten und von dort in die andern Distrikte übertragen wurden, hier in Betracht. In dem jeder Anstalt zugewiesenen leggepflichtigen Bezirke darf bei Strafe Niemand das selbstverfertigte Leinen kaufen oder verkaufen, bevor es nicht zur Legge gebracht, dort gemessen, classificirt und gestempelt ist. Auch pflegt sich hieran eine Versteigerung des Lei-

nens anzuschließen, an welcher jedoch Niemand theilzunehmen gezwungen ist. Eine derartige Anstalt hatte Oldenburg gleich nach der Erwerbung sowohl in Damme als in Neuenkirchen errichtet. Die letztere Anstalt ist schon länger, die erstere vor einigen Jahren eingegangen.

Denn gegen das Ende des Jahres 1806 hatten mit der Continentsperre die ungünstigen Conjunctionen begonnen. Die überseeischen Märkte wurden dem Garn- und Leinenhandel verschlossen. Es würde nicht erklärlich gewesen sein, wie er noch vor gänzlichem Untergange bewahrt blieb, wenn nicht wegen der hohen Preise der Baumwolle der inländische Verbrauch sich vermehrt hätte und die Bedürfnisse der in der Hausindustrie Beschäftigten so gering gewesen wären.

Mittlerweile hatte England die Zeit benutzt, um durch Begünstigung seiner einheimischen Fabriken die Absatzgebiete der deutschen Erzeugnisse an sich zu reißen. Es errang immer ausschließlicher den Markt, zumal seine aus Maschinengarn gefertigten Leinen sich durch äußere Glätte vor den deutschen Handgespinnsten und Hausmacheleinen auszeichneten. Daneben blühte mächtig ein ganz neuer Productionszweig, die Baumwollen-Manufactur, auf. Die kattunenen Zeuge, die leichter als die Leinwand schöne Muster und lebhaftere Farben annahmen, fingen an den älteren Stoff zu ersetzen. Krämer und Juden brachten dem Landmanne die buntgedruckten Erzeugnisse der englischen Manufacturen ins Haus. In den 20er Jahren begannen die Staaten sich durch Zollschranken abzuschließen und namentlich die amerikanischen Schutzzölle waren dem deutschen Leinenhandel verderblich, der auf der anderen

Seite mit der zunehmenden Bevölkerung immer mehr Waare auf den Markt warf. Die Preise sanken unaufhörlich, wogegen diejenigen der unentbehrlichen Lebensmittel stiegen. Gegen Ende jenes Jahrzehntes brach endlich die Krisis los. Traurig war der Winter des Jahres 1828. Tausende, die im Osnabrücker Lande ihre Existenz durch Spinnen und Weben fristeten, sahen sich dem Glende preisgegeben. Damals begann auch in Damme die Auswanderung nach den neuererschlossenen Weststaaten Nordamerikas, welche noch jetzt die im Verhältnisse zum angebauten Boden einst so volkreiche Gemeinde decimirt.

Seitdem auch in Deutschland der fabrikmäßige Betrieb sich der Spinnerei und Weberei bemächtigt hat, glaube ich, daß die Tage der Hausindustrie unwiderbringlich gezählt sind. Weil sie nicht wie andere Hausgewerbe mit individuellen Mitteln den Anforderungen des persönlichen Bedürfnisses oder Geschmacks dient, sondern auf großen Absatz durch Massenerzeugung eines uniformen Artikels arbeitet, wird sie dem Organismus der geschlossenen Fabrik unterliegen, die mit den Erfindungen der modernen Technik und geringem Kraftaufwande die stets egale Marktwaare liefert. Weil der kleine Weber nicht im Stande ist, Ueberschüsse zu capitalisiren, den Gang der Conjunctionen nicht übersieht, nur auf Zwischenhändler und Vorschußgeber angewiesen ist, wird er mit dem Großkaufmanne nicht concurriren können, der erfolgreich Capital und Intelligenz vereinigt und nach dem Wechsel der geschäftlichen Chancen das Schwungrad der Fabrik regulirt. Ja, wenn es sich ermöglichen ließe, die auf der Mittelstufe zwischen Handwerk und der ausgebildeten Fabrik

stehen gebliebene Hausindustrie durch Errichtung großer Fabriken flüssig zu machen, die im Stande wären, einen Theil der Arbeiterbevölkerung an sich zu ziehen und sie dem technisch vortheilhafteren Betriebe einzufügen! Vielleicht wäre es auch zu überlegen, ob sich im Anschlusse an die in den kleinen Orten fast überall acclimatisirte Tabacksindustrie auf dem besseren Boden nicht der viele Arbeit verlangende, aber rentable Anbau der Tabackspflanze empföhle, zu welcher im Winter die in den benachbarten Kirchspielen Bassum und Twistingen noch florirende Strohhutfabrikation treten könnte.

So lange es unter den jezigen Umständen nicht angängig ist, die zahlreichen Hände der Heuerleute in der Heimath ökonomisch richtiger als in der Leinenindustrie zu verwerthen, wird trotz aller Klagen und particularistischen Nothschreie die Auswanderung für das gesündeste Mittel zu halten sein, die überschüssige Arbeitskraft abzuführen und dadurch auch die Verhältnisse der Bleibenden gegenüber den Colonen zu verbessern.

\* \* \*

Damme ist unter oldenburgischer Hoheit der Sitz der Lokalbehörden geworden. Im ruhigen Gleichmaß spinnt sich das Leben auf dem Dorfe ab. Man nimmt gemüthlichen Antheil an den Sorgen und Freuden, den Interessen und Parteiungen, die das kleine Gemeinwesen bewegen. Das Kirchenjahr beherrscht auch die bürgerlichen Verhältnisse. Den Höhepunkt desselben bildet das sommerliche Frohnleichnamsfest mit dem Glanze seiner großen Procession. Der Ackerbürger theilt seine Zeit zwischen dem

Handwerk und dem Felde, und regelmäßig, wie seit Alters gewohnt, strömt am Sonntage die Landbevölkerung zum Hochamte von allen Seiten in den Ort hinein. Zur wahren Völkerwanderung werden ihre Schaaren, wenn einmal zur österlichen Zeit fremde Mönche eine Mission abhalten oder der Bischof zur Firmelung erscheint und berittene Haufen ihn von der Kirchspielsgrenze unter dem Geläute aller Glocken in den prächtig geputzten Ort geleiten.

Den Weg von Damme nach Neuenkirchen nehmen wir nicht auf der Chaussée über Börden, sondern über die Berge. Bei dem Chausséehaufe geht es ziemlich steil die Bergkette hinan. Von der Höhe wendet sich der Blick zum letzten Male rückwärts auf das Dorf und die Landschaft mit dem blinkenden See. Dann führt ein tiefer Sandweg gerade auf der höchsten Erhebung entlang, von welcher sich wiederum die charakteristischen Ausblicke darbieten, nach Norden auf das im Schimmer der Ferne zum behaglichen Schauen einladende Gebiet der Hase, wo bei klarem Wetter von allen Seiten die Kirchtürme auftauchen, nach Süden auf einen großen Moorkessel, das Dievenmoor, welches die Mulde zwischen den Dammer Bergen und dem Wiehengebirge ausfüllt. Ueberall war früher tiefer Wald, an welchen allein noch die für Bauernstellen gebliebenen Bezeichnungen „zum Wahlde“, „Kofenwahlde“ u. erinnern. Langsam schreitet auf der jetzt vertheilten Bergmark die Ansammlung vor. Die Gipfel und die Abhänge bedeckt hohes Haidekraut, das nur im August ein wenig freundlicher erscheint, wenn am zierlichen Gesträuch die verspätete Blüthe sich öffnet und das Braun

zum herbstlichen Purpur wandelt. Der Wachholder wächst überall in stattlichen Exemplaren. Die Pflanze genoss wegen ihrer Beeren einstmals polizeilichen Schutz. Sie ist zweigeschlechtlich und in ihrem äußeren Habitus prägt sich ganz bestimmt die Theilung der Gattung aus. Die weibliche Pflanze ist platt und breitet sich gedrückt am Boden hin, die männliche dagegen schießt hoch und schlank empor und gleicht inmitten der sie umgebenden weiblichen Büsche dem Haushahne unter seinen Hennen.

Dicht am Wege zieht sich im merkwürdigen Zickzack die Landesgrenze zwischen Oldenburg und der Provinz Hannover hin und man erkennt leicht, wie sie sich ängstlich bemüht, immer ein gerade besseres Stück Land oder eine Wiese für den mächtigeren Nachbarn abzuschneiden. Die Kirchspiele Damme und Neuenkirchen waren früher ein zwischen den Bisthümern Osnabrück und Münster im Streit befangenes Grenzgebiet, dessen Entstehung auf die verworrenen Gerichtsverhältnisse des Mittelalters zurückgeht und das eine Theilung der Bevölkerung in die nach Münsterschem oder nach Osnabrücker Recht Lebenden zur Folge hatte. Münster behauptete, die Gerichtsbarkeit über die Deesberger Mark von den Grafen zu Diepholz erworben zu haben. Osnabrück dagegen berief sich auf ein Diplom des Kaisers Heinrich vom Jahre 1225, in welchem dieser dem Bischofe Engelbert und seinen Nachfolgern das Recht ertheilt, die Gografen in Damme einzusetzen. Von der Gerichtsbarkeit als ihrem wichtigsten Ausflusse verbreitete sich dann der Streit über die übrigen Bestandtheile der Landeshoheit. So kam es, daß diese nicht auf dem Grund und Boden, sondern auf den

Köpfen beruhete. Bis in das vorige Jahrhundert hinein dauerten die gegenseitigen Fehden, so oft auch Verträge zur Abstellung derselben geschlossen wurden. Was war es für ein blutiger Kirchweihtag zu Damme im Jahre 1434, wo einige Münstersche Bauern Streit angingen und der Dsnabrücker Vogt die Sturmglocke läuten ließ! Wie oft unternahm nicht der Dsnabrücker Hauptmann von der Burg Börden, welche Dsnabrück zum Schutze seines Gebietes angelegt hatte, Streifzüge gegen Münstersche Unterthanen, um eine Unbill zu rächen, worauf dann der Münstersche Drost zu Bechta nichts Besseres zu thun wußte, als Gleiches mit Gleichem zu vergelten!

Damit aber diesen ernstern Verhältnissen die komische Folie nicht fehle, wurde es im vergangenen Jahrhundert als besonders werthvolle Neußerung der bestehenden Hoheitsgerechtfamen betrachtet, beim Ableben eines Landesherrn das Trauergeläute auf dem Thurme zu Damme vorzunehmen. Starb ein Fürstbischof zu Dsnabrück, so läuteten dessen Unterthanen zu Damme 6 Wochen lang täglich eine Stunde mit allen Glocken. Dies erschien nicht schwierig, weil die Dsnabrücker am Orte die Mehrzahl bildeten und im Besitze der Kirche waren. Starb dagegen ein Fürstbischof zu Münster, so hielt man Dsnabrückerseits vor der Kirche Wache und wies mit bewaffneter Hand jeden Münsterschen zurück, der es wagen wollte, seinem verewigten Landesherrn durch ein Trauergeläute die letzte Ehre zu erweisen. Für die Minorität kam es dann darauf an, sich mit Gewalt oder List aller Art in den Besitz des Thurmes zu setzen. Gewöhnlich eilten die Einwohner von Steinfeld und Lohne auf Be-

schluß des Domcapitels ihren Münsterschen Landsleuten in Damme zur Hülfe. Unter der Führung ihres Vogtes marschirten sie mit Wehr und Waffen unvermuthet heran, sprengten die Thüre zum Thurme und verbarricadirten sich in demselben, nachdem sie sich natürlich mit den gehörigen Lebensmitteln, namentlich liquider Art, reichlich versehen hatten. Und dann wurden zum großen Aerger aller treuen Osnabrücker stundenlang die Glocken geschwungen, so lange die im Thurme befindlichen Bergnügen daran fanden und ihr Proviant Stand hielt. Nicht immer jedoch glückte es den Münsterschen in den Thurm zu gelangen, man hielt Osnabrückerseits gehörige Wache, wenn ein Ereigniß im Hochstifte Münster eingetreten war, das Anlaß zu einem Angriffe auf die Glocken geben konnte. Man bot die Schützen im Dorfe auf und rührte die Trommel auf den Bauerschaften, so daß die Münsterschen, wenn sie angeschlichen kamen, eine überlegene Mannschaft zur Bertheidigung des Thurmes vorfanden.

Erst im Jahre 1790 gelang es dem hochangesehenen Landdechanten Brücker, diese Balgereien abzustellen. Man hatte auch mancherlei materiellen Schaden in Folge der gegenseitigen Kraftproben erlitten. In 20 Jahren war die große Glocke 3mal geborsten, und zu den Kosten des Umgießens mußten die Münsterschen ein Drittel und die Osnabrücker zwei Drittel beitragen. Brücker wußte die erhitzten Gemüther zu besänftigen, so daß sie unter sich einen Vergleich schlossen, nach welchem die Osnabrücker fortan 4 Wochen und die Münsterschen 14 Tage lang beim Ableben ihres Landesherrn läuten durften.

Vielfache Verhandlungen behufs einer territorialen Auseinandersetzung waren ohne Erfolg. Eine im Jahre 1730 vereinbarte Grenzlinie von Gehrde nach Damme kam nicht zur Ausführung und wurde nur später für die Theilung des 1780 zur Dämpfung von Sandwehen angelegten Fladderlohhauser Fuhrentampes von Bedeutung. Erst auf dem Wiener Congresse wurde Hannover verpflichtet, diese Grenzlinie anzuerkennen und dann noch südlich von derselben einen District von 5000 Seelen abzutreten. Die damalige Politik des Welfenstaates erblickte einen großen Triumph darin, daß es ihr gelang, namentlich mit Hülfe eines ortskundigen und sehr gewaltthätigen Amtsmannes zu Börden, diese Bestimmung wörtlich zur Ausführung zu bringen, so daß die Grenze unmittelbar an den Gebäuden vorbeigeführt wurde, während das Land für Hannover verblieb. Denn nur die Seelen, nicht das Land sollte abgetreten werden.

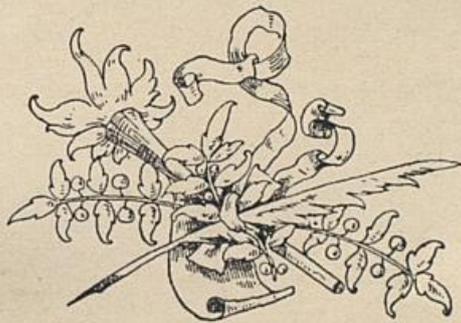
Und als ob es mit diesen Mißbildungen auf staatlichem Gebiete noch nicht genug sei, trat seit der großen Kirchenumwälzung eine dauernde Trennung des Bekenntnißstandes ein.

Die Reformation war von einem ihr geneigten Bischofe rasch durchgeführt worden, allein die nach dem unglücklichen Ausgange des Schmalkaldener Sieges ansetzende Gegenreformation hatte schweren Stand, so daß es beim Abschlusse des westfälischen Friedens unmöglich erschien, auf Grundlage des Normaljahres dauernde Verhältnisse herzustellen. Der dogmatische Unterschied beider Kirchen war dem Volke wenig zu Bewußtsein gekommen, und man hielt sich an gewisse äußerliche Thatfachen. Die Ber-

heirathung der Priester und die Art der Verabreichung des Abendmahls spielte hierbei eine Hauptrolle. Doch begegnete das erstere Merkmal dem Widerstande der Katholiken, welche die Ehe des Priesters als Concubinat hinstellten, und was das letztere anlangt, so hatten die armen Seelsorger, denen die adeligen Herren vom Domcapitel wenig von ihrer Pfründe übrig ließen, sich eben in die Zeiten geschickt und jedem das Abendmahl in der Gestalt gereicht, in welcher er es haben wollte. Zur weiteren Bequemlichkeit waren dabei die Beichtstühle getrennt für jede Confession mit einem rothen oder schwarzen Striche bezeichnet. Auch mit endlosen Zeugenvernehmungen kam man nicht weiter, weil jede Partei die Zeugen der Anderen meineidig machte. Die Schwierigkeiten hatten sich so gehäuft, daß man 1649 endlich den Vorschlag des Kaiserlichen Gesandten Baron Vollmar acceptirte, der seinen sogenannten Durchschlag machte und die Forderungen beider Partheien in Bausch und Bogen ausglich. In Osnabrück wechselte von jetzt an ein protestantischer und ein katholischer Bischof. In den Gemeinden wurden Kirchen und Kapellen an jede Partei vertheilt. In Damme wurde die Pfarrkirche den Katholiken überwiesen. In Neuenkirchen wurde gleich wie in Börden und Badbergen das Simultanverhältniß hergestellt. In derselben schmucklosen Dorfkirche wechselte der Gottesdienst beider Confessionen und erst in der Neuzeit ist man auch hier an eine örtliche Auseinandersetzung der Gemeindeanstalten herangetreten.

Die Aussicht auf das Dorf Neuenkirchen ist eine der anmuthigsten der Gegend. Wenig heben sich hinter dem

Gschlande die Kirche und die Häuser hervor. Mit Bäumen sind die Raine der Felder und Wiesen bepflanzt und in Gruppen umgeben sie die Baulichkeiten der Höfe, so daß das Ackerland fast verschwindet, und das Ganze wie ein einziges grünes Buschland erscheint. Hinter dem Dorfe beginnen die künstlichen Rieselleitungen der Gase mit ihrem kalkreichen Wasser und das Auge des Verwaltungsbeamten erfreuen die mannichfachen Formen des Wiesenbaues mit Beetanlagen, Rücken- und Hangbau. Die alte Johannitercomthurei Lage lassen wir am Wege liegen. Bald sind die Berge entschwunden, aber am fernem Horizonte zeichnen sich noch ihre Umrisse gegen den Himmel ab, wenn wir jetzt in Alfhausen den Bahnzug erreichen, der uns zur heimatlichen Stätte zurückführt.





# Anmerkungen.

## I.

**S. 5.** Ueber das Alter der Stadt Oldenburg und die Herleitung ihres Namens herrschte einst unter den einheimischen Geschichtschreibern großer Streit. Nach Hamelmann hat sie Wittelinds Enkel, Graf Walbert, der zu Wildeshausen residirte, um die Mitte des 9. Jahrhunderts erbaut und nach seiner Gemahlin Altburgis, die ein gräßlich Fräulein von Lesum war, genannt. Nach der wohl zuverlässigeren Version der Rasteder Geschichtswerke aber hat das castrum Oldenburg zur Zeit der Kirchengründung in Wiefelstede, 1057, noch nicht existirt und ist erst von Christian dem Streitbaren, Christianus bellicosus, im 12. Jahrhundert mit Beihülfe des sächsischen Herzogs errichtet. Seit des Etatsraths Adalrich von Wittken Schrift „Versuch einer historischen Abhandlung von dem eigentlichen Alter und Namen der hiesigen Hauptstadt Oldenburg“ (Manuscript in der Bibliothek) ist die letztere Ansicht zur allgemeinen Geltung gelangt. Bei dieser ist jedoch die Ableitung des Namens nicht ohne Schwierigkeit. Denn wie konnte man ein neuerbautes Schloß eine alte Burg nennen? Wittken nimmt deßhalb an, daß dieselbe von der Hunte den Namen erhalten habe, welche von dem Zusammenflusse mit der Haaren bis zur Weser die Aldena oder Altwasser genannt sei. Hiergegen Schloifer in seiner Beschreibung der Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst (Manuscript in der Bibliothek § 2, auch Oldenburgische Blätter 1829 S. 211). Andere gehen auf das alte Friesische Landrecht zurück, welches unter den sieben freien Straßen der Friesen eine erwähnt, die nach der ältesten Codifikation von dem Orte „Hammersteen“ nach Feber führte. Dieses Hammersteen wird in den späteren Abfassungen Omersburg und in der plattdeutschen Uebersetzung des Afegabuches Oldenburg genannt. Man vermuthet hierin die spätere Burg, damals die Ammersburg oder eine Volksburg der Ammerländer. Doch ist diese Hypothese ebenfalls sehr unsicher, vergl. Strackerjan in den Oldenb. Blättern 1829 S. 165, Mühle daselbst 1831 S. 507. Halem Oldenb. Geschichte I. S. 124. Kohli Handbuch II. S. 7.

**S. 6.** Der Ursprung des oldenburgischen Grafengeschlechtes wird mit Sicherheit nicht mehr festgestellt werden können. Vergl. über die noch

im vergangenen Jahrhundert unter den Publicisten lebhaft erörterte Controverse Schloiser Staatsbeschreibung § 16. Hamelmann hat im Prooemium zu seiner Chronik die Abstammung von Wittekind näher erörtert, welche auch so sehr der Familientradition entsprach, daß Graf Johann den Groninger Rector Emmius, welcher Zweifel an der Richtigkeit derselben zu äußern wagte, hart verfolgen ließ. Jetzt nimmt man die weibliche Abstammung von Wittekind als gesichert an, die von Walibrath oder Walbert, dem Enkel Wittekind's, der zu Wildeshausen saß, bis zu der Rixa oder Richenza, der Gemahlin des ammerischen Grafen Elimar I. führt. Für die eigene Abstammung desselben von dem alten Sachsenherzoge läßt sich dagegen geltend machen, daß er muthmaßlich die Wittekind'schen Erbgüter im Ammergau besaß. Dies ist der Standpunkt Halem's und Rundes und wir werden schwerlich je darüber hinauskommen. Die neueste Untersuchung über die Genealogie der oldenburgischen Grafen ist von Bippen, Bremisches Jahrbuch IX. S. 131, der übrigens auch über Elimar I. nicht hinausgeht (1091—1108) und darauf die einzelnen Linien und ihre Angehörigen bis Diedrich den Glücklichen im Gegensatze zu den von Halem aufgebrauchten Irrthümern richtig stellt.

**S. 6.** Ueber das Vorkommen der Biber an der Stelle des jetzigen Oldenburg, Wiepfen, Berichte des Oldenburger Landesvereins für Alterthumskunde, IV. Heft S. 134.

**S. 7.** Ueber Elimar I. und die angezogene Urkunde, Halem I. S. 150. Doch wird die Echtheit der Urkunde angezweifelt. Bippen a. a. D. S. 134.

**S. 10.** Die Märkte in Oldenburg werden zuerst in dem Tractate des Grafen Johann X. mit der Stadt Bremen erwähnt. Halem Urkunden I. S. 457: Sed in Aldenborgh bis in anno, videlicet in die Viti et in die Galli, forum adibunt.

**S. 12.** Eine authentische Uebersetzung des Freibriefes der Stadt (vom Archivrath Dr. Leverkus) befindet sich im Anhange der Lastus'schen Schrift „Oldenburg zur Zeit unserer Väter“, Oldenburg 1845. Die gewöhnliche, von Hamelmann und Halem überkommene Meinung ist, daß der Graf aus Dankbarkeit für die Hülfe der Bürger in der Schlacht auf der Tungelesermarsch der Stadt den Freibrief ertheilt habe. Auch soll erst dann mit der Befestigung der Stadt begonnen worden sein. Vergl. hiergegen Strackerjan „die räumliche Entwicklung der Stadt Oldenburg vor und nach dem Freibriefe von 1345“ in „Von Land und Leuten“, Oldenburg 1881, S. 121, welcher die Spuren der ältesten Wallanlagen in der Gast- und Schüttingstraße entdeckt haben will. Auch wird der Ort schon vorher eine Stadt genannt. Städte aber sind nach dem mittelalterlichen Begriffe stets besetzt. Die im Texte vertretene Auffassung über die Motive zur Ertheilung des Freibriefes geht in erster Linie auf das entstandene Bedürfnis

eines freien Verkehrs zurück, dem grade das Bremer Recht zu genügen im Stande war. In den allgemeinen rechtsgeschichtlichen Grundlagen folgt sie vielfach den Anschauungen Maurers, „Geschichte der Städteverfassung in Deutschland“, Erlangen 1869. Ueber den Zeitpunkt des 6. Januars vergl. Oldenb. Blätter 1844 S. 311.

**S. 21.** Mit der Entwicklung der inneren Verfassung der Stadt haben sich im Zusammenhange weder Halem noch Kunde beschäftigt. Ueber den Zustand zum Schlusse der gräflichen Zeit berichtet Winkelmann, Chronik S. 62.

**S. 25.** Der hier gemachte Versuch einer culturgeschichtlichen Schilderung oldenburgischer Zustände zur Zeit der letzten Grafen stützt sich auf zahlreiche Anhaltspunkte in den Quellen, ohne sich indessen in deren freier Verwerthung Zwang aufzuerlegen. Ueber die Fehde zwischen Lipsius und Hamelmann, vergl. Halem II. S. 208. Ueber die erste Gestalt der Burg mit ihren zwei Thürmen berichtet Hamelmann im Prooemium seiner Chronik am Schluß. Dort liefert er auch das älteste Bild von der äußeren Stadt im Jahre 1599. Winkelmann giebt Chronik S. 60 kurze Nachrichten und einen Abriß der Stadt vom Jahre 1667. Andere Notizen finden sich in seiner Lobsschrift „Ammergauische Frühlingstlust“. Merian in seiner Topographia Westphaliae 1649 S. 51 giebt ein hübsches colorirtes Bild von der Stadt. Wenig enthalten die gleichzeitigen Reisebeschreibungen, z. B. des Frankfurter Zacharias Conrad von Uffenbach, Oldenb. Mittheil. 1838 S. 83. Nicht uninteressant sind die Executorialmandate, mit denen die Grafen im 16. Jahrhundert verschiedene streitige Punkte der städtischen Verwaltung erledigten. Sie sind handschriftlich als Statuten der Stadt gesammelt auch in der Bibliothek erhältlich. Eine wahre Fundgrube culturgeschichtlicher Notizen liefert das Corpus Constitutionum Oldenburgicarum aus der letzten gräflichen und der dänischen Zeit. Die alten Wehrverhältnisse schildert Welzien, „Militärische Studien“, Oldenburg 1858. Ein Bild von dem äußeren Aussehen der früheren Stadt giebt Lasius in der schon citirten Schrift „Oldenburg zur Zeit unserer Väter“. Sehr ansprechend sind die kurzen Nachrichten von H. A. Spieske „Erinnerungen eines alten Oldenburgers“, Oldenburg 1883. Vielfache andere Einzelheiten finden sich in den Oldenburgischen Blättern und in den Kalendern zerstreut.

**S. 51.** Ueber die gewerblichen Anordnungen der dänischen Regierung Halem III. S. 135. Ueber die Umwandlung der Rathsverfassung Oldenb. Blätter 1844 S. 311. Ueber den Verfall der Wehrverfassung Welzien a. a. O. Fünfter Abschnitt.

**S. 59.** Ueber das Aussehen der Stadt bei dem Regierungsantritte der Gottorper vergl. außer den obigen Schriften Oldenb. Blätter

1824 Nr. 4 und 5, Oldenb. Zeitung vom 24. November 1873 und die Denkschrift: Oldenburgs hundertjährige Jubelfeier am 14. December 1873.

## II.

S. 71. Ueber das erste Christenthum im Münsterlande vergl. Nieberding in den Oldenb. Blättern 1828 S. 41. Niemann, Geschichte der alten Grafschaft Cloppenburg 1873 S. 9. Ueber den Abt Castus auch Neue Bechtaer Zeitung Nr. 63 von 1886.

S. 72. Ueber Pleccateshem oder Blexen vergl. Strackerjan, Aberglaube und Sagen S. 8.

S. 73. Ueber die alten, noch jetzt nachweisbaren Kirchenpfade bei Wieselstede vergl. Oldenb. Blätter 1824 S. 205 und Folte, chronologische Nachrichten zur Feier des 800jährigen Stiftungsfestes der Kirche und Gemeinde Rastede, 1859 S. 15.

S. 74. Die Fabeln über Jadeleh und Mellum sind schon von Halem Oldenb. Geschichte I S. 125 beseitigt. Ueber die Stiftung des Klosters Rastede ebendasselbst S. 147, auch Adalrich von Wittken Abhandlungen zur Oldenb. Geschichte 2, 3 und 4 Manuscript.

S. 76. Ueber den Bernsteinfund und die Sage der Leuchtenburg Oldenb. Blätter 1822 S. 666.

S. 79. Ueber die Kirchenvisitationen Halem a. a. D. S. 115. Die Bulberinck Stelle liegt noch jetzt nahe beim Bahnhofs in Zwischenahn.

S. 80. Die Erzählung von den Reliquien und die späterhin eingestreuten Anekdoten aus dem Klosterleben sind den Rasteder Chroniken entnommen, ohne daß jedesmal der Ort hier einzeln angeführt wird.

S. 84. Die meisten Güter des Klosters, über welche in einem Anhange zur Chronik besondere Verzeichnisse existiren, machten noch später den Lehnhof des Grafen aus, vergl. Halem II S. 80 und Schloiser Staatsbeschreibung Manuscript E 84.

S. 84. Ueber das Siegel der Abte Wittken a. a. D. S. 21, der vollständige Titel der Abte war N. N. Misericordia divina Abbas monasterii St. Mariae de Rastede ordinis St. Benedicti.

S. 87. Ueber den Abt Siwardus Merzdorf, Bibliothekarische Unterhaltungen 1844 S. V. Ferner Sauerland, Zeitschrift für deutsches Alterthum von Steinmeyer, Neue Folge XVIII. Bd. 1. Heft 1886 S. 5, welcher annimmt, daß der Verfasser eines mittelalterlichen Lehrgedichtes, Wernher von Elmendorf, seine Bildung in Rastede empfangen habe. Ueber Nycolfus die Urkunde bei Ehrentraut Friesisches Archiv II S. 314.

S. 88. Ueber die ältesten Rasteder Jahrbücher vergl. die kritische Untersuchung des Hamburger Archivaren Dr. Lappenberg in Ehrentraut

Friesisches Archiv II, S. 228, dem auch Georg Waiz in der Einleitung zu seinem für die Herz'schen Monumente besorgten Abdrucke sich anschließt. Bekannt ist, daß Halem die Urkunde des Landesarchivs, deren Neuzeres er beschreibt, mit dem Abdrucke des Chronicon bei Meibom II. S. 89 verwechselt hat. Dieses letztere liegt auch der Uebersetzung des Notars Balthasar von Wida: „Die rare und uhralte Oldenburg-Rahstädtische Chronica, Oldenburg 1719“ zu Grunde.

**S. 89.** Ueber den Löwenkampf des Grafen Friedrich vergl. Wittken a. a. D., Halem I. S. 412 und sodann die weitschichtige Untersuchung von Mühle in den Oldenb. Blättern 1847 S. 151 ff. Man nimmt gewöhnlich an, daß Graf Huno, der in anderen Urkunden mit diesem Namen nicht erwähnt wird, eigentlich der Markgraf Udo von Stade, dem einstens auch das Ammerland gehörte, und Graf Friedrich dessen Nachfolger Graf Friedrich von Stade gewesen sei, wobei denn auch die Verwechslung von Stade und Rastede naheliegt. Für die historische Existenz eines eigenen Grafen Huno hat sich Lappenberg a. a. D. ausgesprochen. Erwähnt muß noch werden, daß in der ältesten Urkunde ein Ort für den Reichstag nicht genannt wird und die Beifügung von Goslar ein späterer Zusatz ist. Ein altes Volkslied vom Löwenkampfe wird in Strackerjan's Beiträgen S. 237 mitgetheilt.

**S. 95.** Der Sachsenpiegel, Landrecht und Lehnrecht. Nach dem Oldenburger codex picturatus von 1336, herausgegeben von A. Lübben. Mit Abbildungen in Lithographie und einem Vorworte zu denselben von F. von Alten. Oldenburg 1879. Die zahlreiche Literatur siehe bei Merzdorf, Bibliothecarische Unterhaltungen S. XXXI.

**S. 99.** Ueber den Streit wegen der Beisetzung des Grafen Diedrich Schiphower bei Meibom II. S. 171.

**S. 102.** Die letzten Nachrichten von den Rasteder Nebten giebt Hamelmann Chronik S. 43, vergl. auch Schloifer a. a. D. § 89.

**S. 103.** Ueber den Aufenthalt Anton Günthers in Rastede vergl. Winkelmann Chronik S. 512. Von einer 1675 erschienenen Schrift „Das lob- und liebreiche Rastede“ sind leider nur noch die beiden ersten Capitel, die von Rastede und vom Grafen Huno handeln, im Archive vorhanden. Oldenb. Blätter 1824, S. 308.

**S. 104.** Ueber von Römer Oldenb. Blätter 1844, S. 238 und das Verzeichniß des neuen und alten Adels der Grafschaften bei Schloifer a. a. D. § 101.

### III.

**S. 111.** Das Citat bei Kuhl Nordwestdeutsche Skizzen I. S. 61 vergl. im Allgem. G. von Berg Zwischenahn und seine Umgebung, Oldenburg 1875.

**S. 121.** Ueber die angebliche Verbindung des Zwischenahner Meeres mit der Jade Kuhl Handbuch II. S. 38.

**S. 130.** Die Schilderung des Nales nach Prof. Beneke in v. d. Borne Handbuch der Fischzucht und Fischerei 1886 S. 172, vergl. Abhandl. des naturwissenschaftlichen Vereins zu Bremen V. Bd. S. 178.

**S. 133.** Die Sage hier in der ihr von Strackerjan Aberglaube und Sagen I. S. 245 gegebenen Fassung.

**S. 134.** Die Wechselbeziehung zwischen Seebecken und Höhenzug hebt schon Kohl a. a. O. für das Steinhuder Meer hervor, allerdings auf Grund der damals noch herrschenden Drifttheorie des Engländers Lyell. Er führt als Analogon das Zwischenahner Meer an, welches er im Norden von einem Kranze von Hügeln umgeben sein läßt. Diese sog. Dreiberge sind indessen in ihrem Kerne wohl nur Trümmerhaufen einer früheren Burg. Eine sehr gute und übersichtliche Darstellung der seit den siebziger Jahren zur Herrschaft gelangten Gletschertheorie des Schweden Torell giebt W. Dames, Die Glacialbildungen der norddeutschen Tiefebene in Birchow und Holzendorf Vorträgen XX. Serie, Heft 479, 1885. Vergl. über die „Moränenlandschaft“ auch Supan Grundzüge der physischen Erdkunde 1884 §§ 223 und 277. Ueber den Boden Mecklenburgs und seine Beziehungen zur Eiszeit hat der Rostocker Professor F. E. Geinitz in den Hefen 1 und 5 der Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde eine interessante Untersuchung veröffentlicht. In Betreff der geologischen Verhältnisse des Herzogthums existiren nur die Einzeluntersuchungen des Dr. R. Martin in Leyden, veröffentlicht in den Abhandlungen des naturwissenschaftlichen Vereins zu Bremen V. Bd. S. 289 u. 487, VII. Bd. S. 311. Martin ist kein Anhänger der reinen Gletschertheorie. Sein Urtheil geht dahin, daß die Entstehung unseres Diluviums auf Grund seiner Geschiebe und seiner vortrefflichen Schichtung hauptsächlich durch Absatz im Wasser erklärt werden muß. Er schließt sich deshalb der Annahme einer theils schwimmenden, theils aufliegenden Gletscher-Eisdecke an. Bei dem Mangel einer zusammenfassenden sachverständigen Darstellung hat der Text sich begnügt, nur ganz im Allgemeinen auf die Bedeutung des Problems für die oldenburgische Geest hinzuweisen.

**S. 140.** Einen Wohnsitz des Grafen Egilmarus oder Egelmarus (II.) zu Twischena bezeugen Historia de fund. monast. Rasted. bei Ehrentraut II. S. 266 und Chronicon Rasted. bei Meibom III. S. 95. Von einem Wohnsitz des Grafen in Elmendorpe ist in diesen ältesten Quellen keine Rede. Hamelmann Chronicon S. 53 läßt das Elmendorfer Meer von dem Grafen Elimar seinen Namen erhalten. Diese seitdem öfters vertheidigte Ableitung wird aber zweifelhaft, wenn thatsächlich eine Burg des Grafen in Elmendorf sich nicht befunden hat. Man wird deshalb wohl der Herleitung des Namens von dem niederdeutschen elme oder Ulme den

Vorzug geben müssen, wie auch Elmeloh und Elmelage. Vergl. R. S. in der Oldenb. Zeitung Nr. 38 vom 15. Febr. 1886. Hamelmann a. a. D. S. 63 läßt durch das Ableben des Friedrich von Anvorden und seiner Ehefrau Beatrig deren Besitzungen zu Elmendorf an die oldenburgischen Grafen fallen, was möglich, aber sonst nicht bewiesen ist. Es wird wohl dabei bleiben müssen, daß Elmendorf erst im 14. Jahrh. durch Kauf an die Oldenb. Grafen gelangte. Eine ganz isolirte Stellung nimmt H. B. Sauerland in Steinmeyers Zeitschr. für deutsch. Alterth. Neue Folge Bd. XVIII. 1. Heft ein, welcher von den Söhnen des Grafen Egilmar I. Christian I. zu Zwischenahn und Egilmar II. zu Elmendorf wohnen läßt und ihnen dann auch die Sage von dem Brudermorde imputirt, die ihm allerdings nur eine rückwärts datirte sagenhafte Wiederholung der Nachricht über den an Christian II. nach seiner Rückkehr aus dem dritten Kreuzzuge verübten Mord erscheint. Hätte das Ereigniß auf der Kreuzwische sich unter Angehörigen der gräflichen Familie abgespielt, so wäre es doch wohl sicherlich von den Chronisten des Hauses erwähnt worden.

**S. 142.** Die Erzählung von dem Brudermorde bringt zuerst die Hist. de fund. monast. Rast. und dann, vermehrt mit einigen Zusätzen über die Lokalität und das Eingreifen der Kirche, das Chronic. Rasted. a. a. D. Gewöhnlich werden die beteiligten Personen als die Herren von Elmendorf bezeichnet. Die adeliche Familie dieses Namens kommt aber erst am Schlusse des 13. Jahrhunderts vor. Vergl. auch Hamelmann S. 53.

**S. 143.** In Betreff der im Texte genannten adelichen Familien vergl. Siebrand Meyer Oldenb.-Delmenhorstische Merkwürdigkeiten (collect. hist. antiqu. Bd. 3 in der Bibliothek 9. Capitel S. 269). Daß man bei der Kirche in Zwischenahn die Reste eines Hauses im Meere entdeckt hat, wird bestimmt angeführt von Halem Bd. 2 S. 512 und lebt auch noch in der dortigen Tradition. Sog. Burgfrieden haben sich später noch mehrere auf dem Ammerlande befunden, z. B. bei Duhje in Halstrup, Detjen in Hülstede und Hotes in Nschhausen. Oldenb. Blätter 1828 S. 186. 1845 S. 290. Ganz dieselbe Bedeutung hatten die sog. Lehms bei Behta. Old. Blätter 1821 S. 175 und Mitth. des histor. Vereins zu Osnabrück XII. S. 381.

**S. 145.** Die Vorgeschichte der Familie von Elmendorf ist in den einheimischen Geschichtsquellen wenig aufgeklärt. In der Literaturgeschichte des Mittelalters existirt aus dem 12. Jahrhundert ein Lehrgedicht in thüringischer Mundart, welches der Caplan Wernher von Elmendorf auf Veranlassung des Probstes Diedrich von Elmendorf zu Heiligenstadt abgefaßt hat. Vergl. hierüber die citirte Abhandl. von Sauerland und Oldenb. Zeit. a. a. D. Der Zusammenhang dieser Personen gerade mit unserer Familie ist übrigens mit Sicherheit auch dort nicht festgestellt.

Ueber den Verkauf von Elmendorf Kohli a. a. D. Ann. und Niederding Geschichte des Niederstifts Münster II. S. 468.

Das jetzt noch allein als solches erhaltene Gut Eyhausen (Edinchusen, Eddinghausen) soll im 16. Jahrhundert im Besitze eines Junkers Moritz von Oldenburg gewesen sein (nach S. Meyer bei dem Namen Mandelsen). Später gehörte es einem Heinke von Mandelsen (Mandelsloh). 1631 verkaufte es Hermann von Ompteda an Hermann von Westerholt. Nach dessen Tode kaufte das Gut der Brigadier Anton Günther von Pottendorff. Eine Tochter desselben brachte es an ihren Mann, den Königl. Preuß. Geheimen Rath Bogt zu Minden, dessen jüngste, 1741 mit dem oldenb. Conferenrath von Bahrendorff (aus Nieste bei Osnabrück) verheirathete Tochter es sich bei der Erbtheilung für 9000  $\text{R}$  anrechnen ließ. 1872 gelangte es durch Testament an den Schwesterjohn des letzten Bahrendorff, den Gutsbesitzer Wilhelm Bothe.

Ueber die Ausgrabung bei Dreibergen vergl. Oldenb. Blätter 1845 S. 291; von Berg a. a. D. S. 15; Bericht des Oldenburger Alterthumsvereins 1875/76 S. 7.

**S. 148.** Ueber den Gesundbrunnen zu Helle vergl. Winkelmann Chronik S. 133 ff. Gramberg Blätter vermischten Inhalts 1797 S. 454. Acte des Amtes Westerstede.

#### IV.

**S. 160.** Ueber die Kriegsfahrt Friedrich Wilhelm von Braunschweig im Jahre 1809 ist die letzte, hauptsächlich nach den Tagebüchern der Betheiligten bearbeitete Veröffentlichung ein Vortrag von Dr. Friedrich Perle, Oldenburg 1885.

**S. 161.** Der 50jährige Gedenktag der Aufhebung des Weserzollens ging in der Hansestadt nicht unbemerkt vorüber und brachte die Weserzeitung Nr. 8352 vom 10. Mai und Nr. 8353 vom 11. Mai 1870 darüber interessante Erinnerungen.

**S. 165.** Die ältesten Nachrichten über Elsfleth enthält der Staatskalender von 1796 S. 82. Für die Geschichte der oldenburgischen Rhederei und Schifffahrt fehlt es an einer zusammenhängenden Darstellung, so daß der hier gemachte Versuch, den allgemeinen Gang zu sezziren, sich nur auf die mageren Notizen im 1. Hefte der statistischen Nachrichten für das Großherzogthum Oldenburg und auf die ferneren kurzen Publicationen des statistischen Bureau's, namentlich im Magazin für die Staats- und Gemeindeverwaltung, sowie auf andere amtliche Materialien berufen kann. Sehr eingehende Mittheilungen über die früheren Walfischfahrten bringt dagegen Lindemann „Die arctische Fischerei der deutschen Seestädte 1620

bis 1868" Ergänzungsband VI. 1869—1871 der Petermannschen Mittheilungen.

**S. 177.** Ueber die ehemalige Landwirthschaft in der Zeverschen Marsch vergl. auch Zeverscher Historiencaender von 1842. Festschrift der Landwirthschaftsgesellschaft zu Celle 1864 2 Abth. S. 523.

**S. 182.** Ueber die Besiedelung des Stedinger Landes vergl. Mühle Oldenb. Blätter 1830 Nr. 24 ff., auch in Strackerjans Beiträgen, ferner Schuhmacher „Die Stedinger“ Bremen 1865 II. Theil. Ueber die wechselnde Auffassung der Stedinger Bewegung hat Schuhmacher im 1. Theile seiner interessanten Monographie eine dogmengeschichtliche Darstellung gegeben.

**S. 189.** In Betr. der Weserfischerei vergl. Nordwest von 1879 Nr. 35, Weser-Zeitung Nr. 9689 und 9698 von 1874. Abhandl. des naturwissensch. Vereins zu Bremen Bd. 6 S. 577.

**S. 191.** Ueber den Moorricmer Canal Zeitschrift für Verwaltung und Rechtspflege VII. S. 288.

**S. 192.** Die ersten Nachrichten von Brake bringt der Staatscaender von 1799 S. 149. Ferner Kohli Handbuch II. S. 98. Die spätere Entwicklung ist hier nach handschriftlichen Mittheilungen in Acten geschildert. Die gewöhnliche Annahme, daß die Brake, welche der Stadt ihren Namen gegeben haben soll, im 15. Jahrhundert bei Zudämmung des Doekfleth entstanden sei, wird von anderer Seite bestritten und ein viel älterer Ursprung für die Lokalität in Anspruch genommen. Oldenb. Blätter 1824 S. 108. 1845 S. 265.

## V.

**S. 212.** Vergl. von Alten in dem Berichte des Oldenburger Landesvereins für Alterthumskunde III. Heft: Die Kreisgruben in den Watten der Nordsee und die ähnlichen Ausgrabungen in Zeerland und Butjadingerland.

**S. 216.** Die hier gegebene Darstellung von der Marschenentstehung schließt sich den Ergebnissen der bisherigen Forschung an, vergl. Guthe, die Lande Braunschweig und Hannover, 1867, S. 7. von Maak, die Urgeschichte des Schleswig-Holsteinischen Landes, 1869, Einleitung. Prestel, Der Boden, das Klima und die Witterung von Ostfriesland, 1872, S. 14. Weigelt, Die nordfriesischen Inseln, 1873, S. 126. Es darf jedoch nicht verhehlt werden, daß diese Theorie einigermaßen schwankend geworden ist, seitdem dabei eine so maßgebende Katastrophe, wie die Erdsenkung, vielfache Anfechtungen erfahren hat. Am eingehendsten sind derartige Niveauveränderungen seit L. von Buch bekanntlich an der scandinavischen Halbinsel

studirt. Man ist aber jetzt den einzelnen Gründen local näher gerückt und das früher so einfach angenommene Phänomen gestaltet sich dann zu einem höchst complicirten. Vergl. Supan, physische Erdkunde, 1884, § 159. Sueß, das Antlitz der Erde, 1888, II. S. 677, nimmt an, daß Oseillationen des Meeresniveaus rings um alle Küsten sich nicht durch Hebung und Senkung der Continente erklären lassen und daß historische Veränderungen nicht nachweisbar seien. Vergl. auch Penck in Kirchhoffs Anleitung zur wissenschaftlichen Landesforschung, 1889. Für die Nordseeküste bleiben indessen immer die auch unserer Wasserbautechnik bekannten Depressionen der unter der Kleischicht befindlichen großen Moor- und Dargläger bestehen, die für das Stedingerland die Nothwendigkeit einer Entwässerung mit Hilfe von Schöpfmühlen hervorgerufen haben und über kurz und lang die übrige Moormarisch in dieselbe Lage bringen werden.

**S. 223.** Der Stamm der Friesen ist ebenso oft gepriesen, wie wegen seines etwas hoch gesteigerten Selbstgefühls hart getadelt worden. Guthe a. a. D. S. 651, legt Werth auf das Urtheil Böses, das Großherzogthum Oldenburg, S. 89, welcher übrigens doch wohl fehl greift, gewisse allgemeine Charakterzüge jedes wohlhabenden Bauernstandes als speciell friesische Eigenthümlichkeiten hinzustellen. Eine sehr ansprechende Schilderung giebt Weigelt a. a. D. S. 182. Die körperliche Erscheinung der Friesen ist bekanntlich neuerdings von Virchow untersucht worden: Beiträge zur physischen Anthropologie der Deutschen mit besonderer Berücksichtigung der Friesen, Berlin 1877. Für eine Charakteristik der modernen Friesen darf nicht die herrschende Stellung vergessen werden, welche dieselben vermöge ihrer Zähigkeit und ihres historisch überkommenen Sinnes für persönliche Selbstständigkeit in der neueren Selbstverwaltung errungen haben und die ungefähr der politischen Bedeutung der Bauerndemokratie in Dänemark und Norwegen gleichkommt.

**S. 226.** Hamelmanns Erzählung von der Antonisluth, nach welcher die 7 Rüstinger Kirchspiele in Einer Nacht vollständig verschlungen sein sollen, entspricht weder den Thatsachen noch der physischen Wirkung des Wassers an unserer Küste, welche eine langsam nagende ist. Die Wahrheit giebt der Jeverische Chronist Kemmer von Seediak, mit dessen Hilfe Tenge, der Jeverische Deichband, 1884, S. 1 ff., eine Reconstruction des alten Rüstringens versucht hat. Vergl. Gesellschafter von 1864, S. 17.

**S. 228.** Es braucht nicht erwähnt zu werden, daß in der physikalischen Erklärung der Schlickbildung noch Vieles streitig ist. Gewöhnlich nimmt man an, daß die Thätigkeit der Flüsse dabei eine größere sei, als die des Meeres. Doch ist dies wohl nur lokal zu unterscheiden. Ahrends in seinen noch immer lesenswerthen Schriften über Ostfriesland und die Nordseeküste ist der Meinung, daß das Meer von unterirdischen Gebirgen die Materialien wegschüle. Es ist zuzugestehen, daß zu einer so hervor-

ragenden Grodenbildung, wie am Dollart, die Ems wenig beigetragen hat. Deshalb stellt Prestel a. a. O. S. 74 die ähnliche Hypothese auf, daß die von den Bergen Schottlands und Englands losgelösten Brocken mit der Fluthströmung zur Deutschen Küste gelangen.

**S. 236.** Ueber den Zustand des oldenburgischen Wasserbaus vergl. Nienburg im Magazin 1865, S. 25 und Tenge, Die Deiche und Uferwerke im 2. Bezirk des 2. Deichbandes 1878, im Anhange.

**S. 239.** Ueber das Ellenjer Deichwerk vergl. Tenge, FEVERScher Deichband S. 25. Ueber den Schweiburger Moordeich Halem III S. 200.

**S. 246.** Da Goethe die Nordsee nicht gekannt hat, so hat ihm bei seiner lebhaften Schilderung der Wattenlandschaft vielleicht die Lagune bei Venedig vorgeschwebt.

## VI.

**S. 259.** Die Dammer Berge scheinen kein uninteressantes Problem für den Flachlandsgeologen zu sein und sind mit Unterstützung der oldenburgischen Regierung wissenschaftlich zum Ersten Male von K. Martin zu Leyden untersucht, vergl. Abhandl. des Brem. naturw. Vereins Bd. 7 1882 S. 311. Martin entnimmt aus dem Resultate seiner Untersuchung Gründe gegen die Lorell'sche Theorie des festen Inlandseises.

**S. 264.** Ueber Steindenkmäler und Urnengräber s. auch meine Skizze im Gesellschafter von 1886 Auf der Ahlhorner Haide.

**S. 266.** Die ältesten Lokalschriftsteller Lohdman und Möser vermutheten bereits, daß der letzte Kampf zwischen Germanicus und Armin bei Damme, in dessen Namen sie einen Hinweis auf den *latus agger*, den Damme der Angrivarier sahen, ausgefochten sei. Ihnen schloß sich noch Studienrath Dr. Müller in seinem Berichte über Alterthümer im Hannoverischen an, Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen 1870 S. 345 Alte Umwallungen und Schanzen. Er glaubte, daß der Damme über Lemförde, Rahden, Diepenau zunächst an die Weser und dann an das Steinhuder Meer ging und am anderen Ende des Moores die Derfahburg und die Sierhauser Schanzen gleichsam Brückenköpfe zu demselben gebildet hätten. Diese Ansicht wird aber von ihm daselbst 1871 S. 279 zurückgenommen, indem die entdeckten Reste des angeblichen Dammes nur einer Verschanzungslinie aus dem 30jährigen Kriege angehört haben sollen, wobei denn auch die Bezeichnung Schwedenschanzen für die Sierhauser Befestigungen zu Ehren kommen könnte. In ein neues Stadium gelangte bekanntlich der schon über 200 Jahre alte Streit, als Mommsen aus den bereits früher vielfach verwertheten Münzfunden bei Barenau den Schluß zog, daß nicht Germanicus im Jahre 16, sondern Varus im Jahre 9 hier



gekämpft habe. Dies gab dann Dr. Franz Böcker zu Damme Veranlassung, in einem mehr wohlgemeinten als kritischen Buche „Damme als der muthmaßliche Schauplatz der Varusschlacht sowie der Kämpfe bei den pontes longi im Jahre 15 und der Römer mit den Germanen am Angrivarierwalde im Jahre 16, Köln 1887“ die Ehren aller Kämpfe für seinen Heimathsort in Anspruch zu nehmen. Wer unbefangenen die Lokalität prüft, wird grade nicht zu der Ansicht sich neigen, daß eine solche geringfügige Erhebung, auch wenn sie damals wasserreicher und stärker bewaldet gewesen ist, kriegserprobten Schaaren, wie den römischen Legionen, auf der zum Durchpassiren erforderlichen kurzen Zeit wirkliche strategische Hindernisse bereitet haben kann.

S. 267. Die Bohlenwege sind zuletzt kritisch untersucht in von Alten: „Die Bohlenwege im Flußgebiet der Ems und Weser“, 6. Heft der Berichte des Oldenburger Landesvereins für Alterthumskunde, 1889.

S. 272. Die Dersaburg oder olle Borg hat bereits eine ganze Literatur. Es mag genügen, auf Niemann in dem 2. Bericht des oldenburgischen Alterthumsvereins hinzuweisen. Die merkwürdige Zusammenhäufung derartiger Befestigungen auf dem Wiehengebirge und Umgegend hat Anlaß zu genauen, durch den historischen Verein für Niedersachsen veranstalteten Aufnahmen gegeben, aus denen der „Atlas vorgegeschichtlicher Befestigungen in Niedersachsen von N. von Oppermann“, Hannover 1888 Heft 1 u. 2 hervorgegangen ist. Vergl. auch Hartmann in der Zeitschrift des histor. Vereins für Niedersachsen 1886 S. 120. In der Schrift von Dr. R. Behla „Die vorgegeschichtlichen Rundwälle im östlichen Deutschland“ Berlin 1888, wird mit Entschiedenheit der alleinige Cultuszweck für diese Denkmäler in Anspruch genommen.

S. 275. Geschichtliches über Damme enthalten die Oldenburgischen Blätter 1820 Nr. 17, 1827 Nr. 40, 1829 Nr. 30. Ferner „Geschichte von Damme und des Gaus Dersaburg“ von Dr. Franz Böcker, 1887.

S. 276. Die Darstellung der ländlichen Verhältnisse ist von den Lokalschriftstellern seit Möser und Nieberding mit Vorliebe behandelt worden und braucht nur auf die letzten, in der Hauptsache abschließenden Arbeiten von C. Stüve „Wesen und Verfassung der Landgemeinden und des ländlichen Grundbesitzes in Niedersachsen und Westphalen“, 1851, und auf die betreffenden Abschnitte in seiner „Geschichte des Hochstiftes Osnabrück“, 2 Theile, 1872, hingewiesen zu werden. Weitere Einzelheiten enthalten die Oldenburgischen Blätter z. B. über die Lage der Feuerleute in Veranlassung der Markentheilungen die nicht uninteressante Debatte zwischen Nieberding und dem Gemeinheitscommissär Niebour, 1819 Nr. 26, 1820 Nr. 33, über das Hollandsgehen 1840 Nr. 38, über das Wort Esch auf der Oldenburger Geest 1831 Nr. 36, 38, Geschichte der Hofsöhnen im Münsterlande 1842 Nr. 31. Ueber die Feuerleute vergl. ferner die gründliche, aber sehr

trockene Abhandlung im Magazin 1861 S. 130 ff. Ueber den Namen „Zeller“ Mitth. des histor. Vereins zu Osnabrück XII. S. 381.

Ueber die *Tertia marcalis* geben noch den besten Aufschluß die Verhandlungen des constituirenden Landtags über die einschlägigen Bestimmungen des Staatsgrundgesetzes 1849 S. 330, 902, 913.

**S. 294.** Ueber die osnabrückische Leinenindustrie ist zu vergl. das Königreich Hannover, statistisch beschrieben von Fr. von Reden, I. S. 330; Hannovers Staatshaushalt von Lehzen, II. 2, S. 535; Oldenburgische Blätter 1826 Nr. 25.

**S. 300.** Ueber die Hoheitsstreitigkeiten wegen Damme siehe C. L. Kunde in den Oldenb. Blättern 1817 Nr. 2 ff. Niemann in den Mittheilungen des historischen Vereins zu Osnabrück Bd. 12 S. 358.

Ueber das Läuten beim Ableben des Landesherrn: Wochenblatt für gemeinnützige Kenntnisse 1805 S. 68. Böcker a. a. D. S. 98.







P 159  
J. 199

20.46





M  
4

